HEYNE BÜCHER

HEINZ SOBOTA

DER MINUS MANN

HEINZ SOBOTA

DER MINUS-MANN

Ein Roman-Bericht

WILHELM HEYNE VERLAG

MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/5666

17. Auflage

Genehmigte, ungekürzte Taschenbuchausgabe

Printed in Germany 1990
Umschlagfoto: Hannes Jahn, Köln
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs & Schütz,

München
Gesamtherstellung: Presse-Druck Augsburg
ISBN 3-453-01.111-2

Dieses Buch widme ich mir selbst

Wenn einer nicht den Mut hat,
seine Mutter zu ficken,
sollte er wenigstens seinen Vater
erschlagen

Mit fünf Jahren, 1949

Das Gesicht des Vaters ist hart und kantig. Hänge, verschneit, hinter dem Zugfenster. Verhüllte Bergspitzen. Mutter sitzt still. In ihrem Gesicht ist nicht viel.

Ich bin das einzige Kind. Wir sind eingeladen, bei Bekannten, im Nachbarort. Da gibt es ein Mädchen, Monika, ebenso alt wie ich. Sie mag ich. Andere Mädchen kann ich nicht ausstehen. Sind betulich und riechen nach Seife und Furcht.

Vor einigen Tagen war sie mit den Eltern bei uns. Ich habe ihr versprochen, heute werden wir einen Schneemann bauen.

Der Zug hält. Wir sind angekommen. Sie erwarten uns. Monika ist klein, pummelig. Ihre Mutter resolut und gelbhaarig. Der Vater dahinter, schmächtig.

Wir laufen vor den Erwachsenen her. Ich werfe sie in den Schnee. Sie hält mich an den Beinen fest. Wir purzeln übereinander. Ich ziehe sie an den Haaren hoch. Sie schreit. Ihre Mutter lacht. Vor dem Haus dehnt sich eine glatte Schneefläche. Die Eltern gehen ins Haus.

Monika rollt schon eine Schneekugel. An einem anderen Fleck, weitab, beginne ich dasselbe. Nach einigem Hantieren sind meine Finger klamm und rot. Meine Fäustlinge sind weg. Ach ja, ich habe sie meiner Mutter gegeben.

»Ich hole mir meine Handschuhe«, sage ich. Sie nickt, buddelt weiter. Vor dem Eingang stampfe ich mir den Schnee von den Schuhen. Da kommen meine Mutter und Monikas Vater aus dem Haus.

»Wo sind meine Fäustlinge?« sage ich. Mutter reibt meine Hände.

»Im ersten Stock, im Zimmer neben der Treppe, dein Schal liegt daneben, binde ihn um«, sagt sie, »der Onkel und ich gehen zur Großmutter.« Sie deutet auf ein geducktes Haus jenseits der Schneefläche. Der Mann und sie gehen miteinander redend davon.

Ich drücke die große, schmiedeeiserne Türklinke auf und gehe zur Treppe. Ein dicker Teppich schluckt das Geräusch meiner Schritte. Im Stockwerk steuere ich auf die Tür neben dem Treppenende zu. Ich vergesse anzuklopfen. Ich öffne. Die Türe ist schwer, schwingt aber lautlos in den Angeln. Noch in der Bewegung sehe ich die Frau und meinen Vater auf dem Bett, seitlich an der Wand des Zimmers. Sie bemerken mich nicht, vielleicht auch, weil ein großer Kasten vorsteht und ich die Türe bis auf einen Spalt schließe. Ich schaue. Der Mann zwischen den Beinen der Frau ist mein Vater. Er hat keine Hose an und drückt sein Gesicht gegen die Frau. Die Frau ist Monikas Mutter. Das gelbe Haar liegt über die Polster gebreitet.

Sie stöhnt und hat das Kleid bis über den Bauch hochgeschoben, darunter ist sie nackt. Mein Vater bewegt sich zwischen ihren gespreizten Beinen auf und nieder. Jetzt werden ihre Bewegungen heftiger und wilder. Dann stöhnt mein Vater, die Frau schreit auf und wirft die Beine um meinen Vater…

Was tun die beiden? Ich habe die Tür langsam zugemacht, jetzt drücke ich sie geräuschlos ins Schloß. Das Stöhnen habe ich in den Ohren, das Bild vor Augen. Ich gehe zur Treppe, bleibe dort stehen, das Gesicht gegen die Wandtäfelung gedrückt. Plötzlich denke ich an Mutter.

Er hat doch eine Frau, wozu braucht er die gelbhaarige Frau zu umarmen und zu küssen? Er hat sie umarmt, ich habe es gesehen. Hose hat er auch keine angehabt, und die Frau war auch halbnackt.

Etwas sträubt sich in mir gegen das Geschehene – Wellen von Abwehr und Ekel laufen über mich hin. – Ich muß zu Mutter. Dann laufe ich die Treppe hinunter und aus dem Haus.

Monika wirft mir Schnee nach. Sie ruft mir etwas zu, aber in meinen Ohren braust es. Ich kann nichts verstehen. Ich laufe über das Schneefeld zu dem kleinen Haus. Auf den Stufen zögere ich und setze mich, vielleicht ist es besser zu warten, bis meine Mutter

kommt.

Eine unerklärliche Scheu läßt mich das Haus nicht betreten… was ich gesehen habe… undeutlich weiß ich, daß es gegen die Mutter gerichtet ist. Oft schon hat Mutter, wenn Vater auf Reisen war, zu mir gesagt: »Jetzt bist du der Mann im Haus, du wirst mich schon beschützen.« Ich wurde ganz stolz und aufgeregt. Lange lag ich wach und versuchte die Angst zu überwinden, wenn im Dunkeln der alte Schrank knarrte oder in Föhnnächten Dachlawinen zu Boden donnerten. Jetzt hier auf den Stufen denke ich nach – und plötzlich erscheint mir Mutter sehr schutzlos. Wenn ich an Vater denke, gärt es in mir und ich möchte wegschauen. Gehörte er noch zu uns… zu uns? Ich weiß es doch nicht. Aber irgendwie erscheint es mir, als wäre er aus einem Zimmer gegangen, in dem wir drei waren, und hat eine Türe geschlossen – und in der Wand, wo die Türe war, ist nichts mehr, was auf eine vorhanden gewesene Öffnung hinweist. Sie – Vater und Mutter – sind doch eine Einheit, und das ist jetzt nicht mehr sicher. Es war doch so selbstverständlich, dass sie zusammengehörten… es störte mich auch nicht allzusehr, dass Vater oft verreist war – wenn er nach Hause kam, erzählte er von Wäldern und den Feinden an irgendeiner verschwommenen Grenze, den Russen und wie er gegen sie kämpfte. Er hat im Rucksack einen Hammer, und mit dem hämmert er sein Zeichen in die Baumstämme. Er muß viele Baumstämme anschauen, und die gesunden sucht er aus. Daraus werden dann Eisenbahnschwellen gemacht. Vater – er ist da und ich kann ihn nicht fortschicken, obwohl ich das jetzt gerne möchte – aber wenn ich groß bin, werde ich es tun, wenn ich groß bin – wie Männer eben groß sind, oder noch besser, ein Stückchen größer und reich. So reich wie Vaters Chef, der dicke Mann mit den kleinen, harten Augen und dem großen, neuen Auto, in dem mir schlecht geworden ist, als er Mutter und mich einmal ein kurzes Stück

mitnahm. Ja, wenn ich groß bin, dann werde ich ihn wegschicken, und Mutter bleibt bei mir. An Vater zu denken ist unangenehm. Warum ist es so unangenehm? Die Frau da und die Bewegungen, dann vermeine ich die Laute wieder zu hören…

Ich sitze und schaue zu Monika, die versucht hat, einen Schneemann zu bauen. Sie trägt eine Schneekugel, den Kopf, dann läßt sie sie fallen und die Kugel zerbricht. Sie dreht sich zu mir, lacht und winkt. Ich kann nicht zurücklachen, ich habe einen Kloß in der Kehle und die Stufe ist kalt.

Ich habe nicht oft geweint und wenn, dann lautlos und in der Nacht. Mein Vater, der Mann in dem Haus da drüben, hat immer gesagt: »Du hast nicht zu heulen, oder du bist ein Mädchen, prügel dich, und bevor du zu heulen beginnst, schlag lieber noch einmal hin, klar!«

Ich merkte es mir, manchmal war es mir schwergefallen. Bei den Ohrfeigen und Prügeln, die ich von ihm bekam. Ich habe die Tränen eben hinuntergewürgt, weinte nie, nur manchmal – nachts, leise, allein.

Mutter kommt nicht. Das Mädchen ist ins Haus gegangen. Ich bin zornig und ohnmächtig. Er, er soll bei der gelbhaarigen Frau bleiben, Mutter und ich werden fortgehen, am besten gleich jetzt - ohne auf Wiedersehen zu sagen –, einfach weggehen. »Heinz!« Dann wieder: »Heinz«, es ruft mein Vater. Groß und drohend ist seine Gestalt im schwindenden Licht. Widerwillig stehe ich auf und gehe ihm entgegen. Ich will nicht gehorchen – ihm nicht – dann flackert es auf – tief in der Brust – anrennen will ich gegen ihn…

1956

Alter Staub tanzt in die Lichtbalken. Schräge, ausgeleuchtete Pyramidenstümpfe fallen durch die niedrigen Fenster. Auf die Hobelbank, auf die Bretter am gestampften Lehmboden. Die

Wände, ehemals weiß gekalkt, sind mattgrau. Ein alter, wurmzerfressener Kasten lehnt dagegen. Eine dunkel gebeizte Truhe steht daneben, massive, an den Kanten gerostete Beschläge sind mit einem großen Vorhängeschloß verbunden. Maiskolben, goldfarben, mit lichten, spröden Blättern hängen an Stangen von der Decke zum Trocknen. Eine Fliege summt um den rundgeschlagenen Amboß auf der Werkbank. Stemmeisen, Hobel, Feilen, Bohrer hängen an einem Werkzeugbrett zwischen den Fenstern. Eine große Marktwaage steht verstaubt in einer Ecke, Gewichtsstücke liegen am Wägebrett.

Der alte Mann sitzt auf einem geschweiften Lehnstuhl neben dem Kasten. Den linken, den steifen Fuß hat er geradegestreckt. Er liest in einem abgegriffenen Gebetbuch. Er ist achtzig und mein Großvater. Er legt das Buch auf die Truhe, greift nach seiner Pfeife. Langgeschwungen, mit großem, geräumigem Kopf, hängt sie in einer Schlaufe am Kasten, in Griffweite. Unter dem Brustlatz seiner großen blauen Schürze kramt er nach dem Tabaksbeutel, dann stopft er zwei Prisen von dem dunklen Kraut in die Pfeife und zündet sie an. Er raucht, spuckt dann zwischen die Bretter auf den Fußboden und wartet ohne Ungeduld.

»Vor zwei Monaten haben sie mich geholt, jetzt schicken sie mich wieder in ein Heim«, sage ich.

Seit einer Stunde hockte ich auf der Hobelbank, schnitze an einem Stück Rinde. Der alte Mann wußte genau, daß etwas Unangenehmes passiert war, aber er drängte mich nie zu reden. Er saß da, und ich merkte seine stille Freude über mein Kommen. Die Türe, nur angelehnt, knarrt leise. Eine von Großvaters vier Katzen, ein breitschädeliger, würdevoller Kater, erscheint, zeichnet gemessen mit dem Schwanz einen Kreis in die Luft und springt auf das rechte Knie des Großvaters. Mich beachtet er nicht, gähnt, zeigt ein rosiges, nadelspitz gezähntes Maul, schließt die Augen und

beginnt laut zu schnurren.

»Hoonsi – auf an Johr geht's schon«, sagt er mit weichen, gedehnten Worten. Er ist Ungar, spricht auch meistens Ungarisch, aber mir haben weder meine Mutter noch Großvaters zweite Tochter, Tante Gisa, diese Sprache beigebracht. Großvater und ich hatten eine eigene Sprache, ein für andere unverständliches Kauderwelsch. Ungarische und deutsche Brocken vermengt. Er sprach meinen Vornamen nie richtig aus.

Sein Bein war nach einer Kriegsverletzung im ersten Weltkrieg, als er bei den Honvedhusaren war, steif geblieben. Auch ein Auge hatte er verloren. Sein großer, an den Spitzen hochgedrehter Schnurrbart, seine graue Kutschermütze, die breiten, braunen Hände – ich liebe den alten Mann. Um ihn geschah meine Kindheit. Er hatte das Holzschwert geschnitzt und geleimt und für meinen ersten Indianerkopfschmuck hatte er dem laut protestierenden Hahn die grellsten Federn aus dem Schwanz gezogen.

Das ist viele Jahre her. Mit fünf holten mich meine Eltern zu sich, dann blieb ich drei Jahre bei ihnen, besuchte die Volksschule und kam dann ins Gymnasium und ins Schülerheim.

Vor zwei Monaten haben mich meine Eltern aus dem Internat genommen, und vor vier Tagen wurde ich aus der Schule geworfen. Wegen unsittlichen Verhaltens… mit Mädchen.

Realgymnasium Mattersburg – Herbst 1956 – was war geschehen? Eine Professorengruppe hatte sich kriminalistisch betätigt, unzählige Verhöre waren durchgeführt worden. Dritte Klasse – zwanzig Buben und zehn Mädchen – wurden vernommen, auch das Töchterchen des Direktors… ein kleines süßes, blondes Biest, mit züchtig niedergeschlagenen Lidern und wippendem Röckchen kam sie vom Verhör… dann die nächste, eine geile Ziege mit Kulleraugen, dann die, dann der, dann ich.

Frage: »Hast du ihr auf die Brust, unter den Rock, unter das

Höschen gegriffen?«

Antwort: »Ja.«

Sie war zwölf, wie ich. Ihre Brust war flach wie ein Brett, den Pullover hat sie selbst gehoben…

Frage: »Hast du ihr von rückwärts zwischen die Beine gefaßt, die nackte Haut oberhalb der Strümpfe berührt und sie unter dem Höschen gestreichelt? Wenn sie sich gewehrt hätte, hättest du sie schlagen wollen?«

Antwort: »Ja.«

Sie war ebenfalls zwölf und gut entwickelt. Sie hatte sich, wenn ich hinter ihr stand, vorgebeugt und die Beine leicht gespreizt – zu bedrohen brauchte ich sie nie.

Frage: »Hast du dich vor sie hingestellt und ihr dein Glied gezeigt und sie aufgefordert, es zu berühren; als sie nicht wollte, hast du sie dazu gezwungen?«

Antwort: »Ja.«

Sie ließ die Hand auch dort und bewegte die Finger vor und zurück.

Frage: »Hast du sie auf der Mädchentoilette entkleidet, sie aufgefordert, auf die Muschel zu steigen, ihre Brust, ihre Scham geküßt?
Hast du sie bedroht, wenn sie dich meldet, sie zu schlagen?«

Antwort: »Ja.«

Sie trug ihr Höschen nicht am Körper, sondern in der Schultasche. Sie stand auf der Muschel, die Augen geschlossen, und ihre Hände streichelten in meinem Haar.

Alle Beteiligten wurden strengstens gemahnt, ich relegiert. Jetzt sprechen meine Eltern wieder davon, mich in ein Internat zu geben. Ich will nicht. Mir haben die drei Jahre bisher gereicht. Große, eisige Schlafsäle, schlechtes Essen, launische Präfekten und sadistische Hilfserzieher.

Wenig Freizeit, viel Beten und noch mehr Prügel, das waren meine Erinnerungen an die letzten drei Jahre. Meinen Eltern hatte ich davon nie erzählt. Der Vater hätte mich ausgelacht und mir vorgeworfen, ich sei weich und ängstlich, und Mutter – für sie sind Professoren und Erzieher unfehlbare Autoritäten. Ich erzähle dem alten Mann stockend, was geschehen war und was kommen sollte – dann schweigen wir eine Weile. Großvater raucht, er denkt wohl nach. Ein Jahr, meint er, sollte ich wieder versuchen, ein Jahr, ihm zuliebe. Ich nehme seine verarbeitete, schwielige Hand.

»Ein Jahr lang, ich werde es versuchen.« Er nickt bedächtig. Sorgsam greift er der Katze unter den Bauch, stellt sie zu Boden. Er erhebt sich mühsam, greift nach dem dunklen Stock, mit dem er sich beim Gehen hilft. Er geht zur Werkbank, öffnet eine Lade und gibt mir daraus ein Päckchen, umwickelt mit einer Papierserviette. Ich weiß, daß eine Bäckerei darin ist. Seit vielen Jahren hat der alte Mann die Gewohnheit, wenn meine Tante gebacken hat, mir einige Stücke davon aufzuheben. Hin und wieder vergißt er es und dann ist der Kuchen Monate alt und verdorben. Diesmal sind einige frische Anisschnitten in dem Papier. Ich bedanke mich und stecke die Kuchen in die Tasche.

Großvater hat vor vielen Jahren ein Pferdefuhrwerk besessen und ist viel in der Gegend herumgekommen, als Frachter in den Orten rund um Odenburg. Jetzt bestellt er den Garten, betreut die Hühner und Katzen. Im Sommer sitzt er gerne unter dem riesigen Nussbaum und läßt sich die Sonne auf sein schmerzendes Bein scheinen. In den letzten Wochen hatte ich erst begriffen, daß Großvater sehr einsam war. Der alte Mann ist tagsüber alleine im Garten. Abends sitzt er in der großen Küche und schaut durch das Fenster auf die Straße hinaus. Er schaltet selten das Licht an, und wenn es ganz dunkel ist, streift er die Katzen von seiner Schürze und humpelt in sein Zimmer.

Meine Tante besorgt seine Wäsche, seine Mahlzeiten, mit meinem Onkel hatte ich ihn nie sprechen hören. Der alte Mann war immer verschlossen gewesen. Bei schlechtem Wetter blieb er tagsüber in dem ehemaligen Pferdestall, der nun als Brennholzschuppen dient, in dem abgeteilten Raum, in dem wir sind, las er in seinen alten ungarischen Gebetsbüchern.

Der alte Mann sitzt nun wieder friedlich, die Katze hat es sich wieder auf seinem Schoß bequem gemacht. Er sieht mich an, und in seinem Blick ist keine Eile.

»In einem Monat sehen wir uns dann«, sage ich und gehe.

Das Kloster ist graugelb und mit einer hohen Mauer umgeben. Der Gasse zu schließt an die Mauer der Kirchenbau an.

Kapuzinerkirche und Kloster in einem in Wiener Neustadt. Neun Zöglinge zwischen zwölf und siebzehn Jahren, enge Zimmer, lange, dumpfe Gänge, Wecken um halb sechs Uhr früh, ministrieren in der eisigen Kirche, jede Woche zwei andere, dann Frühstück im Refektorium.

Zehn vor acht ab in die Schule, drei Gassen weiter, ein großes, gelbes Haus, gegenüber ein Park, alte, knorrige Bäume. In der Halle hinter den Flügeltüren der Schulgeruch nach Tinte, Moder, feuchten Kleidern, Brot und Pisse. 47 Schüler in der Realschule-Klasse, ein hysterischer Klassenvorstand. Ich schlafe als zuletzt Gekommener auf dem hintersten Platz, der Eselsbank. Dann zurück in das Kloster, Mittagessen um zwei Uhr, eine mürrische Köchin, der aufsichtführende Pater rülpst und liest im Brevier. Bettelmönche mit Riesenbäuchen und wieselflinken, harten Augen, salbungsvolle Schwärmer, unfähige Erzieher. Freistunde bis halb vier. Fußball auf dem staubigen Platz zwischen den Mauern, dann Studierzeit bis sechs Uhr, dann Abendessen, eine Viertelstunde Freizeit, dann Studierzeit bis halb neun Uhr, dann Abendessen bis

halb zehn Uhr, waschen. Licht aus. Ich schlafe beim Abendgebet ein, werde bestraft, Kirche reinigen während der Freizeit, ich klaue den Meßwein, schleiche mich auf den Turm über schwindelnde Holzgerüste, dort trinke ich. Eine halbe Flasche pro Tag, dann stehle ich weiter – Zigaretten und Wein – manchmal bin ich betrunken, aber ich lerne schnell, es zu verbergen, dann schleiche ich nachts auf den Turm und trinke, da bin ich sicher. Nie falle ich über die schmalen, schwankenden Bretter, die in acht Meter Höhe über der Decke des Kirchenschiffs laufen. Manchmal borgt mir ein Pater sein Luftdruckgewehr, dann schieße ich auf Tauben und Menschen gegenüber im Park, aber durch das hastige Trinken bin ich immer sehr schnell betrunken, und dann verschwimmt das Ziel, vielleicht trägt das Gewehr auch nicht so weit. Manchmal kommen Mädchen von der katholischen Jungschar ins Kloster. Ihre schrillen Stimmen hallen über die Gänge. Dann läßt sich eine von mir den Turm zeigen. Wir knutschen, ich ziehe ihr das Höschen aus, gebe ihr zu rauchen und zu trinken. Dann wird ihr übel, und sie weint. Das ärgert mich. Wenn diese idiotische Kuh davon redet, zu Hause, oder zu den anderen. Ich drücke ihr den Gewehrlauf an die Stirn.

»Nicht, das ist gefährlich, einem in der Schule ist damit ein Auge zerstört worden«, heult sie auf.

Ich bohre mit den Fingern in ihr und dann sind meine Finger blutig und sie schreit und schluchzt.

»Ich schieß dich in den Kopf, wenn du mit jemanden darüber sprichst«, sage ich und wische das Blut ins Taschentuch.

»Du hast mir weh getan«, plärrt sie und deutet auf den dünn beflaumten Schlitz: »da unten.«

Aber sie kommt wieder und schweigt. Meine Leistungen in der Schule sind bemerkenswert, im zweiten Trimesterzeugnis, vier Nichtgenügend, in Deutsch, Englisch, Mathematik und geometrischem Zeichnen. Meine Mutter kommt zur

Sonntagnachmittagsmesse und ist gerührt über meine meßhelferische Tätigkeit im roten Rock und dem weißen Chorhemd. Dann zeige ich ihr das Zeugnis. Sie fällt fast in Ohnmacht.

»Der Vater erschlägt dich«, sagt sie und ringt die Hände. Ich lutsche Pfefferminzbonbons, damit man den Wein nicht riecht. Ich bin eher sorglos. Dann wachse ich acht Zentimeter in zwei Monaten, bin zwölfeinhalb und einszweiundachtzig groß, mit siebenundfünfzig Kilo.

Ich breche zusammen und liege dann zu Hause, gepflegt, gehätschelt und verwöhnt. Bin Mittelpunkt, sie sprechen leise, wenn sie ins Zimmer kommen, die Ärzte und der Vater, die Mutter und fremde Leute. Man redet vom armen Kind und Epilepsie. Kein Mensch fragt nach dem Zeugnis oder meinen nikotingelben Fin gern.

Elektroencephalogramm und monatelange Beobachtungen in der neurologischen Klinik. Kapazitäten bohren und wühlen, und ich schweige verschlossen. Psychiater und Psychologen, Heilmagnetiker und Hypnotiseure. Ich lebe in Wartezimmern von Ordinationen und Seancezimmern, sie klopfen an meinem Kopf, verschreiben Dutzende Medikamente, schreiben dicke Gutachten, kassieren Honorare und zucken bedauernd mit den Achseln. Mein Vater ist unsichtbar, Mutter und meine Tante haben das Kommando übernommen. Und als Wien fertig konsultiert ist, kommen Zürich und Frankfurt, obskure Wunderheiler und schlechtriechende Handauflegerinnen. Nach sieben Monaten bin ich kurz vor dem Überschnappen, dann spricht Großvater ein Machtwort.

»Loßts den Buam sogn wos er wüll«, sagt er und sein Schnurrbart wippt bös auf und nieder.

Ich gehe nach Laa an der Thaya ins Internat, lerne in vier Wochen

den Stoff von vier Monaten nach, habe drei Freundinnen, bin Kettenraucher und bekomme das erste Geld von einer Nutte. Sie heißt Frieda, ist achtzehn und geht am Wochenende in Wien auf den Strich. Sie küßt an meinem Schwanz herum und alles wäre herrlich, doch dann verprügelt mich ihr Zuhälter.

Er war zwanzig Kilo schwerer und zehn Jahre älter. Vier Tage kann ich kaum auf den Beinen stehen.

»Dir tut etwas sehr weh«, sagt sie, Jasna, elfenhaft und lieb, vierzehn, und ich knurre.

»Nein«, und verliebe mich in sie. Händchen halten und zarte Küsse. Daneben organisiere ich eine Diebesbande. Die fliegt auf, einer verpfeift mich, und mein Vater erscheint nach acht Monaten auf der Bildfläche. Er erschlägt mich beinahe, der dazwischentretende Erzieher verhütet das Ärgste. Jasna leckt meine Wunden, und ich hasse den Alten zum erstenmal so, daß ich ihn umbringen möchte.

Mein unschuldiges Verhältnis widerspricht herrschenden Moralauffassungen. Ende des Schuljahres erhalte ich ein akzeptables Zeugnis und bin mit einem Genügend in Betragen wieder relegiert.

»Du bist nichts als ein Haufen Scheiße im Körper eines Menschen«, sagt mein Vater, und Mutter weint bekümmert.

Alles trägt Blue jeans.

»Dieser amerikanische Dreck kommt mir nicht ins Haus«, tobt mein Vater, als ich den schüchternen Wunsch äußere. Bill Hailey, Eddi Cochran und Elvis Presley sind mir verboten zu hören. Wegen eines Posters von Little Richard befiehlt mir der Vater vierhundert Kniebeugen, nach zweihundert komme ich nicht mehr hoch. »Damit du mich in Zukunft mit Niggerfratzen verschonst«, sagt er. Ich klaue fünftausend Schillinge, kaufe mir fünf Blue jeans, einen genieteten Gürtel und die erste Flasche Whisky meines

Lebens.

In einem dreckigen Hotel am Ende der Wiedner Hauptstraße erwache ich zwischen zwei grellen Nutten. Sie streiten um jede Berührung, oder besser um jeden grünen Lappen. Eine säuft meine Pisse, und die andere lehrt mich sie lecken.

»Steck ihn mir in den Hintern«, sagt sie, und ich tue es. Die zweite masturbiert, und blaugeäderte Brüste quellen in mein Gesicht.

Dann ist das Geld zu Ende, die Pissoirforellen verschwunden, und ich breche bei meinem Onkel, einem pensionierten Gendarmerieoberst, ein und klaue seine Pistole, eine winzige Steyr Kal. 6.35 mit Kipplauf. Nach fünf Tagen Streunen halte ich an einem Vormittag einem Urlauberehepaar die nicht geladende Waffe unter die Nase und fordere die Urlaubskasse. Sie sind alt und haben kein Geld, ich lasse sie gehen und warte auf Lukrativeres, dann erscheint die Gendarmerie, und ich bin festgenommen.

Abends werde ich meinem Vater übergeben. Der Alte ist steinern und schweigsam. Drei Tage später sitze ich wieder in einer psychiatrischen Beobachtungsstation.

» Er ist nicht normal«, sagt mein Vater, und Mutter nickt beglückt im Kummer über diesen ehrenwerten Ausgang. Dann wandere ich unter die staatliche Erziehungsknute nach Allensteig. Die Gruppenschwester ist spätjüngferlich und versucht, verdrängte Sexualität in ungeheurem Gerede zu sublimieren.

»Stell dich in die Ecke, du Schwein, und beruhige dein Glied«, sagt sie zu mir, als ich bei der Badeschwanzkontrolle, ob der Eichel käse auch weggewaschen ist, mit einem erigierten Ast auftauche. Nach dem Abendgebet wichst mir ein kleiner, zarter Schwuler täglich einen ab. Die Nachtschwester sieht aus wie die Medusa, und ich gehe nachts nie pinkeln, ich habe Angst, sie könnte mir vielleicht begegnen. Die männlichen Erzieher machen sich einen Sport daraus, zu testen, wie viele Ohrfeigen ein Zögling aushält,

bevor er umfällt. Einer bringt es bis auf neun, und das bleibt lange Rekord, weil sich die Buben vorher zusammenfallen lassen, der mit den neun hat einen Trommelfellriß, das möchte keiner riskieren.

Mit der Absolvierung der achten Klasse Volksschule beende ich meine schulische Ausbildung, dann verlasse ich Allensteig mit subtilen Kenntnissen über die Methoden staatlich gelenkter Erziehungsstätten.

Die Ferien verbringe ich bei den Eltern, sogar mein Vater spricht hin und wieder mit mir.

Der Sommer ist eine weite, sonnenbeschienene Wiese, Mädchen sind darin, weitgeöffnete, frischfarbige Blumen.

Der Alte versucht ein Aufklärungsgespräch in Gang zu bringen. Ich höre höflich zu, dann verheddert er sich. »Danke, ich weiß Bescheid«, sage ich. Er wird menschlich und schlägt mir verlegen oder erleichtert auf die Schulter.

»Das Wichtigste im Leben des Menschen ist die Schulbildung«, sagt mein Vater, und ich wandere im Herbst ins Bundeskonvikt nach Hörn zum Besuch der Aufbaumittelschule, fünfjährige Abiturvorbereitung ohne Alterslimit. Innerhalbeiner Wocheschaffe ich es, mit zwei um vier Jahre älteren Leibwächtern als Jüngster die Klasse zu beherrschen. Veronika und Lore heißen der angenehme Tribut, der an mich entrichtet wird. Tausend Schilling Taschengeld, die braunhaarigen Wesen, Tennis und Trinkgelage nachts im Schlafsaal mit Törless'schen Spielchen verbrämt, lassen mir kaum Zeit für die schulischen Anforderungen. Der Klassenvorstand benützt einen meiner aggressiven Verschleierungsversuche.

»Ich habe das Heft vergessen… na und?«

Mit einer breit angelegten Vorhaltung aller meiner Disziplinarvergehen, die in meinem Schülerbeschreibungsbogen getreulich festgehalten sind… coram publico.

Irgendwo reißt bei mir der Faden ab. Ich verschwinde aus Schule und Konvikt und besorge mir durch einen Einbruch wieder fünftausend Schilling. Wenige Tage darauf werde ich verhaftet und ins Gefängnis beim Jugendgerichtshof in Wien eingeliefert. Unter Sechzehn ist Rauchen verboten, und ich verkaufe mein Essen für Zigaretten, bis mir die Knie weich sind und vor lauter Hunger ein Darm den anderen frißt. Ich lerne, mich wirkungsvoll zur Wehr zu setzen, den Tritt in die Eier, meine oftmals vorbestraften Zellenkameraden vermitteln mir ihre Erfahrungen. Lore schreibt mir zärtliche Briefe und ich finde, im Gefängnis ist es auszuhalten.

Drei Monate später habe ich in Eisenstadt Verhandlung. Sechs Monate bedingt auf drei Jahre ist das Urteil, der Staatsanwalt, haßsprühend und geifernd: »Berufung wegen zu geringer Bestrafung.«

Bis zur Berufungsverhandlung werde ich entlassen. Ich komme nach Hause, bin für meinen Vater schlechte Luft, Mutter redet im Flüsterton mit mir. Dann stirbt Großvater. Er erkannte mich nicht mehr. Ich sitze an seinem Bett und schaue in das faltige, starre Gesicht. Nach Stunden gehe ich durch den Schnee nach Hause. Meine Schritte knirschen, ich krieche ins Bett und möchte nach langer Zeit wieder ein Kind sein. Und weinen, aber ich kann es nicht mehr.

Am ersten Januar soll ich nach Hamburg in die Seefahrtsschule, damit könnte man eine Verschärfung der Urteils verhindern. Die Richter stören nicht gerne begonnene Ausbildungen bei Jugendlichen, aber der ärztliche Befund versperrt mir den Weg. ›Leider können wir ihn nicht nehmen‹, stand in dem Brief aus Deutschland.

Dreißig Stunden später bin ich in Hamburg Blankenese am Falkensteiner Ufer und frage den entgeisterten Leiter der Schule, ob

er es nicht doch versuchen möchte. Der winkt bärbeißig ab. Ohne Geld im Januar ist Hamburg für einen Fünfzehnjährigen ein unfreundliches Pflaster. Vier Tage schlafe ich zwischen Kisten im Hafen, dann folgt ein Temperatursturz, und die Polizei gabelt mich halb erfroren vor einem Heuerstall auf und schickt mich nach Österreich zurück.

Dann erscheint ein Psychologe auf der Bildfläche, der großen Einfluß auf meine Eltern gewinnt.

»Bis zur Berufungsverhandlung soll er zeigen, ob er gewillt ist zu arbeiten«, sagt er und vermittelt mir einen Job beim Autobahnbau.

»Am bestn is, du tuast, wos da de aundan sogn«, sagt der Polier und läßt mich stehen. Die anderen befehlen, jeder hat pausenlos etwas für mich zu tun, bis ich einem die Schaufel über den Schädel schlage, dann sind sie plötzlich Kameraden und laden mich zum Rumtrinken ein, dann tragen sie mich bewußtlos ins Quartier.

»Deswegen brauchst jo an net glei den Schädl einhaun«, sagt der Polier und lacht brüllend.

Dann schaffe ich es, ein Viertel Rum ex zu überstehen, und bin akzeptiert.

›Die Strafe wurde in neun Monate Arrest umgewandelt und ist binnen acht Tagen anzutreten‹, steht in dem Wisch vom Oberlandesgericht. »Ein Verbrecher gehört eingesperrt«, sagt mein Vater und sonst nichts. Der Psychologe ringt die Hände, und der Rechtsanwalt zuckt die Achseln. »Ich haue ab, zur Fremdenlegion«, sage ich zu Mutter. Die ist verzweifelt. »Aber du wirst doch erst in zehn Monaten sechzehn«, sagt sie dann. »Ich habe in der Zeitung gelesen, die Franzosen führen in Algerien einen Krieg, und die Legion hat hohe Verluste, bei meiner Größe schauen die nicht so genau auf das Geburtsdatum«, sage ich. Der Vater erfährt nichts davon.

Mit dreihundert Schilling, einem Koffer und der Absicht mich

direkt in Marseille zu verpflichten, trampe ich los.

Udine, Vicenza, Brescia, Mailand, Turin und Susa, dann bin ich an der französischen Grenze. Auf der Porta Cesana liegen vier Meter Schnee, und ich friere wie ein Hund. Nach sieben Stunden nimmt mich ein Engländer mit bis Gap.

»Ich bin illegal in das Land gekommen und möchte zur Legion«, sage ich am Ortsposten der Gendarmerie Nationale. Die Beamten nicken gelassen und bringen mich – ins Gefängnis. Acht Tage später gibt mir ein Richter vierzehn Tage Arrest wegen illegalen Grenzübertritts, und dann schickt mich die Gendarmerie nach Marseille. An der Gare St. Charles holt mich ein Jeep mit Corporal Chef und einem Legionär mit Käppi blanc am Steuer ab. Es ist Ende April und glühend heiß. Über die Canabiere fährt der Jeep am alten Hafen entlang, dann sind wir in St. Jean, der großen gelben Kaserne der Legion. »Hast du Papiere?« fragt der Sergeant in der Torwache. »Das hier«, sage ich und lege einen Zettel auf den Tisch, den man mir nach der Entlassung in Gap nach meinen Angaben ausgestellt hat. Heinz Koch, geb. am 9.11.1041 in Dresden, Ostdeutschland, vor einem Jahr in die Bundesrepublik geflüchtet, dann weiter nach Österreich gezogen, keine Verwandten‹, steht da. Der Sergeant überfliegt den Zettel. »Nimm deine Klamotten, geh quer durch den Hof, dann die Treppe hoch an der Sanitätsstation links vorbei, in die Schlaf räume – hast du Zigaretten?« sagt er auf Deutsch. Er heißt
Schmitz und ist aus Leipzig, erfahre ich später. Er gibt mir drei Pakete ›La Troupe‹ und einen Zehn-Franc-Bon für die Kantine. Im Schlafsaal hocken sie auf den Betten, spielen Karten und saufen. »Junge, bleib hier, setz dich nicht zu diesen dreckigen Spaghettifressern«, sagt einer zu mir, und dann bin ich in einer deutschen Runde. Um zehn wird das Licht ausgelöscht, ein Korporal steht in der Türe.

»Schlägereien sind mir scheißegal, nur Tote will ich nicht sehen«, sagt er grinsend auf Deutsch, »und haut die Schlappohren mal feste in die Schnauze.« Dann schaltet er das Licht aus.

Zehn Minuten später beginnt die Schlacht. Italiener und Spanier, Engländer, Holländer und Ungarn gegen Deutsche, Schweizer und Österreicher.

Mit vier lockeren Zähnen und zerschlagenen Knöcheln sitze ich dann mit einem Berliner auf der Terrasse. Ein riesiger Orangenmond hängt über dem Fort S. Nicolas, einen Steinwurf über dem Wasser, und wir reden über den Sieg – fünf Worte, eine Flasche Bier – immer abwechselnd…

Anderntags bekommen wir Uniformen, khakifarben und ein grünes Schiffchen mit roten Streifen. Das ersehnte Käppi blanc gibt es erst nach der Ausbildung in Siddi bei Abbes. Abends hocke ich in der Kantine und schaue auf den Film, der auf die Wand projiziert wird. Drei Tage später stehe ich mit vier anderen in einem Raum im Kommandogebäude und unterschreibe den Vertrag. Fünf Jahre Dienstzeit, Name nach Wahl usw. Als Kleingedrucktes: Die Legion behält sich drei Monate das Recht vor, den Vertrag ohne Angabe von Gründen zu kündigen. Aber wer achtet schon auf das?

Drei Wochen lungern wir in der Kaserne herum, dann holt man mich zum Verhör beim Deuxieme Bureau, neben dem Sergeanten, der die Vernehmung durchführt, sitzt ein Mann aus Dresden – er stellt Fragen… ich kann nicht antworten – sie nehmen meine Fingerabdrücke… vierundzwanzig Stunden später erzählt mir der Sergeant die Geschichte eines noch nicht sechzehnjährigen Jungen, der in Österreich zur Vollziehung einer Haftstrafe polizeilich gesucht wird. Ich bekomme fünfzig Neue Franc, meine Klamotten, und dann stehe ich vor der Kaserne am Quai des Beiges. Legion und Kriegsruhm, den ich mir natürlich erwartet habe, gehören der Vergangenheit an.

Im Araberviertel um die Rue Thubaneau esse ich Kus-Kus und peile die Lage. Dann trotte ich in den Hafen. Am Pier neun liegt ein kleines, abgewracktes Schiff. Am Flohmarkt besorge ich mir eine Matratze, Decken und ein Messer gegen die Ratten, die mit vier Beinen und die anderen. Tagsüber brate ich an der Plage in der Sonne – zwischen den fast geschlossenen Lidern belauere ich die Badegäste, und wenn sie ins Wasser gehen, fehlt die Geldbörse oder eine Brieftasche nachher – manchmal knacke ich Autos, aber da ist selten was drinnen. Manchmal laden mich die Matrosen von den deutschen oder englischen Schiffen ein zum Mittrinken, dann liege ich angesäuselt in meiner Koje, und auch die Ratten, die mir über das Gesicht laufen, stören mich kaum.

Irgendwann verfolgen mich drei schwule Araber den Pier entlang bis hinaus zum Liegeplatz meines Schiffes – fast am Ende des Piers ist ein kleiner Leuchtturm – , im Schatten verkrochen warte ich, bis sie auftauchen. Der Pier ist etwa drei Meter breit und führt hundert Meter in das Hafenbecken hinaus, kein Mensch ist hier in der Nacht, der Wind heult um das Gestänge des Leuchtturms, und ich habe Angst. Dann sind sie hier. In dem rotierenden Licht sehe ich einen plötzlich dicht vor mir. Breit und riesig erscheint er mir. Ich springe und halte den Atem an. Das Wasser ist kalt und ölig schwarz. Dann brennen mir die Lungen, und ich tauche auf. Der Pier ist dreißig Meter hinter mir, und die drei stehen am Rand und gestikulieren. Ich streife unter Wasser meine Jeans ab und binde sie mir um den Hals, die Sandalen sind weg, dann schwimme ich quer durch das Becken auf einen der mächtigen Schiffsschatten zu. Über eine stark übermooste Steintreppe komme ich wieder auf den Kai. Drei große Frachter liegen hier vertäut. Meine Arme schmerzen, und mein Keuchen muß einen Kilometer weit zu hören sein. Ich wringe meine Hose und mein Hemd aus, dann hocke ich mich auf eine Orangenkiste und sehne mich nach einer Zigarette. Dann

drückt mich die Müdigkeit gegen die Wand eines Lagerhauses, und ich schlafe in eine Ecke gehockt ein. Am Vormittag hole ich mir meine Klamotten von dem Wrack; obwohl niemand zu sehen ist, habe ich keine Lust mehr, dort zu bleiben. Ich kann kein Quartier auftreiben und bleibe bei den Orangenkisten. Nachts beißt mich eine Ratte in den Knöchel. Ich erschlage sie und noch einen von den ekligen, fetten Schatten um mich. Dann verschwinde ich und hocke in einer Matrosenkneipe hinter dem Quai des Rives Neuves. Dort ist Helmut, ein deutscher Matrose, der auf der ›Willem Blook‹, einem Holländer, arbeitet, und Sandra, die Absinthdirne. Vor dreizehn Jahren kam sie aus Hamburg, dann wurde ihr Zuhälter erschossen, und der nächste sitzt seit sechs Jahren wegen Mordes in Nimes im Maison Central, einem der französischen Zuchthäuser.

»Du bleibst bei mir, Junge«, sagt sie und bestellt mir ein Abendessen – das erste nach sechs Tagen.

»Halb verhungert ist er… los, trink Rotwein… oder was willst du?« sagt sie und streichelt mich mit schmutzigen Händen. Sie ist ein Fleischkoloß. Später liege ich zwischen ihren Brüsten wie ein Säugling, und sie schnarcht laut. Ich zerdrücke drei Wanzen und setze mich auf das Fensterbrett. Ich brauchte nur ihre Kohlen zu nehmen und zu verschwinden. Dann lege ich mich wieder neben sie und sie grunzt, erwacht kurz, küßt mich schallend und wirft ihren tonnenartigen Körper auf mich. »Beiß in die Titten, beiß! Sandra bringt dich schon hoch, du verhungerter Wilder.« Ich bin begraben unter Fleisch und einer ranzigen Votze, dann gewöhne ich mich an das Lecken und an das Arschficken: »Feste… ich mag's in den Aaarsch… fest« – Ich habe Geld und genug zu trinken, und Mahmed, Sandras Freund aus der Berberkneipe gegenüber unserem Hotel, lehrt mich mit dem Messer umgehen.

Die FLN ist aktiv, und ich gerate in eine Razzia. Zwei Tage später schmeißen sie mich aus dem Gefängnis und sagen mir, ich solle mir

einen Paß besorgen. Ich gehe zurück zu Sandra und de$ Wanzen, dem Absinth und der stinkenden Fleischgrube zwischen ihren Beinen.

Ich fahre nach Lyon, spaziere entlang der Rhone. Dann steh' ich an der Straße und stoppe Autos – Richtung Paris. Spät in der Nacht hält ein Jaguar, der Fahrer winkt mir freundlich zu, und ich bin mißtrauisch – zu Recht. Er tätschelt an meinem Schenkel, dann will er mich küssen. »Willst du nicht anhalten?« frage ich und ziere mich. Er hält. Es ist kurz nach Salon-sur-Yonne – ich steche ihm das Messer in den Bauch. Es gleitet hinein wie in frische Scheiße, dann brüllt er, und ich ziehe ihm die Brieftasche aus dem Rock – siebenhundert Neue Franc sind darin –, einen Tag gehe ich durch den Wald, dann steige ich in den Zug und fahre nach Paris.

St. Germain de Pres, Algerier, lichtlose Bars, hin und wieder Essen, dann keines.

Ein paar Tage schlafe ich in einem Hotel am Boulevard Perreire, dann verlangt der Patron ein Ausweispapier, und ich verschwinde über die Hintertreppe. Es ist spät im Mai, und ich schlafe an der Seine, breche Autos auf, und jeden Morgen bin ich in ›den Hallen‹. Manchmal ist Sonntag, und ich bin allein.

Einige Tage später gerate ich in eine Razzia. Ein schmales Gäßchen, Rue Martin, hinter der Gare de l'Est. Ich bekomme einen Schlag über den Arm. »Allez, allez«, brüllen die Polizisten und treiben und prügeln die Passanten in die Wagen.

In der Ecke der Polizeiwachstube ein Gitterkäfig. Zwei mal zwei Meter im Quadrat, drei Meter hoch. Dreißig Leute sind hineingepreßt. Männer und Frauen durcheinander. Der Reihe nach werden sie durchsucht und verhört. Einige können gehen. Der Rest bleibt, Stunden vergehen, dann abends wieder in die Wagen. In die ›Surete‹.

Männer und Frauen werden getrennt. Fünfzig Frauen stopft man

in die engen Zellen. Es gibt ein Stück Weißbrot und Wasser. Alles trinkt hintereinander aus demselben Becher. Am anderen Tag komme ich zu einem Dolmetscher.

»Wie heißen Sie«, fragt er, und »aus welchem Land kommen Sie?« Er spricht Deutsch ohne Akzent. An einem anderen Schreibtisch randaliert eine Hure. Ich gebe keine Antwort.

»Maison d' Arret de la Sante«, sagt der Dolmetscher. Der Uniformierte daneben nickt.

Wieder in den Wagen. Blechverdeckte Einzelabteile, schmale Sehschlitze für den Wärter. Schier endlos rumpelt der Wagen durch die Straßen. Dann ist die Tür offen, ich stehe in einem Gefängnishof. Graurote Mauern und eine Postenkette. Schlagstöcke in den Händen, weiße Schulterriemen, weiße Gürtel und hohle, blaue Käppis.

»Zweite Abteilung, erste Etage, Zelle sechsundfünfzig«, sagt der Beamte in der Aufnahme.

Zwei Glasschüsseln, zwei braune, dünne Decken, ein Kopfpolster. Durch den Duschraum gehe ich in die angegebene Abteilung. Düster die hohe Halle, Laufgänge, scheinbar himmelhoch, Schatten entlang der Wände, Gefangene, im Hellen die Wärter. Dunkelblaue Uniformen, silberne Fünfzacksterne an den Kragenaufschlägen und am Vorderrand der niedrigen Tellerkappen. Irgendwo ein Schreien, es versickert in dem endlosen Gang. Ein Beamter sperrt die Zelle auf. Sechs Quadratmeter, verfliest, ein Klappbett, ebenso Tisch und Klappstuhl mit Ketten an die Wand genietet. Ein Wandkästchen, die Klosettmuschel links neben dem Eingang, das Fenster in zwei Meter Höhe.

Täglich Einzelspaziergang, links und rechts Betonwände, die beiden anderen Seiten massive Stahlgitter mit einem kleinen Einlaß. Einmal wöchentlich Bad in einer Einzelkabine. Dreimal am Tag sehe ich andere Menschen, wenn mir das Essen durch eine schmale

Luke in der Türe gereicht wird. Untertags ist das Bett an die Wand hochgeklappt und versperrt. Nach einer Woche bekomme ich zwei französische Bücher. Die Zeit steht still und Wochen vergehen, dann Monate. Niemand spricht mit mir. Die Wärter haben abweisende Gesichter, ein schmaler Streifen Himmel ist zu sehen. Ich weiß nicht, was man mir vorwirft. Nach drei Monaten holt man mich erstmals vor Gericht, dort sagt man mir auch, warum ich in Haft bin.

»Zur Überprüfung der Identität und wegen Landstreicherei«, übersetzt ein Dolmetscher den Richter. Ich komme wieder auf die gleiche Zelle, dann schreibe ich an die Eltern. Einen Monat darauf bringt man mich in ein Jugendgefängnis, wieder in eine Einzelzelle. Ich werde zu fünf Monaten verurteilt, und mein Vater veranlaßt, daß mich der Psychologe abholt. Drei Tage später bin ich wieder im Gefängnis in Wien. Jugendstrafanstalt Wien – Hardtmuthgasse. Die sechs Monate vom Berufungsgericht sind fällig.

Schnüre in Preisschildchen einziehen, eintausendsechshundert Stück am Tag, das Pensum. Wöchentlich einmal kommt der Psychologe und führt Aufbaugespräche mit mir. Manchmal kommt Mutter, Vater nie. Später werde ich in die Anstaltsbibliothek transferiert. Ernst Zahn und Sven Hedin in hunderten Exemplaren, die Borgia-Trilogie darf nicht ausgegeben werden, ist Pornografie. Der Direktor heißt Sagl, und Hände in die Hosentaschen zu stecken während des Spaziergangs bei beißender Kälte, bringt drei Tage Absonderung in einer Einzelzelle im Keller mit Betonfußboden und sonst nichts darin. Die Beamten schlagen die Häftlinge mit dem Gummiknüppel und manchmal mit der Faust. Dann kommt Herr Ellmayr und lehrt die Häftlinge gutes Benehmen und aus welchen Gläsern Rotwein und aus welchen Sekt getrunken wird. Streitereien und Prügel, selten Samstagnachmittag dreißig Minuten Tischtennis

vor der Gitterwand am schmalen Plateau neben dem Dienstzimmer der Etagen.

»Moch des, oda du kriagst ane in die Goschn«, sagen die Beamten, und dann werde ich entlassen und sehe den Vater wieder und Mutter… und den Psychologen, es ist Frühjahr 1961.

Gerede zu Hause, dann fahre ich in die Schweiz. Zürich, ein verregnetes Frühjahr, Akkordarbeit und Ly, das Mädchen vom Stadtrand, mit puritanischen Eltern und voll kindlicher Gier nach meinen Händen. Alle Tage weißer Rum und Whisky, dann habe ich sie soweit. Sie spreizt die Schenkel für einen anderen. Ich kassiere achtzig Franken. Sie ist verzweifelt, aber sie bleibt dabei. Mein Vater taucht auf, spielt wild, und etwas später habe ich eine Auseinandersetzung mit der Polizei. Ausweisung und Einreiseverbot für zehn Jahre. Ich lebe wieder zu Hause, dann anderswo, in Hotels, bei Bekannten. Mein Vater ist mein Feind. Mutter geht dabei kaputt. Das Frühjahr 1962 vergeht, nichts verändert sich.

1962

Der blaue Wald über dem verstreuten Ort, kleine Villen, satte Menschen, eisenhaltiges Mineralwasser, die häßliche Betonkirche, die Weinberge, eine laue Sonne – Betriebsamkeit.

In zwei Tagen ist ein Fest, ein Kirchtag. Auf einem Wagen festgezurrt ein langer entrindeter Baumstamm und lachende Menschen, Musik und Gekreische.

Sie trinken und reden und laufen neben dem Wagen her. Musik klingt aus Blech, und durch den Viadukt sieht man den Hauptplatz, Buden, Bäume, dahinter den Kurpark.

Der Baum wird behängt und gehoben. Die Begleiter verteilen sich auf Gasthäuser, Cafes und Espressos.

Er steht da und schaut ins Gedränge. Die Falte ist steil auf der Stirn im sonnenverbrannten Gesicht. Er ist siebzehn und schmal und unruhig. Neben ihm steht einer. Kleiner, mit mächtigen Schultern und winzigem Kopf. Die Arme sind wie Keulen, doch pendeln sie locker im Gehen. Sandfarbenes Haar, kurz geschnitten. Helle, fast wimpernlose Augen.

»Weißt du, wo sie ist?« fragt der Schmale.

»Nein, Heinz, ich weiß es nicht«, sagt der andere, »aber wir werden sie finden.«

Sie gehen die Treppe hoch ins Park-Cafe. Setzen sich auf Stühle. Mädchen reden am Nebentisch.

»Robert – such sie«, sagt Heinz leise.

»Dein Vater hat dir verboten…«, sagt Robert.

»Mein Vater hat mir vieles verboten – wenn du sie findest, bring sie her, ich warte hier«, sagt Heinz. Robert verläßt die Terrasse. Heinz bestellt ein Glas Wein und schaut gegen die alten Bäume.

… »ich habe dir verboten, mit Nutten zusammenzusein, erinnere dich, und ich habe dir versprochen, ich erschlage dich, wenn du

dich wieder mit einer abgibst«… so hatte der Alte gesagt.

Der Junge streift die Asche von der Zigarette. Sie hat schwarzes Haar, es legt sich zärtlich um ihr schmales Gesicht.

Er bestellt ein Glas Wein. Das Treiben am Platz ist dicht und laut. Sinnloses, Buntes, marktschreierisch Grelles. Wie Segel spannen sich die Zeltwände über die Pulte. Gesponnener Zucker und türkischer Honig, Puppen und Knallfrösche, Blechtrompeten und Kapselrevolver. Kinder balgen sich vor dem Schaukelgerüst und pressen Münzen in verkrampften, klebrigen Fäusten.

»Bist du schlecht gelaunt?« fragt ein Mädchen vom Nebentisch. Der Junge nickt abwesend in ihr sorgloses Gesicht.

›Ich bringe ihn um… ich bringe ihn um.‹ Er denkt es, weiß es deutlich, weiß es seit einem Jahr oder länger, denkt es oft, bis ihm der Schweiß vom Hals in die Schulterblätter rinnt, es ist ein vertrauter Gedanke, erschreckt ihn nicht, aber er hat es nie getan, er hat ihn nicht erschlagen, nicht erwürgt, nicht niedergestochen, hat sich nur gefreut, gemästet an den Vorstellungen, wie er es tun wird, wie er den Vater töten wird. Der Haß war alt und kühl geworden, er hatte es verschoben und verdrängt, bis wieder ein Punkt erreicht war, wo alles hochgeschwemmt wurde, dann verkroch er sich vor den Menschen und wollte töten – und konnte es nicht. Der Junge winkt dem Serviermädchen. Sie bringt ein volles Glas. Licht spiegelt sich am Schliff, auch an der Kante des Feuerzeugs.

»Kommt die Silvie nicht?« fragt das Mädchen wieder. Er hebt die Schultern. »Später«, sagt er.

»Sag, Heinz, ist es wahr, daß sie auf den Strich geht? Ich hab es gehört«, sagt das Mädchen zu ihm gebeugt.

»Ich weiß es nicht«, antwortet er und trinkt sein Glas aus. Ein alter klappriger Skoda hält, Robert winkt, läßt den Motor laufen. Der Junge bezahlt, geht über die Treppe hinunter und steigt ein.

»Sie ist zu Hause, ich bringe dich hin«, sagt er und fährt los. Mit

verkniffenem Mund schaut der Junge durch die Scheiben. Beim Berg neben dem Bahndamm tuckert der Motor asthmatisch. Robert schaltet in den zweiten Gang. »Jetzt fällt er bald auseinander«, sagt er.

»Ist sie allein?« fragt Heinz.

»Ja«, sagt Robert. Eine Viertelstunde später biegt Robert in Wiener Neustadt zum Domplatz ein.

»Wir sehen uns morgen«, sagt der Junge und steigt aus.

Er geht langsam über den staubigen Platz und schwenkt in eine schmale Gasse ein. Das Haus liegt im Schatten. Dunkelgelb und schmalbrüstig. Er geht durch die angelehnte Haustür und steigt die Treppe hoch. Dann klopft er und wartet. »Bist du doch gekommen«, sagt sie und drückt sich an ihn.

»Du mußt mir verzeihen, aber ich habe gedacht, nach dem Auftritt mit deinem Vater willst du mich nicht mehr sehen, deshalb bin ich nicht gekommen – es war furchtbar. Warum haßt er mich so?« sagt sie und zieht ihn in den Raum.

»Er haßt mich – und er glaubt, du gehst auf den Strich. Er hat zwar auch seine kleinen Nutten, aber ich… reden wir nicht darüber, es führt zu nichts«, und seine Hände gleiten an ihren Strümpfen hoch.

»Wer sagt das von mir, wer?« fragt sie und krampft die Finger in seinen Arm.

»Da gab es einen, der mit dir ins Bett wollte, du hast ihm gesagt, er soll sich einen durch die Finger ziehen. Später, betrunken, hat er dann in der Bar erzählt, du verlangst vierhundert, mein Vater saß am Nebentisch«, erklärte er ihr und knöpft dabei ihr Kleid auf.

»Diese miese Figur… und du«, sagt sie und streift das Kleid über die Schultern. Er legt sich auf das Bett. Sie beugt sich vor. Seine Lippenränder berühren ihre Brustspitzen.

»Ich habe es heute zu Mittag aus ihm herausgeprügelt… dann

ist Robert gekommen und hat mich weggezogen… überall ist Scheiße. Komm näher – «, sagt er kaum verständlich, dann rollt er die Brustwarze zwischen Zunge und Zähnen.

»Zieh dich aus«, befiehlt er und liegt mit dem Gesicht zur Decke. Es raschelt, dann kauert sie neben ihm und knöpft sein Hemd auf. Dann ist auch er nackt. Mit der Hand spreizt er ihre Beine, dann leckt er über den Spalt. Er teilt die Schamlippen und preßt den Mund gegen den Kitzler. Hart, dann weich saugend, gräbt er seine Zungenspitze gegen den Punkt. Sie stöhnt, wirft sich gegen den Mund, krallt die Hände in sein Haar. Er strafft mit der Rechten die glitschigen Hälften über das Schambein, die Zunge bohrt hart gegen die steife Wölbung. Sie schreit auf, strömt in seinen Mund. Er leckt, schluckt. Er dreht sie, hebt ihre Beine, gleitet seitlich in sie. Der Schwanz kreist in der warmen, nassen Höhle. Tief pumpen seine Stöße. Das Mädchen flüstert, ihr Atem fliegt, Flecken wuchern auf ihrer Haut. Mit einem Schluchzen bricht er in sie. Ihre Beine pressen gegen seinen Nacken, ihre Leiber zucken, dann streicheln seine Hände, er küßt ihr Rückgrat entlang, die Pospalte, die zitternden Schenkel, die Kniekehlen. Ihre Stammelei mündet in Worten:

»Ich habe dich gefunden… ich liebe dich…«, sagt sie leise in seine Armbeuge. Er raucht, sieht zum Fenster hinaus. Die schräge Sonne legt einen schmalen, goldfarbenen Rand auf die Dachkanten der Glockentürme des Domes.

»Du bist nicht da«, sagt sie und sieht ihn an. Dann sieht sie zu, wie er sich ankleidet. Sie weint. Er zieht sie zu sich, seine Augen sind sehr dunkel, die Falte gerade tief in die Stirne gegraben. Sie klammert die Hände um seinen Nacken. Behutsam löst er sich und geht aus dem Zimmer.

Er geht durch die Gasse. Das Mädchen ruft ihm nach, ohne den Kopf zu wenden verschwindet er am Platz. Später geht er durch den Park, zerpflückt gelbe Blüten zwischen den Fingern und starrt

auf die fetten Goldfische in einem trüben Teich. Dann sitzt er in einer dunklen Bar neben dem Bahnhof, blättert in alten Journalen und wartet auf den Abend.

Er geht zum Bahnhof. Der warme Wind zerrt an seinem Haar. Am Schalter kauft er eine Karte nach Sauerbrunn, dem Ort, wo er mit seinen Eltern wohnt. Er geht in das Bahnhofsrestaurant, setzt sich an einen Tisch und sieht auf den Bahnhofsplatz. Dann bestellt er ein Glas Wein. Er trinkt ein zweites, bezahlt und geht durch die Halle zum Bahnsteig. Er besteigt einen Waggon des Zuges, der kurz darauf die Station verläßt. Es ist 21 Uhr 55 Minuten. Um 22 Uhr 25 Minuten verläßt der Junge den Zug. Er ist der einzige, der in der Station des Ortes aussteigt.

Er geht durch das Bahnhofsgebäude und verschwindet in der Dunkelheit. Er geht am kleinen Gedenkmai für die Gefallenen beider Weltkriege vorbei.

Karin hört einen Stein gegen ihr Fenster knallen. Sie öffnet einen Flügel und sieht im Licht der Straßenlaterne den Jungen auf der Straße stehen.

»Läßt du mich herein?« fragt er. Sie kennt den jungen Mann seit drei Wochen, manchmal schlafen sie miteinander. Sie zieht einen Schlafrock an und geht, um ihm zu öffnen.

»Was bringt dich so spät?« fragt sie und küßt ihn.

»Ich wollte mit dir reden, aber ich habe vergessen worüber, ich wußte es genau, aber… es ist mir entfallen«, sagt er. Sie läßt ihn eintreten und holt ein zweites Glas aus dem Wandschrank, dann schenkt sie aus einer Flasche Rotwein ein. Er steht neben dem Fenster, sieht auf die Straße und schweigt.

»Sehr gesprächig bis du ja nicht, gab es wieder Stunk mit deinem Vater, bis du deshalb deprimiert, komm', leg dich her…«, sagt sie Sie ist vierunddreißig. Sie verbringt ihren Urlaub in dem kleinen Ort und sie kennt auch den Vater des Jungen. Er macht ihr den Hof.

Der Junge weiß das, manchmal spricht er mit ihr darüber. Er spricht auch darüber, wie schlecht er sich mit seinem Vater versteht. Die Frau weiß, daß der Junge seinen Vater haßt. Nie aber spricht der Junge darüber, warum dies so ist.

Er läßt sich rückwärts auf das breite Bett fallen und legt seinen Kopf der Frau auf den Schoß. Ihre Hände liegen auf seiner Stirn. Sie streichelt darüber, versucht die scharfe Falte zwischen den Brauen zu glätten.

»Zieh dich aus, bleib hier«, sagt sie und schiebt den Schirm über die Lampe. Sie spürt, daß sich sein Gesicht langsam entspannt. »Ich bringe ihn um«, sagt er leise.

»Und dann sperrt man dich zehn Jahre ein.«

»Ich weiß. Aber von uns beiden ist einer zuviel.«

»Zieh dich an, wir gehen irgendwohin, ich möchte Leute sehen und trinken und lachen und mich unterhalten«, sagt er und richtet sich auf. Sie sieht auf sein Gesicht, während er spricht. In der Dunkelheit sieht sie nur, daß seine Lippen sich bewegen. Die Finger seiner rechten Hand klopfen unruhig gegen die Bettdecke. »Gut, ich ziehe mich an und komm' mit dir.« Sie zieht das Nachthemd über die Schultern. Er beugt sich vor und küßt ihre Brüste.

Sie stößt leicht seine Schultern zurück.

»Wenn du damit beginnst, werden wir nie fertig«, sagt sie und drückt seinen Kopf gegen ihre Brust. Er küßt langsam die Rundungen entlang, dann den vollen Haarbusch über der Spalte, dann nimmt er seine Zigaretten und geht wieder zum Fenster.

»Hast du Lust darauf?« fragt er sie.

»Ja, aber bitte nicht jetzt, Liebster, du brauchst nichts zu beweisen, ich liebe dich, auch wenn es dir egal ist, wenn ich so vieles älter bin…«, sagt sie.

»Schläfst du mit mir?« Sie hält in der Bewegung inne, geht zu ihm. Er legt seine Hände um ihre Wangen, ihr Gesicht liegt in der

Schale seiner Hände.

»Ist er so zärtlich wie ich?« Seine Augen sind weit geöffnet. Sie sind starr.

»Nein. Ich weiß nicht, wie zärtlich er ist. Ich lasse mich von ihm nicht anfassen«, sagt sie.

»Fragt er denn…?« sagt er höhnisch.

Sie schlüpft in den Strumpfbandgürtel, dann ins Höschen. Er sieht ihr zu, wie sie die Strümpfe hochzieht und an den Rändern festklemmt. Sein Gesicht ist ohne Ausdruck. Dann zündet er sich eine Zigarette an. Die Frau bürstet ihr Haar.

»Du bist nicht eifersüchtig… dir geht es darum, ihn zu übertrumpfen; bei allem und jedem, was du tust, zählt nur der Vergleich mit ihm… du vergiftest dein Leben… selbst wenn du lachst, ziehst du dieselben zynischen Falten. Wie, Heinz, wie geht das weiter, sage es.«

Sie schaut durch den Spiegel zu ihm. Er gibt keine Antwort. »Der Haß kreist dich ein, du bist ungeduldig und aggressiv. Wie du mich das erstemal geschlagen hast, waren Tränen hinter deinen Augen. Du schlägst ihn, immer ihn, wenn du dich prügelst. Was war heute mittag? Ich weiß es schon. In diesem Tratschnest spricht sich alles sehr schnell herum. Dir geht es nicht um das Mädchen – er hat sie dir verboten – und du wirst sie dir nehmen, oder kommst von ihr. Hast du dich bestätigt, sie soll sehr hübsch sein, aber ganz geklappt dürfte es doch nicht haben, sonst wärst du jetzt nicht hier. Dein Vater hat dich gesucht, er war um sechs Uhr hier. Er sagte mir, ihr hättet gestern wieder eine eurer ›ernsten‹ Auseinandersetzungen gehabt. Willst du nicht darüber sprechen, du, steh nicht wie ein Stein da!« Sie rüttelt ihn am Arm, aber er schiebt sie weg.

»Er verbietet mir jeden Tag etwas, und wenn ihm nichts einfällt, dann blättert er im ›Faust‹, liest mir einige Absätze vor und mit seinem zynischen Grinsen verkündet er dann ein neues Verbot…

was soll ich dir sagen… es gibt nichts mehr zu sagen!«

»Gehen wir«, sagt die Frau und löscht das Licht. Auf der Straße nimmt sie seinen Arm und drückt ihre Brust gegen seinen Ellbogen.

»Wohin möchtest du gehen?« fragt sie.

»Mir ist es egal, meinetwegen zum Mundl«, sagt er und deutet auf ein grell beleuchtetes Restaurant an der nahen Kreuzung. Als sie eintreten, rufen und winken von einigen zusammengeschobenen Tischen her junge Leute. Er geht in den rückwärtigen, dunkleren Teil des Lokales. Er beachtet nicht, daß man ihn ruft, daß man ihm winkt. An einem in einer Nische etwas verborgenen Tisch setzen sie sich. Er bestellt Wein.

Er stürzt ein Glas hinunter. Die Frau legt ihre Hand auf seinen Arm.

»Ich dachte, du möchtest lachen, dich unterhalten, nicht nur trinken«, sagt sie.

»Wenn es dich stört, setz dich an einen anderen Tisch, ich bin eben dabei, das große Gelächter vorzubereiten, vielleicht habe ich nur noch nicht den Mut dazu, Geduld, ein bißchen Geduld, du weißt eine Menge vom Leben, ich muß dich dann etwas sehr Wichtiges fragen, Geduld«, die Frau hat ihre Hände um das Weinglas gelegt und sieht ihn ruhig an.

»Und weiter…«, sagt sie.

»Was weiter, nichts weiter, du sitzt bei mir, weil du mich liebst, einen Scheißdreck liebst du mich, du meinst es vielleicht gut mit mir, alle meinen es gut mit mir, alle wollen mir helfen, warum helfen, schau mich an, seh' ich so hilfsbedürftig aus? Ich möchte euch in euer triefendes Mitleid scheißen. Gut meinen, klug reden und ruhig und beherrscht bleiben: ›Er ist so nervös, so aggressiv.‹ Ihr scheißklugen Figuren, meine Eltern, mein Leibpsychologe, diese fette, unfähige Ratte, du, und, und – leckt mich doch am Arsch.

Mich holt auf euer Gutmeinen der Teufel, ich kann nicht mehr atmen, morgen kommt der Psychologe und wird mir die Direktiven des Alten übermitteln: Dein Vater wünscht, dein Vater denkt, dein Vater ordnet an. Fünfzehn Jahre war ich dem Alten scheißegal, und jetzt beginnt er, mich zu erziehen. Seit einem Jahr reden wir kaum noch miteinander, wenn Mutter nicht wäre, aber sie ist so voll Vertrauen und Hilflosigkeit. Ich hätte ihn schon lange erwürgt.« Keuchend stößt er die Worte heraus. Die Frau steht dem Ausbruch wehrlos gegenüber. Er spricht dann leise und abgehackt.

»Mutter krepiert dabei, aber was zählt das schon? Karin, ich kann nicht mehr schlucken, nicht mehr fressen, verstehst du, es geht nicht mehr.«

»Du bist sein Sohn, willst du das nicht begreifen, er ist zu verbohrt, um dir nachzugeben, du bist siebzehn, warst im Gefängnis, du, sein einziger Sohn, er ist zu stolz, um einzulenken, willst du nicht vernünftiger sein«, sagt sie langsam und streichelt seine Hand. Er spricht schnell, starrt vor sich auf den Tisch.

»Ich will gar nichts, wir haben nächtelang gesprochen, ich habe ihn gebeten, weißt du, was er sagte, ›wenn du dich selbst erhalten kannst, hast du ein Recht auf eine eigene Meinung, bis dorthin bestimme ich und du hast zu gehorchen, ohne Widerspruch‹.

Er ist ein Schwein, ein Schwein – »Wo warst du bis heute‹, sagt er, »im Dreck, und anscheinend hast du dich wohl gefühlt, aus allen Schulen warfen sie dich hinaus, wegen der Mädchen, mit Zwölf der Raubüberfall. Weitere Mädchen, mit Dreizehn warst du in der Schule besoffen – und das Wochen hindurch. Immer wieder habe ich dir geholfen, wir haben andere Schulen gesucht, was war, wieder den Mädchen schmierig, dreckig unter die Röcke greifen, dann hast du eingebrochen, warst eingesperrt. Ich habe den Menschen nicht mehr ins Gesicht sehen können, so habe ich mich für dich geschämt, und Mutter – ihre Krankheit verdankt sie dir.

Dann wollten wir dir deinen Wunsch mit der Seefahrtsschule erfüllen, ich kann nichts dafür, daß der Staatsanwalt Berufung gemacht hat und man dich wieder einsperren wollte. Immer hast du es geschafft, jede Hilfe von uns in einen Schaden für dich umzukehren, man müßte dich totprügeln. Dir die Hände abhacken, wenn du damit nichts fertig bringst.«

»Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr, begreifst du?« sagt er und trinkt. Er spricht wie im Fieber, beachtet die Frau nicht.

»Vielleicht hat er recht, vielleicht tauge ich wirklich nichts, aber warum kann ich dann nicht auf meine Art vor die Hunde gehen? Ich habe Wochen allein gearbeitet, verdient, dann kam er mit seinem ›ganz anständig, aber jetzt ans Studium. Tankwart ist sicher ein ehrenwerter Beruf, aber mein einziger Sohn als Tankwart, wirf den Fetzen weg und verzichte auf das Trinkgeld, du hast anderes zu tun‹. Ich mußte zuhören, was geworden wäre, wenn ›Unser Führer‹ gegen dieses Drecksgesindel gewonnen hätte, Schlachten, Feldzüge, Eroberungen und er: ›Einmal hätte mir der Führer beinahe die Hand geschüttelt‹, und die Stimme brach ihm vor Ergriffenheit. Er, der Held… ›ich hatte keine Munition mehr, aber es war klar, ich musste sie töten… ich schoß ihnen Leuchtkugeln in den Körper… es hatte minus vierzig Grad, aber der Eindruck war herzerwärmend!‹… acht Jahre war ich alt, und er erzählte, sein Gesicht glühte, und ich schlief am Tisch ein, dann bekam ich eine Ohrfeige, und weiter ging's mit den Gröfaz-Geschichten… ›laß dich mit einer Jüdin ein, und ich brech dir die Knochen‹… sagte er vorigen Sommer… er spielt Mutter aus, und sie merkt es nicht einmal… ›warum weint deine Mutter‹, fragt er, heuchlerisch und höhnisch.

Ja, es stimmt, sie warfen mich aus jeder Schule und aus den Internaten… wegen der Mädchen, auch richtig. Aber glaubst du, dass er bis heute mit mir auch nur ein Wort über das andere

Geschlecht gesprochen hätte, außer in wegwerfendem, angeekeltem Ton, und dann nur Phrasen und harte Sprüche… ›leg dich nur mit einer Frau ins Bett, mit der du am nächsten Tag über die Straße gehen würdest‹… der Merksatz, den er mir für die Frauen vermittelt hat. Als er erfuhr, daß ich 1960 in Paris sechs Monate in Einzelhaft war, sagte er zum Psychologen… ›das beeindruckt ihn nicht‹… und als ich zurück kam, mußte ich tags darauf wieder ins Gefängnis, um die Reststrafe fertigzumachen, sechs Monate, keine Affäre. Als ich mit Zwölf den Raubüberfall machte, traf ihn fast der Schlag, aber nach zwei Tagen war es für ihn überwunden, und ich saß im Erziehungsheim zwischen Schwulen und sadistischen Erziehern. Er hat sich im Laufe der Jahre oft die Hände gewaschen…. ihn trifft keine Schuld, ihn nicht…«, sagt er und schweigt dann erschöpft.

Sie wendet ihre Augen nicht von ihm, während die Worte auf sie niederprasseln. Saugt die Worte in sich ein. Vieles ist ihr unverständlich. Befreit ihn dieser Ausbruch? Er läßt die Schultern sinken. Seine Augen glänzen, auf einmal ist seine Stimme tot.

»Verzeih, daß ich mit dem alten Dreck komme«, sagt er.

»Ich glaub, du hast gar nicht mit mir gesprochen. Was ist mit dem Mädchen, von dem die Leute reden?« sagt sie. »Das ist eine alte Geschichte. Ich war im Vorjahr einige Monate in Zürich, die ersten Wochen habe ich bei einer Lebensmittelfirma gearbeitet, dann habe ich ein Mädchen kennengelernt und von ihr gelebt. Der Alte hat das erfahren. Er wurde mißtrauisch. Er kam in die Schweiz. Es gab einen Streit, und er wollte mich zwingen, mit ihm zurückzufahren. Ich bin untergetaucht und wenig später wurde ich wegen ein paar Prügeleien auf zehn Jahre ausgewiesen. Ich wollte das Mädchen mitbringen, aber er sagte, er würde sie und mich anzeigen. Da kam ich allein. Vor zwei Monaten ist sie nach Österreich gekommen, und wir waren ein paar Tage in Wien zusammen. Mutter bekam einen

hysterischen Anfall, und ich schickte das Mädchen wieder nach Hause, sie hatte mir fünftausend Franken mitgebracht. Der Alte hat das Geld gefunden und an sie zurückgeschickt. Mutter ließ mich feierlich versprechen, mich nie mehr mit einer Dirne abzugeben, denn sie würde diese Schande nicht überleben, und ich… ich habe es versprochen… deshalb dreht der Alte durch, die Schande, verstehst du!« sagt er.

»Und das Mädchen, was macht sie jetzt?« fragt sie.

»Ich weiß es nicht. Der Alte sagte zu mir: ›Einige Briefe und Telegramme sind gekommen, ich habe sie alle verbrannt, ich nehme an, du bist einverstanden‹, ich sagte nichts mehr, wozu auch. Das Mädchen, sie ist Zwanzig, ich war der erste, sie mag mich sehr.«

»Und du?« fragt sie. Er antwortet nicht. Das Lokal ist fast leer, nur von zwei Tischen an der Türe tönt Stimmengewirr. »Gehen wir«, sagt er. Er begleitet die Frau nach Hause. Vor dem Haus klammert sie sich an ihn. Sie küßt sein Gesicht, heftig preßt sie die Lippen gegen seine Haut.

»Bleib hier, du darfst jetzt nicht nach Hause gehen. Ich habe Angst. Ich kann es nicht erklären, aber ich habe furchtbare Angst!«

»Ich möchte nach Hause, ich bin sehr müde! Du brauchst keine Angst zu haben.«

»Du bist so verbohrt, so versperrt gegen jedes Gefühl, laß mich Angst haben, bleib da, ich will nicht, daß etwas geschieht, womit du vielleicht dein Leben zerstörst. Aber ich weiß ja gar nicht, was ich da sage. Ich liebe dich, will denn das nicht bis zu dir?«

Sie krallt die Finger in den Revers seiner Jacke. Er löst ihren Griff, stößt sie leicht von sich.

»Ich weiß wohl nicht, was es bedeutet, nein, es dringt nicht durch. Gute Nacht, und, danke, daß du mit mir warst.« Die Frau sieht ihm nach, wie er entlang der Bäume rasch davongeht. Sie möchte hinterherlaufen, ihn festhalten, aber dann senkt sie den Kopf und

geht ins Haus. Sie weiß, er würde nicht hören. Er blickt auf seine Armbanduhr, es ist knapp nach zwei Uhr früh. Unschlüssig zögert er, als er nochmals am Gasthaus vorbeikommt. Er verhält den Schritt, zündet sich eine Zigarette an. Dumpf klingen Musik und Lachen hinter den Scheiben durch die geschlossene Türe. Dann wendet er sich ab und geht der Ortsmitte zu. Er verläßt die Straße und geht im Dunkel des Kurparks. Er kennt die Wege, rasch geht er, hohe, schwarze Sträucher sind rechts, links ein finsterer Block, der Musikpavillon. Er überquert den hell beleuchteten Hauptplatz und biegt in die Wiener Neustädterstraße ein, in der seine Eltern wohnen.

Die Fenster sind dunkel. Er zieht einen Schlüsselbund aus der Tasche, schließt die Gartentüre auf, tritt ein. Die Türe bleibt offen, pendelt in den Angeln. Er geht an der fensterlosen Seitenwand des Hauses vorbei zum Hauseingang. Leise öffnet er und schließt hinter sich ab. Im dunklen Vorraum hängt er seine Jacke an die Garderobenwand.

In der schmalen Küche dreht er das Licht an. Er klinkt den Eisschrank auf, nimmt eine Flasche Bier und ein Paket mit aufgeschnittener Wurst heraus. Aus einer Kredenzlade nimmt er Brot und belegt es dick mit Wurst. Aus einer anderen Lade nimmt er einen Flaschenöffner, löst den Metallverschluß und trinkt. Unabsichtlich bleibt die Lade offen. In der offenen Lade liegt auch ein hölzerner Fleischhammer mit einer schweren Metallkappe.

Er beißt von dem Brot ab. Er steht mit dem Rücken zu Türe.

»Stell die Flasche weg. Was war gestern mittag?«

Der Vater steht hinter ihm. Der Junge dreht den Kopf. Die Lippen des Vaters sind dünn und hart, seine Stimme bebt vor unterdrückter Wut.

»Ich hatte Streit«, sagt der Junge.

»Wegen dieser Hure?«

Der Junge schweigt. Er beißt von dem Brot ab, kaut, sieht den Vater an. »Seit zwölf Uhr warte ich, aber mein Sohn trinkt und treibt sich herum. Mutter kann nicht schlafen und weint. Aber dir ist das egal.«

»Ich war mit Karin zusammen. Das hast du mir ja noch nicht verboten.«

»Ich glaube, daß auch Karin einen schlechten Einfluß auf dich ausübt. Ich werde verhindern, daß du dich in Zukunft mit ihr triffst.«

»Du wirst sie trotzdem nicht ins Bett bekommen«, sagt der Junge.

»Du elendes Dreckstück, umbringen müßte man dich.«

Der Junge sieht den Fleischhammer noch in der Lade, aber er hat ihn schon in der Hand und schlägt dem Vater mit Wucht auf den Kopf. Er sieht eine blutende, klaffende Wunde am Schädel des Vaters. Mit einem grunzenden Ausatmen ist der Vater zusammengebrochen. Der Junge bückt sich, wartet, zieht dann den Vater hoch, lehnt ihn gegen die Türe. Ein Trommeln ist an der Türe. Die Mutter schreit. Dann knallt eine Türe, außen.

Er schlägt mit der Faust in das Gesicht und den Bauch des Vaters. Wenn der schlaffe Körper an der Türe zusammensinkt, zieht er ihn wieder hoch und schlägt und schlägt.

Keuchend hält er inne. Der Vater liegt da, blutet stark. Der Junge glaubt ihn tot.

Er starrt in das zerschlagene Gesicht des Vaters, schiebt ihn zur Seite und geht ins Wohnzimmer. Aus der Anrichte nimmt er eine Flasche Schnaps, setzt sich in den Schaukelstuhl vor dem Fenster und trinkt in langen Schlucken. An der Wand hängt ein Bild des Vaters. Er reißt es herunter, zertritt es. Knirschend bricht das Glas.

Von der Eingangstüre her hört er ein Geräusch. Er verbirgt sich

im Schatten der Türe, die Flasche in der Hand. Ein junger Mann kommt langsam durch den Hauseingang, tastet sich vorsichtig durch die Dunkelheit bis zur Küchentüre. Der Junge steht nun hinter ihm.

»Verschwinde, oder ich schlag' dir den Schädel ein«, flüstert er. Der andere zuckt zusammen.

»Ich wollte ja gar nichts, nur…«, stottert er und rennt davon. Stimmengewirr kommt aus dem Hof. Taschenlampen leuchten auf. Zwei Männer kommen die Stiegen zum Eingang hoch. Der Junge springt ins Licht. In der linken Hand schwingt er die leere Flasche.

»Wer versucht, ins Haus zu kommen, dem schlage ich die Flasche über den Schädel!« schreit er und verschwindet wieder im Vorraum.

Die Männer weichen zum Fuß der Treppe zurück. In einer Stellage im Vorzimmer findet der Junge eine andere Flasche. In der Dunkelheit setzt er sie an die Lippen und trinkt. Es ist Brennspiritus. Der Schluck legt Feuer in seine Brust. Der Atem bleibt ihm weg.

Inzwischen sind Gendarmeriebeamte eingetroffen. Zweimal stößt sie der Junge über die Treppe, dann aber gelingt es einem der Beamten, während die anderen den Jungen ablenken, ihn mit einem herbeigeschafften Knüppel niederzuschlagen.

Unmittelbar danach bringt eine Ambulanz den schwerverletzten Vater in das Krankenhaus. Den Jungen hat man draußen im Garten auf eine Bank gelegt, und der herbeigerufene Arzt leuchtet mit der Taschenlampe in seine Pupillen. Aus einer Platzwunde hinter seinem Ohr rinnt ein dünner Blutfaden. Kurze Zeit später trifft eine zweite Ambulanz ein und bringt auch den Jungen ins Krankenhaus. Der Morgen dämmert. Leute stehen noch lange beisammen und reden.

Pfingstsonntag – ein hoher Feiertag, die Bewohner des Ortes

streben gegen neun Uhr der Kirche zu, um am Gottesdienst teilzunehmen. Sie reißen ihre Augen auf, tuscheln hinter vorgehaltenen Händen – starren zum Rathaus am Hauptplatz, in dem auch die Gendarmerie untergebracht ist. Ein VW-Kombibus hat vor dem Gebäude gehalten, drei Gendarmeriebeamte zerren einen jungen Mann aus dem Fahrzeug. Mit Handschellen sind seine Hände auf den Rücken gefesselt. Ein Beamter zieht an diesen Fesseln so, dass der Junge gebückt bleibt. Die beiden anderen Beamten gehen seitwärts und treten hin und wieder gegen die Beine des Jungen. Dieser trägt keine Schuhe und sein Oberkörper ist nackt. Über dem Hals ist ein breiter, getrockneter Blutstreifen, auch die Hände sind blutig. Bei einem Tritt stolpert der Junge und fällt gegen die Bordsteinkante, der Beamte zerrt ihn an den Fesseln hoch, dann treten sie ihn gemeinsam durch die Eingangstüre des Hauses und entschwinden den Blicken der Schaulustigen.

Die Beamten zerren den Jungen die Treppe hoch, die Diensträume der Gendarmerie liegen im ersten Stock.

Sie legen ihre Kappen, die Ledertaschen mit den diversen Dienstutensilien, die Koppel, sowie die schweren Dienstpistolen ab. Der Junge sitzt nach vorne gebeugt gegen einen Schreibtisch gelehnt am Boden und hat die Augen geschlossen.

»Wir werden ein Protokoll aufnehmen«, sagt der erste Beamte, ein Revierinspektor.

»Und wenn er aufmuckt, ein paar hinter die Ohren«, sagt der zweite Beamte, ein Patrouillenleiter.

»I mecht eahm eh schon die lengste Zeit ane in die Goschn haun«, sagt der dritte Beamte, ein Gendarmeriewachmann.

Der Inspektor setzt sich an die Schreibmaschine.

»Setz dich da her auf den Sessel!«

Der Junge erhebt sich mühsam. Schwellungen sind in seinem Gesicht, über der rechten Augenbraue hat er einen tiefen Riß. Er

setzt sich auf den Sessel gegenüber dem Schreibtisch. Die beiden Beamten stehen links und rechts.

Der Inspektor spult das Farbband der Maschine zurück, er flucht dabei leise.

»Name?« fragt der Inspektor, »ich kenn dich zwar, du Verbrecher, aber Ordnung muß sein, also!«

»N.«, sagt der Junge mit leiser Stimme.

»Vorname?«

»Heinz.«

»Geboren am?«

»9. 11. 44.«

»Wo?«

»In Schärding am Inn.«

»Welcher Bezirk?«

»Schärding am Inn.«

»Name des Vaters?«

»Karl.« Der Junge spricht mit geschlossenen Augen, die neben ihm stehenden Beamten haben die Hände verschränkt und wippen auf den Stiefelspitzen.

»Name der Mutter?«

»Helene, geborene N.«

Der Inspektor stellt weiter Fragen zur Person, zum Abschluß fragt er:

»Vorstrafen?«

»Ja, eine wegen Einbruchdiebstahls.«

»Wieviel?«

»Neun Monate Arrest.«

Dann beginnt das Verhör, der Inspektor versucht, die letzten Stunden vor der Tat zu rekapitulieren. Der Junge schweigt. Nach jeder Frage des Inspektors schlägt einer der beiden gegen den Kopf oder die Seite des Jungen.

»Du Scheißhund, an Vätern umbringen woin, und daun nix redn a no, i wer da gebn.« Der Gendarmeriewachmann schlägt mit rotem Kopf auf den Jungen ein, zwischendurch auch der andere. Der Junge schweigt. Er hängt im Sessel, man sieht, er kann sich nicht mehr aufrecht halten. Drei Stunden betreiben die Beamten dieses Verhör, dann geben sie vorläufig auf.

»Er hört ja nicht einmal zu, dieser Dreckhund«, sagt keuchend der Patrouillenleiter und wischt sich die glänzende Stirne.

Er ist beim Prügeln stark ins Schwitzen geraten.

Ein vierter Beamter betritt das Zimmer. Er geht zu dem Jungen, beugt sich zu ihm.

»Hast du Durst?«

Der Junge nickt. Der Beamte geht und holt ein Glas Wasser und gibt es dem Jungen, dann zündet er ihm eine Zigarette an und steckt sie ihm zwischen die Lippen.

»Sag, was ist dir da eingefallen, ich verstehe das nicht. Deine Eltern haben doch immer alles für dich getan. Gute Schulen, gute Internate. Du wolltest ins Ausland, sie haben dich gehen lassen, und ganz schönes Taschengeld hast du auch bekommen. Du hattest doch keine Probleme, wie konnte das passieren?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht, ob ich ihn umbringen wollte, oder nur verletzen, ich weiß gar nichts… mein Kopf ist leer… ich weiß gar nichts… nicht einmal, wie es in den Einzelheiten passiert ist… es tut mir leid.«

Die Beamten sehen sich an, erstmals, daß der Junge den Mund aufmacht.

»Dir tut es nicht leid, ich kenne dich… du wolltest ihn umbringen!«

Der Gendarmeriewachmann schreit den Jungen an. Der zuletzt Eingetretene, ein Rayoninspektor, hebt beruhigend die Hand.

»Laßt ihn in Ruhe, er wird schon reden, und wenn er nichts sagen

will, dann könnt ihr ihn erschlagen, dann redet er nicht. Ich kenne ihn auch schon lange.« Die Beamten bringen den Jungen in einen anderen Raum. Sie behandeln ihn ruhig und ohne Schläge. Einige Stunden später beginnen sie wieder mit dem Verhör. Sie haben nun eine psychologische Arbeitseinteilung vorgenommen. Einer schreit, einer redet dem Jungen gut zu, die anderen beiden schießen mit ihren Fragen dazwischen. Viele Stunden geht das so. Der Junge hockt noch immer verkrümmt auf einem Sessel, die Hände sind nach wie vor fest auf den Rücken gebunden.

Einmal, als er auf die Toilette muß, werden ihm die Handschellen kurz geöffnet. Aber drei Mann begleiten ihn, und die Tür muß ganz offen bleiben. Langsam ergibt sich ein Protokoll. Der Junge sagt ja und nein und ja. Manchmal sagt er auch dort ja, wo er nein sagen sollte, und manchmal sagt er nein, wo es nicht ganz paßt, z. B. als man ihn bei den ewigen Wiederholungen fragt, wann er geboren sei und wo er wohne.

Er sagt auch andere wirre Dinge, aber die werden in Amtsdeutsch übersetzt, einiges wird hinsichtlich Zeit und Ort hingebogen, anderes wird ausgelassen. Es ist später Abend, endlich unterschreibt der Junge. Der Revierinspektor ist zwar überrascht, daß er dies, ohne es zu lesen, tut, aber er ist zufrieden. Sein Werk ist getan, alles andere macht die Staatsanwaltschaft. Mit einem VW-Bus wird der Junge nach der nahen Landeshauptstadt gebracht, man löst seine Fesseln erst, als er schon in der Zelle im Landesgericht ist. Der Junge ist teilnahmslos, er scheint müde. Kurze Zeit später holt man ihn und bringt ihn nach Wien ins Gefängnis des Jugendgerichtshofes in der Rüdengasse im dritten Wiener Bezirk.

Es ist später Abend, und er wird ohne Formalität in eine Zugangszelle auf der ersten Etage gebracht. Der Junge wirft sich auf das Bett und schläft sofort ein. Seine blutigen Hände zeichnen

sich scharf vom weißen Leintuch ab – man hatte ihm nicht erlaubt, sich zu waschen.

Die scharfe Glocke hat mich aus dem Schlaf gerissen. In der Ecke steht ein Waschlavoir, davor ein voller Wasserkrug. Ich ziehe mein Hemd aus – irgendwann in den Tagen haben mir die Gendarmeriebeamten Kleidungsstücke von zu Hause gebracht und Schuhe. Sorgfältig wasche ich mir das Blut von den Händen. Es klebt wie Schorf fest auf meiner Haut. Vorsichtig reibe ich mir danach das zerschlagene Gesicht mit Wasser ab. Mein Körper schmerzt bei jeder Bewegung – dann sitze ich am Bett und warte.

Die Türe wird aufgesperrt, ein Beamter betritt den Raum.

»Aufstehen, wenn ein Beamter in die Zelle kommt, klar!«

Er sieht mich von Kopf bis zu den Füßen an. Ein schmächtiger Mann in grüner Uniformjacke und schwarzer Hose.

»Ah, a bisserl gestoipat san ma a.«

Er deutet gegen mein Gesicht. »Mocht nix, des vageht wida. In olle Zeitungen stehst, kaunst da wos eibüdn drauf.«

Aus der Innentasche seiner Jacke zieht er ein Exemplar einer Morgenzeitung, in großen Lettern steht da…

›JUGENDLICHER WOLLTE SEINEN VATER ERMORDEN‹

Eine Sensation für eine Stunde, für ein Gerede von vielen… den anderen, da draußen… ich höre sie schon sagen in ihrer selbstgerechten Entrüstung… »Wenn das mein Sohn wäre, brauchte ich keine Polizei, den würde ich eigenhändig erschlagen«… ja, natürlich, eigenhändig.

Der Beamte geht aus der Zelle, später kommt ein anderer mit einem Gefangenen und bringt mir einen Becher Milch – das Frühstück.

Dann werde ich geholt, – Aufnahmeformalitäten – Angaben zur Person – ja, ich war schon einmal hier in Haft, vor drei Jahren etwa.

Der Ton wird plötzlich freundlicher, ach ja, ich bin ja kein Fremder mehr – gewissermaßen ein Heimgekehrter. Dann werde ich umgezogen. Blaue Schlossergarnitur, Decken, Zahnbürste und Leintücher, ein Pullover, Socken, ein paar Schuhe, ein Überrock, dann in die Zelle Nummer 21. Eckzelle der ersten Etage.

»Arbeiten wirst du wahrscheinlich in der Werkstätte, bei den Bürstenbindern«, sagt der Etagenbeamte, dann schließt er die Zelle hinter mir ab. Ein Tisch, ein Hocker, ein Stockbett und ein Wandkästchen, – die Einrichtung. Neben der Türe ist das Klosett, daneben stehen ein Lavoir und ein Wasserkrug. Das Fenster, etwa in Hüfthöhe, mit breitem Fensterbrett und Doppelflügeln, läßt viel Licht in den Raum. Ich schaue in einen rechteckigen Hof mit Asphaltboden, der auf der linken Seite und gegenüber von dem Gebäude begrenzt ist. Die rechte Längsseite wird von einer drei Meter hohen Mauer geteilt, dahinter ist ein anderer Hof sichtbar, der ebenfalls von einer Gebäudeseite abgegrenzt ist. Auf der Mauer zwischen den beiden Höfen sind einige Lagen Stacheldraht montiert, in die Mauerkrone sind Glasscherben eingemauert.

Das Gefängnis erstreckt sich rechtwinklig über zwei Seiten des Vierkanters, die beiden anderen Seiten sind das Gebäude des Jugendgerichtshofes .

Die Zelle wird geöffnet. Ein Hausarbeiter drückt mir zwei Blechschalen in die Hand, das Mittagessen.

In mir ist zerbrochenes Glas, die Gedanken knirschen über Laufbänder, ich bin unfähig, sie festzuhalten – irgendwie läuft es weiter.

Und dann folgt der Abend, die Finsternis, der Schlaf. Ich bin müde, möchte keinen sehen, niemanden hören. Hier im Raum ist es gut, nichts ist laut, stört.

Nach dem Essen kommt ein Beamter. Eine Silberplatte am Revers zeigt seinen höheren Rang. In der Hand hält er einen

Schlüsselbund, die andere ist in der Tasche eines grauen Arbeitsmantels versteckt.

»Na ja, kommst zu mir, in die Werkstätte. Du wirst dich schon eingewöhnen.«

Ich greife nach meiner Jacke. Am Gang stehen schon etwa zwanzig Häftlinge, schauen mir entgegen und warten auf den Abmarsch. Über den Hof gehen wir dann einige Treppenstufen in ein dunkles Gewölbe. Mehrere Arbeitstische stehen da, Drahtpakete liegen herum. Ich warte, bis mir der Beamte einen Platz zuweist, dann setzt er sich zu mir und erklärt mir die Arbeit.

Man sitzt vor einer Spindel und zieht Drahtbüschel durch vorgestanzte Löcher in eine Metallscheibe. Diese werden genau in der Mitte gebogen und mittels eines Bindedrahtes von der Spindel festgezurrt. Ist der Kreis der Metallplatte gefüllt, werden Drähte durch kleine Löcher seitlich der Drahtbüschel gezogen und diese somit an der Metallscheibe fixiert. Zuletzt werden die Bindedrähte ausgebürstet, und eine Schleifscheibe ist fertig. Es wird bei dieser Arbeit eine Mindestleistung – ein Pensum – verlangt. Je nach Größe der Metallscheiben oder nach Härte des Materials – fünf fertige Bürsten pro Tag. Dafür, erklärt mir der Beamte, gibt es auch Zigaretten. Drei Stück pro Pensum, und wenn ich mehr arbeiten wolle, dann könnte ich auch mehr Zigaretten verdienen.

Die Arbeit ist einfach, verlangt kein Denken. Man zersticht sich die Finger, doch das ist mir egal. Es ist Übungssache, nach einigen Wochen werde ich mich mit dem Pensum spielen.

Es wird viel gelacht unter den Gefangenen, viel erzählt, warum und wieso und wie viele Einbrüche, wie oft man aus den Heimen geflüchtet ist und ob jemand zu Besuch kommt. Manchmal richtet auch einer das Wort an mich, dann sage ich das und das. Ich bin wegen Körperverletzung hier, nichts Besonderes, ich werde nicht lange hierbleiben.

Die anderen verlieren das Interesse…

Gegen halb fünf Uhr abends wird die Arbeit abgesammelt, dann werden die Werkzeuge eingesammelt. Man wäscht sich die Hände, holt sich die Zigaretten, marschiert zurück in die Zellen.

Der erste Abend. Ich liege am Bett und rauche – zwei Zigaretten hat mir der Beamte gegeben. Er sah mich von unten her aufmerksam an. Die Gefangenen rufen sich über den Hof, sprechen, lachen, singen. Es sind meist zwei oder mehrere in einem Haftraum. Man hat mir drei Bücher auf den Tisch gelegt, als ich in der Arbeit war. ›Ein Kampf um Rom‹, ›Der König der Bernina‹ und ›Das fliegende Klassenzimmer‹.

Ich lege die Bücher in das Wandkästchen – Abendessen – Grießbrei, anschließend Meldung.

»Zelle 21 belegt mit einem Jugendlichen«, so muß man sich melden, sagt mir der Beamte, und, »merk dir das.«

Ich werde es mir merken. Ich denke an nichts, gehe in der Zelle auf und ab. Das Licht wird gegen neun Uhr abgedreht, lange davor schon liege ich in den Decken, das Gesicht zur Wand. Ich höre sie nicht schreien und reden und lachen – ich schlafe. Viele Tage wie der vergangene.

In der Werkstätte arbeiten auch einige größere Jungen, knapp an die achtzehn wie ich und darüber. Beim Händewaschen bekomme ich mit einem Streit. Ich schlage ihn gegen den Mund und gegen die Nase, er blutet stark. Der Beamte läßt mich einige Tage nicht in die Werkstätte gehen.

»Wennst raufn wüllst, bleibst auf da Zölln.«

Ich sitze am Fenster, schaue in den Hof, dann lese ich. Nach einigen Tagen nimmt er mich wieder zur Arbeit mit. Ein großer Mann in Uniform mit langem, schmalem Gesicht geht mit einigen Zivilisten durch die Werkstätte.

»Da Direkta und de Gerichtsvisit«, flüstert mir ein Gefangener

zu. Wir müssen in einer Reihe antreten, der Beamte meldet:

»Einundzwanzig Gefangene bei der Arbeit.«

Ein Zivilist fragt gegen alle:

»Jemand Bitten oder Beschwerden?« Es sagt keiner etwas. Getuschel unter den Zivilisten, dann sagt der Direktor:

»N. vortreten!«

Ich trete vor die Reihe. »Das ist er«, sagt der Direktor.

Der andere Zivilist nickt: »Aha, das also.«

Dann gehen sie. Ein Gefangener fragt mich, warum das war. Ich weiß es nicht, sage ich und arbeite weiter.

Einige Tage später habe ich wieder eine Prügelei. Der andere blutet stark, zwei Zähne habe ich ihm auch ausgeschlagen. Der Beamte meint, ich müßte nun ganz auf der Zelle bleiben, und er müßte einen Rapport schreiben. Ich komme zum Direktor. Ich erkläre den Vorfall. Er bestraft mich, indem er verordnet, daß ich einen Monat nicht in der Werkstätte arbeiten darf. Der Beamte läßt mir ein Arbeitsstockerl auf die Zelle bringen, nun arbeite ich im Haftraum.

Er bringt mir Material, manchmal auch Zigaretten. Er ist ein guter Kerl. Manchmal fragt er:

»Warum wolltest du denn deinen Vater erschlagen?«

Ich kann ihm keine Antwort geben. Ich sage: »Ich weiß es nicht.«

An einem Donnerstag werde ich in die Aufnahmekanzlei geholt, dort wartet ein Zivilist. Ein eleganter, junger Mann mit Brille. »Ich bin Ihr Untersuchungsrichter. Sie sind nach Eisenstadt zuständig, und ich komme einmal in der Woche hierher, da wir im Burgenland kein eigenes Gefängnis für Jugendliche haben. Ich muß jetzt ein Protokoll mit Ihnen aufnehmen – das von der Gendarmerie, na ja, also, sind Sie einverstanden?«

Er hat auch eine Sekretärin, ein junges, hübsches Mädchen, mit. Ich starre auf ihre Beine, bis das Schweigen peinlich wird. Dann

folgen wieder Fragen und Fragen, und alle diese Fragen wurden ja schon von der Polizei an mich gestellt.

›Ich kann mich an nichts erinnern, ich weiß nicht, was damals geschehen ist.‹

Der geschniegelte Richter sieht mich Vorwurfsvoll an- »aber Sie müssen sich erinnern können«.

Ich kann mich aber beim besten Willen nicht erinnern, damals nicht, danach, und heute schon gar nicht.

»Gut«, er diktiert dem Mädchen, »also schreiben wir eben, daß er sich nicht erinnern kann…«

Mir sagt er dann, daß ich in den nächsten Wochen psychiatriert werde. Jeden Mittwoch vormittag ist Unterricht. Ein junger, glatzköpfiger Lehrer versucht, an die Gefangenen Bildung zu vermitteln. Ich schreibe an den Direktor, dann werde ich vom Schulbesuch befreit. Nicht, daß ich keine Bildung nötig hätte, aber der Mann macht mich nervös – er schreit so viel.

»Hier wird nicht geraucht – halt den Mund, rede, wenn du gefragt wirst – du bist ein Idiot«, okay, ich bin ein Idiot, ich bin eingesperrt, und… Der Unterricht besteht vorrangig aus Erläuterungen von Geboten und Verboten. Da hocke ich doch lieber stumpfsinnig in meiner Zelle und arbeite. Meine Finger sind in den Nagelbetten vereitert, ich kann sie nur schwer abbiegen, doch man gewöhnt sich daran.

Mit meinem Zellennachbar verstehe ich mich gut. Abends quatschen wir immer am Fenster. Er erzählt von seinen Freundinnen, ich höre ihm zu. Der bleierne Ring um mich will sich nicht lösen. Das Leben im Gefängnis ist ein Vorbeigleiten der Bilder. Ich bin draußen, es geht mich nichts an. Ich weiß nicht, wo in dieser Zeit mein Leben geschieht.

Im vierten Stock liegen die Mädchen. Hin und wieder hört man ihre hellen Stimmen. Viele Gefangene gehen sonntags zur Messe,

um sie zu sehen. Mein Zellennachbar erzählt mir von ihnen. Ich weiß, wenn man hinter der Klosettmuschel den Deckel abschraubt, kann man durch das Kanalisationsrohr mit dem Mädchen reden, das in der Zelle darüber liegt. Ich habe es nie versucht.

An einem der nächsten Tage sagt mir mein Zellennachbar, ich solle den Deckel lösen, das Mädchen über mir wolle mit mir reden. Ich löse die Schrauben – Uschi heißt sie, hat er mir gesagt, dann rufe ich einige Male.

Nach einer Weile höre ich klar ihre Stimme.

»Ja, bist du der ganz unter mir, der im ersten Stock?« fragt sie.

»Ja«, sage ich.

»Sag, bist du arrogant, daß du dich nie meldest. Du bist doch der, der nicht mit den anderen arbeiten darf«, sagt sie.

»Ja«, sage ich.

»Weißt du, wie ich aussehe?« fragt sie.

»Nein, aber wenn du nur halb so bist, wie deine Stimme klingt, bist du eine Superbraut«, sage ich.

Sie lacht, wir reden lange Nichtigkeiten, dann fragt sie:

»Könntest du dich nicht eine Weile anständig benehmen, daß du zum Kino gehen darfst, dann sehen wir uns ganz aus der Nähe«, sagt sie.

»Okay, ich werde es versuchen«, sage ich.

Es ist Suchtgift. Wenn man beginnt, kann man nicht mehr aufhören. Die langen Nachdenkstunden sind zu Ende. Ich sitze wie ein Mohammedaner am Gebetsteppich vor der Klosettmuschel und führe Liebeskonversation. Hin und wieder wird in den Zwischenstockwerken gespült, Scheiße kollert vorbei, aber das tut der Liebe keinen Abbruch. Die Gespräche werden zweideutig – »was tust du denn in der Nacht, wenn du Sehnsucht nach mir hast?«, dann eindeutig – »Ich lege mir den Finger auf den Juden und dann kreise ich so lange, bis ich fast verrückt werde – du bist

dann da und leckst mich, und dann steckst du ihn mir tief hinein, deinen dicken, starken Schwanz – du, ich liebe dich.«

Und von mir zu ihr umgekehrt. Es ist Scheiße zur Potenz, aber es ist wenigstens etwas. Manchmal sperrt der Beamte auf und brüllt, aber was zählt das schon?

Ich verbessere meine Führung, bin sanft wie ein Lamm.

Der Besuch der Filme und Lichtbildervorträge jeden Freitagnachmittag wird mir gestattet. Ich sehe das Mädchen, sie sieht mich an. Wir sind uns in diesen Augenblicken nahe, eine Wärterin schreit sie an, ein Beamter stößt mich fort – was bedeutet es, sie hat gesagt - ich liebe dich – mitten in mein Gesicht.

Beim Plaudern beginnt sie zu träumen, wir, sagt sie…

»Wir werden draußen auch zusammen sein. Wir werden uns eine Wohnung einrichten. Ich werde für dich auf den Strich gehen – ich liebe dich ja –, willst du, daß es so wird?«

Ich schaue dann gedankenverloren gegen das Scheißhaus, wenn gerade einer runterläßt, warte ich, bis sich der Geruch ein bißchen verzogen hat, dann sage ich – klar, möchte ich es auch, es wird wunderbar…

In diesen Wochen, während ich jeden Abend mit dem Mädchen spreche, komme ich zurück aus den Zwischenlandschaften, in die ich geflüchtet bin. Ich spüre, wie ich auftaue.

Eines Tages ruft man mich zum Psychiater. Ein großer, grauhaariger Mann mit tiefer, ruhiger Stimme erwartet mich. Er befragt mich zur Person, ausführlich über das Elternhaus, kurz über einige Geschehnisse um die Tat. Zwei Stunden sind vergangen, er untersucht meine Reflexe, beschreibt meine Statur, fragt mich kurz um mein körperliches Befinden. – C'est tout – ich kann gehen. Man erwägt wieder, mich in der Werkstätte arbeiten zu lassen. Einige Tage geht es gut, dann kommt es wieder zu einer Auseinandersetzung. Ein Gefangener, groß, muskulös, hat in der

Zwischenzeit eine gewisse Vorrangstellung in der Werkstätte erreicht. Er befiehlt den anderen und tut dies auch bei mir. Ich schlage ihm zweimal wuchtig gegen die Fresse, er fällt gegen einen Arbeitstisch und verletzt sich am Kopf. Wieder werde ich in meiner Zelle abgesondert.

Ich habe mich an das Alleinarbeiten gewöhnt, es macht mir nichts aus. Ich schaffe spielend das doppelte und dreifache Pensum. Manchmal lasse ich mir den Preis für die Zigaretten gutschreiben, der Beamte kauft mir dann andere Sachen, wie Zahnpasta oder Lebensmittel.

Als Arbeitslohn werden sechzehn Groschen pro Stunde bezahlt. Am Monatsende ergibt sich daraus ein Gesamtbetrag von ca. 28,- Schilling, dafür kann man ebenfalls einkaufen.

Ich werde in eine andere Zelle verlegt, nun ist es vorbei mit den täglichen Liebeslitaneien. Die Zelle Nummer 16 ist zwar auf derselben Etage, aber es liegt kein Mädchen über mir. Einige Tage bin ich niedergeschlagen, dann spült das Tägliche darüber, ich vergesse.

Ich schreibe keine Briefe. Ich erwarte auch keine. Manche Beamte rufen mich ›Mörder‹ und prophezeien mir mindestens an ›Fünfa‹. Anfangs bin ich zusammengezuckt, später höre ich es nicht mehr.

Unmerklich ist der Winter gekommen. Trotz der doppelten Fenster ist es unerträglich kalt in den Zellen, die Hände sind klamm bei der Arbeit, die entzündeten Stellen schmerzen in der Kälte. Zu Weihnachten besucht mich Mutter. Ich halte sie im Arm. Zwischen uns beiden ist alles gut. Sie hat mir ein großes Paket gebracht. Immer wieder streichelt sie über mein Gesicht. Ich kann nicht sprechen, kann sie nur ansehen.

Mutter… wie vieles müßte ich sagen… aber es ist zu spät, wir können uns nur bei den Händen halten… zu verstehen ist da nichts mehr.

Der Weihnachtsabend… ein Gefängnisabend, nichts anderes… bei der Abendessenausgabe schlägt mich ein Beamter in den Magen, ich kippe nach vorn… er lacht, war ja nur ein Scherz, ach so,

ach ja, ich rieche die Alkoholfahne sehr deutlich, später kann ich auch noch nicht über den Scherz lachen. Ich bin allein… tags darauf gibt es Schnitzel… es ist kalt, ich schlafe mit Hemd und Pullover.

Sechs Monate warte ich schon auf die Verhandlung, der Untersuchungsrichter sagt mir, daß ich noch einmal psychiatriert werde, von einem anderen Professor. Ich arbeite, manchmal springe ich auf und schlage die Hände um den Körper, bis mir warm ist; dann arbeite ich weiter.

Ich muß ein paar Tage pausieren, meine Hände sind unbrauchbar vereitert. Mutter besucht mich, sie läßt mir hundert Schillinge zum Einkaufen da. Ich kaufe Wurst und Weißbrot und Schokolade. Viele Tage vergehen, langsam wird es wärmer.

Der Beamte schickt mir hin und wieder neue Gefangene auf die Zelle, die ich anlerne und die mir helfen. Eines Tages bringt er wieder einen.

Der Junge ist knapp fünfzehn, weiches Gesicht, dünn, große, ängstliche Augen. Er spult Draht auf eine Ersatzspindel, sieht mich dabei ständig an.

»Hast du Angst, oder was ist los mit dir? Warum schaust du mich denn ständig an?« frage ich.

Er sieht fast aus wie ein Mädchen, wenn er so dasitzt, die langen Wimpern, seltsam… ob er schwul ist? Ich frage ihn dann über sein Leben. Er erzählt, seit seinem sechsten Lebensjahr im Heim, kennt kein Zuhause. Er ist aus einem Lehrlingsheim davongelaufen, hat mit einem anderen versucht, eine alte Trafikantin zu berauben.

»Das gibt zwei Jahre, Kleiner, das weißt du ja«, sage ich.

»Ja, ich weiß es«, sagt er leise.

Meistens arbeiten wir schweigend. Ich rede nicht gerne und er scheint das begriffen zu haben. Der Beamte fragt mich, wie er sich bei der Arbeit macht.

»Er ist ruhig und fleißig«, sage ich.

»Gut, dann soll er eine Weile bei dir heroben arbeiten. Wir haben nicht viel Arbeit in der Werkstätte«, sagt er.

Der Junge strahlt über das ganze Gesicht. Es ist Freitag. An diesem Tag bekommen wir den Einkauf. Er kommt, trägt einen ganzen Packen vor sich her, dann beginnt er, Wurstbrote zu machen und Schokoladestückchen zu brechen. Es ist kurz nach dem Mittagessen, doch an einem solchen Tag wird nicht viel von der Gefängniskost gegessen.

Ich liege auf dem Bett und drehe mir eine Zigarette. Ein Beamter sperrt die Türe auf. Er besieht sich aufmerksam meinen Arbeitsplatz, dann sagt er zu dem Jungen:

»Eure Arbeit ist fertig, du kommst in deine Zelle mit, los, nimm dein Zeug.«

»Wir arbeiten wie die Idioten den ganzen Tag und Sonntag dazu - manchmal wollen wir uns auch ausrasten. Und dieses Alleinsein kotzt mich langsam an, ich möchte auch hin und wieder in Ruhe mit jemandem reden, nicht bloß mit den Zellenwänden«, sage ich.

Der Beamte sieht mich groß an. Man ist nicht gewohnt, viel von mir zu hören, er brummt vor sich hin, dann geht er.

»Danke, daß ich hierbleiben darf«, sagt der Junge.

Er steht vor mir, plötzlich nimmt er meine Hand und küßt sie. Ich stoße ihn weg.

»Sag, Kleiner, bist du schwul?«

»Du kannst mich schlagen… wenn du willst, aber schick mich nicht weg… du verstehst das vielleicht nicht… du bist mir einige Male ganz leicht über den Kopf gefahren… du hast gesagt, ›Kleiner, keine Angst, ich erledige das schon‹… du erinnerst dich vielleicht

gar nicht, du hast beim Spazierengehen vor zwei Wochen einem eine Ohrfeige gegeben… seither läßt mich der in Ruhe, weil er glaubt, daß…«, sagt er und stockt.

»Was daß?« frage ich und weiß es.

»Daß ich eben dir gehöre, und deswegen quält mich auch keiner… du weißt das ja nicht, du bist ja nie in der Werkstätte, und wenn du dir Material holen kommst, dann kuschen sie ja.«

Immer dasselbe Lied, wenn ein Junge so aussah, dann versuchten sie es eben, ich kannte das von meiner ersten Haft her. Ein Spiel, sich einen Jungen wie ein Mädchen abzurichten, und gar nicht mal schwer zu erreichen. Die meisten Jungen aus den Heimen waren alle angestochen, der da vor mir ebenfalls.

Ich schaue den Jungen lange an, er weint. Große, dicke Tränen laufen über seine Wangen, seine mageren Schultern zucken. »Hör auf zu weinen und paß mal auf. Ficken werde ich dich nicht, vielleicht darfst du mir einen blasen, kannst du es gut?«

Er weint und nickt, dann bringt er mir die Brote ans Bett, später die Schokolade.

Es muß ein großer Schmerz sein, oder ein großes Glück, das er sich da herunterheult. Nach dem Essen spiele ich eine Partie Schach mit ihm.

Mutter kommt zu Besuch. ›Du sollst an Vater einen Brief schreiben, wirst du es tun?‹ sagt sie. Sie läßt mir wieder hundert Schilling da. Am Wochenende sitze ich über einem Blatt Papier. Der Brief an meinen Vater. Kein Wort, das Blatt ist auch nach Stunden noch leer. Endlich quäle ich ein paar Worte hin. Banales Gestammel, es gibt nichts, was man in diesem Fall schreiben kann. ›Es tut mir leid, daß ich versucht habe, dich umzubringen‹, oder ähnlichen Unsinn. Der Untersuchungsrichter stochert mit spitzer Nase zwischen den Zeilen.

Es ist warm. Der Frühling nur in der Sonne spürbar, es gibt kein

Grün in den Höfen, klopft in meinen Schläfen. Viele Monate bin ich schon in Haft. Karin hat mir geschrieben. Eine sonderbare Welt macht sich bemerkbar – Sätze tauchen auf… wenn du wieder frei bist – Himmel, ja, was wird dann sein. Ich schiebe Kulissen davor, Gefängnistage, routiniertes Vergessen.

Ein zweiter Psychiater läßt mich holen. Dieselbe Unterhaltung, die gleichen Gesten, ähnliche Worte, ein Händedruck, zwei Stunden später kann ich gehen.

Ich werde zum allgemeinen Spaziergang zugelassen, es wird ›Abschießen‹ gespielt.

In den Schulen erschien mir dieses Spiel immer als Inbegriff des unmännlichen Spiels. Hier im Gefängnis wird es mit ungeheurer Brutalität gespielt. Wenige, aufeinander eingespielte Gefangene, werfen sich in immer schnellerer Folge den Ball zu, bis das ausgewählte Opfer unmittelbar vor dem Ball ist. Mit größtmöglicher Wucht wird diesem nun der Ball mitten in das Gesicht geworfen… dann der nächste.

Die Beamten setzen auf die Volltreffer ins Gesicht Zigarettenprämien. Verschwitzt und keuchend komme ich nach dem Spiel auf die Zelle. Der Beamte hat den Kleinen zu mir in den Haftraum gesperrt.

»Du kannst mir den Rücken waschen, los.«

Der Kleine seift mir den Rücken ein.

»Darf ich dich vorne auch einseifen?« fragt er.

»Meinetwegen, aber beweg dich«, sage ich.

Plötzlich kniet er vor mir, seine Hände umfassen behutsam mein Glied, er spitzt die Lippen und küßt die Eichel. Ich starre auf seinen Kopf, mein Schwanz wird hart, dann schließe ich die Augen. Mädchenlippen saugen an meinem Schwanz – Mädchenhände, zart, weich, spielen an meinen Eiern. Eine sengende Furche gräbt sich in mein Rückgrat – ich spritze wie ein Hydrant – ein Mädchen saugt

und schluckt – und Scheiße, was soll's, es war kein Mädchen, es war ein Junge… aber sein Mund ist eine Fut, eine wunderbare, weiche nasse heiße Fut. Sorgfältig spült er mir die Seife vom Körper, dann reibt er mich trocken.

»Graust dir vor mir?« fragt er und steht schmal und ängstlich neben der Türe.

»Warum soll mir vor dir grausen, wenn du etwas längere Haare hättest, würdest du noch mehr einem Mädchen ähnlich schauen – für mich bist du ein Mädchen«, sage ich.

»Aber ich bin kein Mädchen.«

»Hör mal zu, Kleiner, das weiß ich, aber vielleicht muß ich mir einreden, daß du eines bist, sonst würde ich für mich denken, ich sei schwul… und das bin ich nicht«, sage ich.

Tage verlaufen sich, Wochen reihen sich, werden Vergangenheit. Ich bin nun knapp ein Jahr in Haft… am 25. Juni werde ich Verhandlung haben. Aus der Anklageschrift ist nicht mehr von Mordversuch, sondern von schwerer Körperverletzung die Rede und von Morddrohung und einem halben Dutzend anderer Paragraphen.

Ich bin zuversichtlich, ich habe lange gewartet.

Zwei Beamte bringen mich nach Eisenstadt. Ich habe einen dunkelbraunen Anzug an, Krawatte und weißes Hemd. Handschellen an den Händen. Im Gerichtssaal werden mir die Spangen abgenommen, die beiden Beamten sitzen neben mir auf der Anklagebank.

Vor Betreten des Gerichtssaales habe ich kurz Mutter gesehen – ihr Gesicht war blaß und feierlich wie zu einer Beerdigung. Das Gericht betritt den Raum.

Der Vorsitzende ist ein älterer Mann mit gelangweiltem Gesichtsausdruck und schmalem Aristokratenkopf, der Beisitzende ist mein Untersuchungsrichter, die Schöffen farblose Statisten. Der

Staatsanwalt, derselbe wie bei meiner ersten Verhandlung drei Jahre davor, ein scharfer, zynischer Neurotiker, immer bereit zu persönlichen Angriffen, dann ein Mädchen als Gerichtsstenografin. Und vor dem Richtertisch ein Platz für den Sachverständigen.

Der Vorsitzende eröffnet die Hauptverhandlung, die Anklage wird verlesen, dann ruft mich der Vorsitzende zur Aussage.

Ich kann nicht viel aussagen, da ich das meiste vergessen habe.

Der Staatsanwalt versucht einige Attacken gegen meine Glaubwürdigkeit, mein Rechtsanwalt, von meiner Mutter für mich engagiert, ebenfalls derselbe wie vor drei Jahren, gerät in einen hitzigen Wortwechsel mit dem Ankläger. Ich habe den Rechtsanwalt bis zu Beginn der Verhandlung nie zu Gesicht bekommen.

Ich habe mir aber darüber nie Gedanken gemacht.

Einige Gendarmeriebeamte werden dann als Zeugen vernommen, natürlich auch die drei Verhörspezialisten. Ihr Strammstehen, ihr Herumstottern zu den Fragen des Richters zeigen ein deutliches Schuldbewußtsein in dieser Sache.

Andere Zeugen werden verhört, dann betritt mein Vater den Raum. Ein Jahr habe ich ihn nicht gesehen. Er erscheint mir älter, um vieles älter, seine Haltung ist sehr aufrecht. Er sieht mich nicht an. Der Richter sagt zu ihm:

»Sie können sich der Aussage entschlagen.«

Der Vater antwortet:

»Ich möchte nicht aussagen… ich möchte nur«, alle im Gerichtssaal sehen ihn an, »…um ein mildes Urteil für meinen Sohn bitten.«

Er dreht sich um, mich hat er nicht angesehen, dann verläßt er den Raum. Er hat also gesiegt. Nichts hat sich verändert. Mutter kommt nach ihm, auch sie entschlägt sich der Aussage.

Warum hat der alte Herr das getan… er, der mir immer gepredigt

hatte… ›ein Mann hat das durchzustehen, was er sich eingebrockt hat – ohne Gnade zu verlangen oder zu erwarten‹ – so hatte er es mir oftmals gesagt. War da eine Kette, die um mich gelegt werden sollte?

Unter den Zuschauern im Raum habe ich den Psychologen entdeckt, den meine Eltern immer vorausgeschickt haben, wenn sie etwas von mir wollten, sollte er mir wieder etwas mitzuteilen haben…

Nach den Zeugen spricht der Sachverständige. Er ist der Mann, der mich als zweiter im Gefängnis untersucht hat. Die Quintessenz seines endlosen, mit vielmaligem »Nächster Absatz« zur Gerichtsstenografin hingespickten Vortrages ist, Anwendung des Trunkheitsparagraphen 523, da sich der Angeklagte zur Tatzeit in einem pathologischen Rauschzustand befunden hat.

Der Staatsanwalt versucht gegen dieses Bollwerk in seinem Plädoyer Sturm zu laufen, resigniert aber und begnügt sich damit strengste Bestrafung zu fordern.

Mein Rechtsanwalt spricht ruhig und gelassen und fordert das Gericht auf, die Strafe mit der anzurechnenden Untersuchungshaft verbüßt sein zu lassen.

Das Gericht berät eine Viertelstunde – dann wird das Urteil verkündet.

Ein Jahr Arrest – verbüßt, da die U-Haft angerechnet wird. Der Staatsanwalt verläßt ohne Erklärung den Gerichtssaal – ich bin frei, Menschen reden auf mich ein –, plötzlich stehe ich allein meinem Vater gegenüber.

Er gibt mir die Hand.

»Wir wollen nie mehr darüber reden. Du bist sehr jung, du kannst ganz von vorne beginnen. Wir, Mutter und ich, werden dir dabei helfen.«

Ich würge ein »Danke« hervor, mehr ist da nicht.

Hinter uns steht der Psychologe – ganz Herr der Lage –, fettgesichtig, dünnhaarig, mit vielen Worten.

Im Gefängnis waren wenige Worte, ich war dort die meiste Zeit allein, wie soll ich nun hier mit diesen vielen Worten sein?

Später sitzen mir im Restaurant mein Vater und der Psychologe gegenüber.

»Dein Vater meint, daß es wohl das beste sein wird, wenn du sofort anschließend an die Haft die Militärdienstzeit erledigst. Ich stimmte ihm dabei voll zu«, sagt der Psychologe.

Es ist ein herrlicher Tag. Der Vater sieht an mir vorbei.

Ich lehnte mich in den Stuhl zurück, die Sonne ist ungewohnt auf meiner Haut. Wie war doch ein oftmaliges Thema zwischen Vater und mir, ›wenn du dich zum Militär verpflichtest, so kannst du trotz dem Vorgefallenen noch einen Aufstieg schaffen‹, sagte er. Der Dienst bei der Armee war für ihn Ehrensache. Er sagte es vor einem Jahr und früher. Selten hatte ich hingehört.

»Ich meine, Disziplin und Ordnung können dir jetzt nicht schaden, das wird dich bei dem Neubeginn nur unterstützen«, sagt der Vater. Der Psychologe nickt zustimmend, »sicher, und die harte

Ausbildung wird ihn nicht stören. Er war doch immer sehr sportlich«, sagt er laut.

So sieht also die Starthilfe aus. Was habe ich mir erwartet?

Das Bundesheer – neun Monate. Von Schikanen habe ich genug und Disziplin, die wollen sie mir beim Heer beibringen, jetzt nach einem Jahr Gefängnis, Exerzieren, Grüßen, Strammstehen, dazwischen einen Fetzen Zeit, um Luft zu holen. Ja, das Hände an die Hosennaht – das ist es, was ich nun brauche. Keine Zeit haben dürfen für sich selber, keine Zeit. Die Knastrelikte, die im Hals stecken, nichts hinunterwürgen können, weil frische Scheiße nachkommt.

Sie sollen meinen guten Willen sehen.

»Gut, wann soll ich da hin?« frage ich. Eine Wespe torkelt um meinen Glasrand, surrt weg.

»Ich habe das so arrangiert, daß er heute gleich gemustert wird, er kann dann am ersten Juli schon einrücken«, sagt der Psychologe.

Nach dem Essen begleitet er mich in die nahe Kaserne. Ein dicker Oberstleutnantarzt begutachtet mich, reißt zwei trübe Witzchen und stellt dann fest, ich sei A-tauglich. Daneben ein Büro. Ich werde eingeteilt. Gebirgsjäger, Ausbildungskaserne Zeltweg, Steiermark. Marschbefehl zum Einrückungstermin am ersten Juli 1963.

Wieder zu Hause, bin ich fremd in den Räumen. Mutter spielt die Platte vom Jungen, der bald wiederkommen soll und weint. Vater macht ein ernstes Gesicht.

Die vier Tage bis zum ersten Juli bin ich locker, rede wenig.

Karin ist im Ort, auch ihr Vater ist da. Manchmal sitze ich im Hof unter dem alten Nußbaum und höre dem alten Mann zu. Im Bad treffe ich Robert. Wir reden, doch da ist eine Grenze. Deutlich und spürbar scharf. Er erzählt von Sylvia – ach ja, wie die Zeit vergeht – verheiratet soll sie sein – ich kann mich nicht mehr an sie erinnern.

Mit einem Mädchen liege ich auf der Decke. Gehe dann mit ihr in die Kabine, ziehe ihr Bikinihöschen herunter, sie lehnt sich gegen den Sitz. Von rückwärts ficke ich sie und starre auf die Bretterwand.

»Du bist so abwesend, du bist doch nicht krank«, sagt Mutter.

»Nein.«

Im Zug nach Zeltweg sitzt ein Mädchen im Abteil, einige ältere Männer steigen zu. »In die Kaserne fahren Sie? Sehen Sie deshalb so bedrückt aus?« fragt sie mich. Zwei der Älteren mischen sich ein. »Ja, Fräulein, wie wir eingerückt sind, das war etwas… und dann die Ausbildung, hart und brutal, aber dafür haben wir dann an der Front…« Die Geschichten kenne ich, eine Generation von Helden… was sind wir jetzt, Kanaken, weich und lätschert, und weiter, ein blasser, undeutlicher Mensch redet aus der Ecke… »kein Zund ist

da heute dahinter, das war damals anders, wir waren noch stolz darauf, die Uniform zu tragen…« Wenn sie alle so waren, warum laufen dann heute so viele Mieslinge herum, oder sind die da von der Etappe, na sicher, oder eben irgendwelche Drückeberger, die gibt und gab es ja immer.

In Zeltweg warten Militärlastwagen. Als erstes gibt es Geld. Achtzig Schilling, der Sold für die ersten zehn Tage. Dann folgt der militärische Ernst. Haare schneiden. Ich bin die kurzen Haare vom Gefängnis her gewohnt, und das ›Antreten‹, das ›Ruhe in der Reihe‹, das ›Halt‹ und das ›Marsch‹ und und… alles das bin ich gewöhnt.

Tags darauf Fassen von Uniformen und Gewehr und den ganzen übrigen Ramsch, den man bekommt, um möglichst viel in Ordnung halten zu müssen. Zwischen den ›Neuen‹ schleichen die ›Alten‹ - drei Monate davor Eingerückten, klopfen Sprüche und tyrannisieren – »mal sehen ob Sie sportlich gelebt haben, machen Sie fünfundzwanzig Liegestütze« – natürlich keuchen die ›Neuen‹ und werden ausgelacht- ach ja, Liegestütze – bin ich auch gewöhnt, wenn mir abends in der Zelle langweilig war, habe ich eben gepumpt, so siebzig Stück, manchmal auch mehr. Ich bin einsneunzig und Flügelmann, die Eckstange der Kompanie.

»Machen Sie fünfundzwanzig«, sagt einer der ›Alten‹.

»Du kannst fünfundzwanzig aufs Maul haben, du arschgeficktes Russenkind«, sage ich. Er ist klein, dumm und fett, auch noch Gefreiter.

»Ich werde Sie melden«, sagt er und ist ganz rot im Gesicht.

»Du kannst mir einen blasen«, sage ich und lasse ihn stehen.

Er hat mich nicht gemeldet, aber sein mickriges Dasein hat er benutzt, um mir das Leben sauer zu machen.

›Klosettdienst-Essenholen-Klosettdienst.‹ Im Wechsel habe ich die beiden Jobs abonniert, bis wir uns zehn Tage später in der Stadt

treffen, danach sind die Sonderaufträge vorbei. Exerzieren und im Dreck herumkriechen. Was rede ich, das kennt doch jeder. Immer einer von diesen Idioten da, der herumbrüllt oder befiehlt. Abends komme ich manchmal weg von dem Zirkus – in die Kantine. Ausgang gibt es erst in der zweiten Woche. Die Kantine ist dreckig und laut. Unsere Eierköpfe, Zugführer, Korporale tanzen da auch herum und machen auf wichtig. Alte Lieder orgeln aus der Box. Die Tochter des Kantiniers möchte ich ficken, aber das wollen alle. Ich saufe und troll mich dann. Um zehn ist Nachtruhe.

Vater kommt auf Besuch. Seine Augen glänzen, es gibt markige Töne: »Ach, wenn ich doch nur noch einmal« – und – »führe dich anständig, ich will stolz auf dich sein«. Ich stehe da und habe gelähmte Stimmbänder. Er gibt mir zweihundert Schilling – »ein Soldat muß hin und wieder etwas trinken«.

Abends wieder Kantine, saufen, was sonst? In meiner Kompanie sind alle aus dem südlichen Burgenland oder von der Oststeiermark. Ich verstehe die Leute kaum. Manchmal rede ich mit dem Zimmerältesten. Er war auch schon im Gefängnis – zwar nur einen Monat. Er ist mir eine Spur weniger fremd als die anderen.

Dann endlich Sonntag – Ausgang – vergewaltigt keine Weiber, sagt der Leutnant.

Zeltweg ist sexuelles Notstandsgebiet. Zu viele Soldaten, zuwenig Weiber.

Ich fahre ins nahe Judenburg, lerne eine angehende Lehrerin kennen. Sie spricht von ihrer Sendung, ich möchte ficken. Wir liegen im Bad. Ich immer auf dem Bauch. Nach zwei Stunden sagt sie, »…ich darf nur Samstag abends ausgehen, meine Eltern sind sehr streng…«

Ich nehme sie in die Arme, an der Hüfte spürt sie meinen erregten Schwanz. Sie küßt mit geschlossenen Lippen, später mit offenen.

Bis Samstag sind es sechs Tage- wie heißt das… ach ja,

Erotomanie. Ich begleite sie bis zum Bus. Hinter einem Gebüsch stecke ich ihr wenigstens die Finger in die Spalte, damit ich etwas zum Riechen habe.

Abends hocke ich trübsinnig in einem Kaffeehaus. Irgend etwas tun. Egal was – irgend etwas, meinetwegen einen Mord, dann saufe ich die Stimmung weg.

Kleider putzen, Stiefel putzen, Gewehr putzen, Zimmer putzen, Koppel putzen. Ich gebe einem zehn Schilling, »los putz mir das«, sage ich. »Putz dir deinen Dreck selber«, sagt er. Ich haue ihm eine in die Fresse, nehme ihm die zehn Schillinge weg, dann putzt er umsonst.

Am Abend ins Soldatenkino. Ich gehe allein. Da sitzt ein Mädchen. Ich setze mich neben sie – wahrscheinlich die Tochter von einem Offizier oder Unteroffizier – dann rede ich sie an. Mehr, als daß mich ihr Vater vierteilt, kann mir nicht passieren – und das ist mir scheißegal. Also rede ich, Unsinn, Verzweiflung dahinter.

»Ich bin noch verschwitzt und dreckig. Ich habe in der Küche Töpfe geputzt, aber ich muß mich einfach da hersetzen…«, sie ist sauber und schön, in dieser Dreckskaserne gibt es nichts Schönes. Sie blickt vor sich hin, nach einer Weile lächelt sie. Ich möchte sie anbeten. Ihr Gesicht ist weich.

»Die gepolsterten Sitze sind nur für Unteroffiziere und Offiziere; Mannschaftsangehörige haben in den vordersten Reihen auf den Holzbänken zu sitzen… was machen Sie hier?« Ein Stabswachtmeister steht neben mir und schnauzt mich an. Das Kino ist zu vier Fünftel leer.

Wenn das Mädchen nicht dasitzen würde…

…würde ich zu den Holzbänken gehen, einfach, weil ich müde bin, aber so…

»Wollen Sie mir das nicht nach dem Film erzählen«, sage ich und bleibe sitzen. Es wird dunkel. Der Unteroffizier sagt etwas, eine

Fanfare übertönt ihn mühelos.

Das Mädchen beugt sich zu mir.

»Bitte seien Sie vernünftig. Er bringt Sie zur Meldung, dann sperrt man Sie ein«, sagt sie und legt die Hand auf meinen Arm.

»Los, verschwinden Sie, oder Sie stehen beim Rapport«, faucht der UO von der anderen Seite. Ein Speicheltropfen fliegt gegen meine Wange.

»Wiedersehen – wenn ich General bin, komme ich wieder«, sage ich zu dem Mädchen, dann gehe ich aus dem Kino. Ich glaube, der Film ist nicht besonders.

Etwas tun – einem sterndekorierten Affen eine in die Schnauze schlagen – irgend etwas tun – spitze Brüste hatte sie unter dem Pulli

bewegt – irgend etwas tun – nicht bloß sitzen und in sich hineinsaufen. Mit dumpfem Hirn trotte ich durch die Kaserne.

»He, Sie, können Sie nicht grüßen«, sagt einer. Ein Hauptmann. Ich salutiere.

»Na also«, sagt er und dreht mir den Rücken zu.

Später im Bett rede ich wieder mit dem Zimmerältesten. Er erzählt aus seinem Leben. Seine Verlobte ist ihm abgehauen, jetzt ist sie wiedergekommen. Er redet, ich schlafe ein.

Am Wochenende der erste Urlaub. Mutter zuliebe – ›komm bitte, es geht mir nicht gut‹, stand in ihrem Brief – verzichte ich auf die Lehrerin.

Mutter ist sehr blaß. Vater vital und aufgeräumt. Er spricht nur vom Militär. Ich schweige mich durch die zwei Tage. Beim Abschied halte ich Mutter lange umarmt.

Märsche, Nachtübungen, Sport und Instruktionen. Jeden Abend in der Kantine. Saufen. Es muß etwas geschehen. Ich lebe wie in Trance, als würde ich etwas ungeheuer Wichtiges versäumen, aber ich kann nicht sagen, was es ist – etwas Fürchterliches, Sinnloses.

Gleichgültigkeit. Wohin spült sie mich? ›Sei vorsichtig‹, etwas in mir warnt mich, aber ich höre nicht hin.

Tage später sitze ich mit Paul, dem Zimmerältesten, in einem Gasthausgarten. Wir haben einige Bier getrunken.

»Nehmen wir uns ein Taxi. Ich klopfe dem Fahrer eine über den Schädel, dann fahren wir nach Wien. Ich habe es satt hier. Wenn ich noch ein paar Tage hier bin, schnappe ich über«, sage ich vor mich hin. Einige Worte. Ein Verbrechen? – Ich denke nicht daran, nicht eine Sekunde.

»Ja aber, ich…«, sagt er. »Was? Hast du Angst…?« sage ich scharf. Wie einfach das ist. Wer ist schon gerne feige? Seine Einwände schiebe ich mit ein paar Gläsern Bier und einer umfassenden Handbewegung unter den Tisch.

»Also wir mieten uns das Taxi für eine Fahrt nach Judenburg. Auf freier Strecke klopfe ich ihm eine, du nimmst das Lenkrad. Ich werfe ihn aus dem Wagen und wir verschwinden… so machen wir es, klar«, sage ich bestimmt. Er nickt glasig. Wir haben keinen Groschen Geld, sind vom Heer weggelaufen, man wird sofort wissen, daß wir es waren. Ich habe in Wien nichts Bestimmtes vor.

Geschieht es, vielleicht weil nichts anderes vorher geschehen ist, vielleicht aus Zufall – der Schnittpunkt der Bezüglichkeiten ist erreicht.

Wir gehen. Ich drücke gegen die Klingel am Türpfosten, daneben ist ein Schild. N. N. Taxiunternehmen – ein Mann steckt den Kopf aus einem Fenster im ersten Stock. »Fahren Sie uns nach Judenburg«, rufe ich hinauf.

»Ja, ich komme gleich«, sagt er.

Er kommt aus der Türe. Ein mittelgroßer, älterer Mann. Der Wagen steht um die Ecke. Ein schwarzer Mercedes. Wir steigen hinten ein. Ich hinter dem Fahrer. Der Mann startet, fährt los. Ich lehne mich in die Polster zurück. Paul ist bleich, er sitzt starr und

verkrampft. Ich habe keinen Gedanken. Der Wagen fährt aus der Stadt in die Dunkelheit.

Nach einer Kurve beuge ich mich vor. Ich lege dem Fahrer meine Hände um den Hals und drücke zu. Er verreißt das Lenkrad. Paul kommt zu spät nach vorn. Der Wagen schleudert, rutscht quer zur Fahrbahn. Unter meinen Händen wird der Fahrer schlaff. Ich zerre ihn über die Lehne in den Fond, da blendet von rückwärts Licht. Ich sehe Autos anhalten, jemand ruft.

»Verfluchte Scheiße, nichts wie weg hier!« sage ich zu Paul. Wir verlassen das Auto und laufen gegen die Dunkelheit. Wir hechten über eine Bodenwelle. Ich kann über die Schulter abrollen. Dann stehen wir vor einer Sträucherwand.

Paul zögert.

»Los, spring«, sage ich.

»Was ist dahinter«, stößt er hervor.

»Weiß ich nicht, los, spring. Da, die kommen nach«, sage ich. Beim Sprung verliere ich meinen rechten Schuh. Ich falle in weiches Erdreich. Der Schuh bleibt in der undurchdringlichen Finsternis unauffindbar.

»Los, weiter«, sage ich. Plötzlich ist eine schwarze Wand vor uns – der Wald. »Halt dich an mir fest, sonst schlägst du dir noch den Schädel an einem Baum auseinander«, sage ich. Er hält sich hinten an meinem Gürtel fest. Ich versuche, eine gerade Richtung einzuhalten. Der Schweiß brennt in den Augen. Unter einem dichten Baum halte ich an.

»Hau dich hin. Vielleicht haben wir Glück, und sie finden uns mit den Hunden nicht. Weitergehen ist sinnlos. Ich weiß nur sehr ungenau, wo wir sind. Wir müssen warten, bis es hell wird«, sage ich.

Er lehnt am Baum. »Hast du eine Zigarette?« fragt er.

»Habe ich, aber halt die Hand vor die Glut«, sage ich.

»Sag, sind wir verrückt?« fragt er keuchend, »was wollten wir in Wien… wie ist das passiert, wie, sag es?!«

»Ich weiß es nicht… aber das ist jetzt auch egal… die Scheiße ist passiert, versuch zu schlafen. Ich seh' uns morgen schon in den Bergen klettern«, sage ich.

Er schweigt und dreht sich zur Seite. Ich horche in die Nacht. Da und dort knackt ein Zweig. Es beginnt zu regnen. Ich lege mich auf das Moos, hoffe, daß die Äste und Zweige die Nässe abhalten, dann schlafe ich ein.

Die Sonne zeichnet schon scharfe Schatten. Ich stoße Paul in die Seite. Mit einem kurzen Schrei fährt er hoch. Knapp vor uns ist die Bahnlinie, einige hundert Meter weiter steht ein Gendarm. Feldstecher, Maschinenpistole und Hund.

Wir kriechen zurück, zwischen die Bäume. Dann gehen wir stromauf, entlang des grünen, durchsichtigen Wassers. Nach einer weiteren Biegung schwimmen wir durch den eiskalten Fluß und steigen einen Berg hoch. Den ganzen Tag gehen wir, bergauf, bergab. Menschen weichen wir aus. Um meinen rechten Fuß habe ich ein Taschentuch gebunden. Es ist ein glühendheißer Tag.

»Wenn es dunkel ist, versuchen wir zum Bahnhof zu kommen. Aus diesen Bergen kommen wir nie heraus«, sage ich. Paul nickt nur. Er trottet erschöpft hinter mir her.

Lange nach Sonnenuntergang sind wir auf der Straße zwischen Weißkirchen und Zeltweg. Dann kann oder will Paul nicht mehr. In einem Kleefeld bleibt er liegen.

»Ich stell mich der Polizei«, sagt er leise.

»Gut, sag ihnen meinetwegen, ich bin schuld – ich hätte dich überredet. Aber warte ein paar Tage, bevor du zu reden beginnst – ich möchte noch verschwinden können«, sage ich. »Viel Glück«, sagt er. Ich gebe keine Antwort. Durch Zeltweg, immer Nebenstraßen und dunkle Wege, schleiche ich zum Bahnhof. Auf

den Ladezetteln an den Waggons suche ich einen Güterzug, der Richtung Wien fährt. Vorsichtig öffne ich einen Waggon, steige hinauf und ziehe die schwere Rolltüre geräuschlos hinter mir zu. Zwei Stunden später fährt der Zug an. Gegen Mittag des nächsten Tages lasse ich mich vor Wiener Neustadt aus dem Zug fallen, auf dem steinigen Boden schlage ich hart auf. Über die Felder gehe ich die zehn Kilometer nach Sauerbrunn. Dann liege ich im Wald beim Ortseingang und warte auf den Einbruch der Nacht. Ein Zufall führt Jutta, die ihren täglichen Spaziergang macht, an meinem Warteplatz vorbei. Ich brauche nichts zu erklären. Sie weiß das Geschehene bereits aus der Zeitung. Nach mir wird überall gefahndet. Die Gendarmerie kommt häufig zum Haus meiner Eltern.

»Ich werde es deinem Vater sagen. Warte hier«, sagt sie. Spät am Abend holt mich der Vater mit dem Auto. Sein Gesicht ist verschlossen. »Warum bist du nur desertiert«, sagt er mehr zu sich selbst als zu mir. Ich schweige. Es gibt nichts zu sagen. Mutter weint und umarmt mich, dann ist sie plötzlich verschwunden.

Ich bade, wechsle die Kleider.

»Hier ist Geld und der Wagenschlüssel. Glaubst du, daß du weit kommst«, sagt Vater leise. Sein Gesicht, verkniffen, im Schatten der Lampe.

»Ich weiß es nicht«, sage ich. Er gibt mir Geld – für meine Flucht – er. Die Linien in seinen Mundwinkeln sind schärfer, sein Haar ist gerade, wie mit dem Lineal gezogen, gescheitelt.

»Danke«, sage ich. Er hebt nicht den Kopf, winkt ab.

Ich gehe ins Schlafzimmer, packe einen Koffer.

»Man hat uns gesagt, er ist hier«, sagt jemand.

Diese Stimme – das ist Gendarmerie. Ich springe zum Fenster, zwecklos, neben der Gartentüre steht einer. Auf Mutters Schreibtisch liegt eine lange Papierschere.

»Er war hier, aber… er ist weggegangen«, sagt der Vater. Der Alte lügt, lügt für mich. Oder es ist ein abgekartetes Spiel. Die Gendarmen sind im Vorraum. Schritte kommen auf das Zimmer zu.

Wie ein Stilett halte ich die Schere vor mich. Der Gendarm tritt ein. Daneben mein Vater. Er kommt auf mich zu. In der Türe taucht ein zweiter Uniformierter auf.

»Leg die Schere weg, oder wir schießen«, sagt der Gendarm und hebt die Waffe. Der Vater steht vor mir.

»Ich bitte dich, mache nicht alles noch schlimmer. Denk an Mutter, das andere ist dir doch egal«, sagt er. Ich schaue in den Pistolenlauf. Ein böses, dunkles Loch. Ich gebe dem Vater die Schere, dann strecke ich meine Hände hin. Handschellen klicken. Es ist wieder vorbei, für diesmal wieder vorbei.

Ein Mann erschießt J. F. Kennedy, an der Berliner Mauer werden drei Menschen ›auf der Flucht‹ niedergemacht. Austria verliert gegen Rapid 3: 1, und ich bekomme die Anklageschrift.

Anfangs habe ich herumgeredet, Märchen erzählt. Doch da war der Schuh, Pauls Aussage.

Raub, Desertion – nach dem Gesetz ein Strafsatz von zehn bis zwanzig Jahren.

Die Mutter besucht mich, dann Jutta.

Die Verhandlung vor dem Schwurgericht dauert bis in den späten Abend.

Die Urteile: Beide vier Jahre schweren Kerker und vierteljährlich ein hartes Lager. Zwei Tage hocke ich auf der Pritsche, dann nehme ich das Urteil an. Am 20. Dezember 1963 werden Paul und ich aneinandergekettet in die Strafanstalt Graz-Karlau überstellt.

Ein kalter Tag. Gegen Mittag schließen sich Tor und Gitter der Hauptsperre hinter uns. Knirschender Schnee unter den Füßen, ein Tor. Ein langer, halbdunkler, modrig riechender Gang, eine

Doppelgittersperre. Im ersten Stock betreten wir einen Raum.

»Ausziehen, alle Sachen hierher auf den Tisch«, sagt der Beamte. Nackt warten wir. Arme heben, Beine spreizen, Sack in die Höhe – umdrehen, die Arschbacken auseinanderziehen. Tabak, Zigaretten und Toilettensachen können wir behalten. Alles übrige wird bis zur Entlassung ›amtlich‹ verwahrt. Gehen, durch ein langes, schlauchartiges Zimmer. Pulte und Regale links und rechts. Drei Decken, Leintücher, Löffel, Trinkbecher – dann Unterhose, Hemd, Fußlappen, Schuhe und Hose, Jacke und Überrock. Die Gefangenen hinter dem Pult starren uns auf Glied und Arsch. Später erfahre ich, wenn ›ein hübscher Junge‹ kommt, wird das sofort an alle Interessenten gefunkt. Wir kleiden uns an. Der Beamte führt uns in das Zellenhaus.

Karlau – Männerstrafanstalt mit Jugendprovisorium.
Sechshundert Männer und etwa einhundert Jugendliche verbüßen da Strafen zwischen einem Jahr und lebenslänglich.

Der Bau des Zellenhauses ist sternförmig – drei Trakte. A – nach Norden. Im Krieg zerbombt, neu aufgebaut. Viermannzellen mit Fließwasser und WC. B-nach Westen, C-nach Süden, beide ohne fließendes Wasser und WC. Der Gemeinschaftstrakt mit Verwaltung und Spital nach Osten.

Der Beamte sperrt Paul und mich in eine Zelle im C-Trakt. Mittagessen. Zerbeultes Blechgeschirr (Schekeln – im Gefängnisjargon), Suppe und Bohnen. Nachmittag ist Rapport beim Direktor. Er redet von ›Arbeitspflicht‹, von Gehorsam und Disziplin. Dann erfolgt die Einteilung. Paul geht in einen anderen Trakt. Mich schickt man auf C, erste Etage – Tütenkleben (Sacklpickn).

Dreihundert Säcke pro Tag. Allein auf der Zelle. Am Tag darauf das Weihnachtspaket von zu Hause. Drei Kilo sind erlaubt. Ein Rollschinken, Schokolade, Kekse, Wurst und vierzig Zigaretten. Die

Fußlappen halten nicht warm. Nach dem Hofgang sind meine Zehen steif.

Der Stockchef kommt manchmal zu mir in die Zelle. Er sitzt am Bett, sieht mir beim Kleben zu und erzählt – von seiner Frau und warum seine Ehe kaputt ist. Weihnachten und Silvester passieren. Es schneit. Gegen fünf, nach dem Abendessen, krieche ich in die Decken. Der Raum ist eisig. Die Fenster schließen schlecht.

Alle vier Wochen darf ich einen Brief schreiben und einen empfangen. Alle fünf Wochen ist Besuch.

Mutter kommt und spricht von Weihnachten und daß ich mich anständig führen solle.

»Du mußt immer daran denken, daß man dir bei guter Führung doch ein Drittel der Strafe bedingt erlassen wird«, sagt sie.

»Ja, ich werde mich gut führen. Vielen Dank für das Paket«, sage ich. Fünfzehn Minuten sind rasch vorbei.

»Sie sind doch erst neunzehn. Schreiben Sie doch ein Gesuch um Übernahme in Jugendstrafvollzug. Dort könnten Sie einen Beruf lernen, bei dem Säckekleben schnappen Sie doch über«, sagt der Stockchef einen Monat später. Er sagt mir auch, an wen ich da schreiben soll.

Also – ›An das Bundesministerium für Justiz‹ – ich habe so und

soviel Strafzeit zu verbüßen, und ich würde gerne für mein Fortkommen nach der Entlassung einen Beruf erlernen (Tischlerei – da gibt es die große Essenszulage für Schwerarbeit), deshalb ersuche ich um Übernahme in den Jugendstrafvollzug. Hochachtungsvoll, Datum und Unterschrift.

Einen Monat später werde ich dem Leiter der Jugendabteilung vorgeführt.

»Aha, Se woinoiso an Beruf bei uns learna«, sagt er in breitestem Dialekt.

Ich wiederhole sinngemäß mein Ansuchen. Er nickt einige Male.

»Guat, muagn kummans zu uns«, sagt er. Ich kann gehen.
Ich packe meine Habseligkeiten und ziehe drei Stockwerke höher auf C4. Wieder eine Einzelzelle. Ein Bett mit einem Strohsack.
Ein Klapptisch, zwei Hocker, ein Wandkästchen. Eine Waschschüssel, ein Wasserkrug für etwa drei Liter und die Klosettanlage. Ein abgedeckter, niedriger Vorbau neben der Tür. Darin ein Kübel. Der Kübel kann mit einer Stange in die Zelle gezogen und nach Gebrauch ca. einen dreiviertel Meter in die Wand geschoben werden. Vom Gang aus ist die Öffnung mit einer Eisentüre verschlossen. Zweimal am Tag werden von den Hausarbeitern die Kübel geleert. Im Zellenhaus ist immer ein Geruch von Urin und Scheiße, besonders im Sommer.

Wenn ich auf den Hocker steige, kann ich zum Fenster hinaussehen. Man sieht über die Mauer auf Siedlungshäuser, eine Tankstelle, ein Gasthaus und auf die vorbeiführende Triester Straße. In der Tischlerei ist kein freier Platz. Ich arbeite in der Spielwarenfertigung, montiere Schaukelpferde, Arbeiten, Hofgang, Essen – die Tage sind nicht voneinander zu unterscheiden. Die Hierarchie der Jugendabteilung:

Obenan der ›Direktor‹, Leiter der Abteilung, Jurist, Karrieremensch mit breitem Slang… »dein Schmäh hob i scho gschissn«, Choleriker und Showman – bei Differenzen zwischen den Wachen und Gefangenen manchmal auch auf seiten der Gefangenen – sofern es der Karriere nicht schadet.

Der Kommandant: hält sich für wichtig – ist nur geräuschvoll, alt und schwankt mondphasenabhängig zwischen Väterlichkeit und kindischer Bosheit.

Der Sekretär: schleimig, clever, Konfidentenprotektor – Weichtier in Uniform.

Der erste Stockchef: robust, schweigsam, nicht zu täuschender Filzer, Junggeselle, Vielfraß, korrekt.

Der zweite Stockchef: verhinderter SSler, Großmaul, Radfahrer, Schnurrbartträger, weiß alles, kann alles, eine größenwahnsinnige Null.

Der Anstaltsgeistliche: katholisch, Beamter, Rektor, Förderer des Honorarchristentums (wer zur Kirche kommt, erhält zwei Zigaretten) – zwergenhaft, mit Vorliebe für Schwulis, genauer für Pädophile.

Statisten: jüngere Beamte in untergeordneten Positionen.

Im April 1964 wird ein Platz in der Tischlerei frei. Man weist mir Hobelbank und Werkzeugkasten zu. An einigen Abfallbrettern lerne ich Zinken anreißen und ausstemmen.

Mutter kommt zu Besuch.

»Du mußt dankbar sein, daß man dir das ermöglicht«, sagt sie.

»Ja«, sage ich.

Dann verlegt man mich in eine Gemeinschaftszelle.

»Paß auf, spritz mir nicht ins Leintuch.«

Ein Schatten flüstert es in der nachtfinsteren Zelle einem anderen zu. Ich liege im Nebenbett, richte mich auf und drehe mir eine Zigarette. Beim Anzünden sehe ich zu den beiden.

Sie wälzen sich umschlungen unter der Decke.

Ein Jahr ist vergangen, seit ich hier bin.

Die Schwulen im Nebenbett sind nun richtig aufgegeilt. Der eine ist Georg, ein kleiner, netter Bursche. Der andere ist ein großer, dunkelhaariger Kerl. Er heißt Karl und hat fünf Jahre, Karl hat Georg umgedreht. So heißt es, wenn einer der Älteren sich einen Jungen als Betthasen holt. Die Schwulenplage ist ein Alptraum. Die Zelle ist für sechs Mann. Fünf Meter breit, sieben lang. In der Mitte ein langer, rohgehobelter Tisch, zwei ebensolche Bänke. An den Breitseiten des Räumens je drei Betten. Die Längsseiten zwei große Fenster, eine Waschwanne aus Zinkblech und die massive Zellentüre. Daneben das Klosett mit Sperrholzwänden gegen den

Raum zu abgedeckt.

Die Nacht dehnt sich. Die beiden sind zu laut, ich kann nicht einschlafen. Ich sage nichts. Sie sollen sich ihr kleines, beschissenes Vergnügen machen. Neunzehn Jahre bin ich alt und müßte all diese Dinge doch längst kennen. Aber manchmal spült es mich fort, das Fragen und das große, tränenlose Heulen. Daliegen und in die Scheinwerfer hinausstarren, in den grell ausgeleuchteten Gefängnishof, die schwarzen Mauern. Der Beamte geht seine Runden, die Antenne des Funkgerätes blinkt im Licht und wippt bei seinen Schritten.

Karl scheint soweit zu sein. Er stöhnt dumpf. Vor ein paar Tagen hat er mich angesprochen: »Heast den Schurl, sei klana festa Oarsch mocht mi wauhnsinnig, den muaß i fickn«, sagte er.

Georg fügt sich Karls Wünschen vollkommen. Ich habe ihn gefragt, habe Zwang, Drohungen vermutet. Georg hat verlegen gelächelt und gesagt, es macht ihm nichts aus, wenn er Karls Schwanz in den Mund und in den Hintern gesteckt bekommt.

Da ist aber noch etwas in der Zelle. Schräg mir gegenüber liegt Gianni, ein Südtiroler. Er hat drei Jahre abzubüßen. Vor einigen Tagen ist er in diese Zelle verlegt worden. Alle haben ihn beobachtet, wie das eben bei einem, der neu kommt, üblich ist. Dann erst ist er angesprochen worden. Er ist sechzehn, hat ein weiches Gesicht, keinen Bartflaum und dichtes, gelocktes Haar. Seine Bewegungen sind langsam, fast aufreizend, feminin. Wenn ich ihm eine Weile zusehe, klopft mir das Blut hinter den Augen. Und nicht nur mir, die anderen sehen ihn ebenso an. Im Dunkel liegen. Hier liegen, diese verrottete Atmosphäre zu atmen und warten und nichts tun können. Wie oft habe ich mir schon gesagt: »Nimm dir auch so ein Spielzeug ins Bett.« Da sind Buben, die sehen aus wie Engel, glatte Haut, runder Arsch… vielleicht würde dann die Aggressivität verschwinden und der Druck aus den Eiern.

Scheiße – verfluchte, vermaledeite Scheiße, Geilheit und Dreck und Verzweiflung – ich habe keine Worte dafür – nicht einmal für mich.

Ich drehe mich auf die andere Seite, habe lange genug in den Hof hinausgesehen. Will nicht mehr, nichts mehr… jetzt nichts mehr wissen von Schwulen und Aufsehern und Zucht und Erziehung, möchte nur schlafen – aus den Dingen raus sein. Müdigkeit ist da, überzieht mich wie mit einem schwarzen Tuch.

Am Morgen das Klopfen des Beamten an der Türe, dann das Schreien: »Brauchts a Sondaeinlodung! Kreuts aussa aus dera Hapfn!« brüllt er. Ich krieche aus dem Bett, drehe eine Zigarette. Der erste Zug. Der Tag mit Gelblicht und grauen Gesichtern springt ins Bewußtsein. Beim Frühstück kaut jeder schweigend. Bitterer Kaffee und, wenn es gutgeht, ein Margarinebrot. Anschließend ist Hofgang. Eine Stunde stumpfsinniges Im-Kreis-Gehen nennen sie Bewegung im Freien. Ich nehme meine Jacke. Mit den anderen gehe ich an dem Beamten vorbei auf den Gang zum Antreten. In Zweierreihen geht es in den Spazierhof. Der ist so trist wie der ganze Gefängnisbau. Drei Seiten hohe Mauern gegen die Straße, die vierte Seite begrenzt der A-Trakt. Braungraue Erde, Spuren von dreckigem Grün in der Mitte. Keine Farbe, nur Braun und Grau. Enge Welt ohne Farbe.

Das Hirn ist leer. Ich trotte mit den anderen im Kreis. Die Gesprächsthemen sind immer dieselben. Thema eins bis hundert: die Frauen und alles, was davon abgewandelt werden kann. Schilderungen gehabter und noch zu habender Erlebnisse. Jeder renommiert, die Einzelheiten werden genüßlich breitgetreten. Wie er achtmal gespritzt hat, weil sie so gut blasen konnte, oder wie ihnen eine Sadistin am Höhepunkt mit eisernen Krallen das Arschloch aufgerissen hat. Ich höre nicht mehr zu, schon lange nicht mehr. Es ist der Alle-Tage-Quatsch.

Plötzlich kommt etwas in Gang.

»Ich fick sie alle nur mehr in den Arsch, da sind sie enger«, sagt einer laut. Ein blasser Sechzehnjähriger. Er geht zwei Reihen vor mir und begleitet sein Versprechen mit einer umfassenden Handbewegung.

»Wem wüllst du pudan? Du bist doch sölba a Mädl«, sagt sein Nachbar in der Reihe, ein Älterer, ca. zwanzig, der schon fünf Jahre in Haft ist. Alles lacht. Der Junge tut mir leid. Ich kenne seine Geschichte und weiß, was da kommt. Der Häckel wird beginnen, grausam und enervierend für den, der sich nicht wortgewandter und ordinärer als die anderen zur Wehr setzen kann. Dieser da kann es nicht.

Es beginnt harmlos. Es beginnt immer harmlos.

»Wos mant ear, dea klane Sexathlet? Wos hot ear gsogt?«

Einer stellt die Frage, es ist immer einer da, der die Frage stellt. Weich, fast singend im Slang, und trotzdem oder gerade der Weichheit der Sprache wegen von ungeheurer, mitschwingender Aggressivität.

»Oba goa nix hot a gsogt, dea Klane – na de Weiba wird ear in Scheißa pudan. Er is hoit a Schweindal unsa Klana a richtige Drecksau«, sagt der dahinter, oder davor. Er ist immer da, dahinter, oder davor, wenn es darum geht, sich auf Kosten eines scheinbar Unterlegenen lustig zu machen. Dann folgt der dritte, auch er wird stets auftauchen. Er hat eine wichtige Funktion in diesem vorgezeichneten Ritual.

»Geh dazöhl amoi, wia mochst'n des, host eahna scho uandlich die Gurkn in Kacker gsteckt… du bist oba a Uandlicher«, sagt er schleimig, vielleicht mit bewunderndem Kopf schütteln.

Das Opfer ahnt, wie es weitergeht, aber es ist schon zu spät, um davonzukommen. Der erste wendet sich jetzt an die Leute umher, welche eingeschüchtert, weil diesen Leuten von der Schnauze her nicht gewachsen, willig mittun.

»Hearts eich amoi den Eiaschedl an, der schwindliche Kimmla wüll austaubn (angeben). Du Sautrottel (hier wird immer die direkte Beschimpfung eingeflochten) du bist doch net amoi wert, dasd a Loch im Oarsch host. Wem wüllst'n imponieren; glaubst leicht, mia olle (Einbeziehung aller in die konstruierte Beleidigung) san so teppat wia du«, sagt er.

Der zweite wieder etwas beschwichtigend, aber doch unterschwellighetzend, »geh, loß eahm. Er tuat ma jo scho lad. Dea waß des hoit bessa wia mia, schau dafüa hot ear sie jo scho sei Hosn enga mochn lossn, wegn da Attraktivität, waßt, mit an bißl Oarschwoggln, na waßt eh wos i man«, sagt er und spielt auf homosexuelles Verhalten des Sekkierten an.

Der erste knüpft den Faden bereitwillig weiter.

»Des ist a Tuarar und an Lossa«, sagt er. Der dritte setzt fort – wie auf ein Stichwort.

»Ah, du manst ear tuat gern blosn und loßt sie in Oarsch pudan.«

Der zweite bremst wieder.

»Gehts wia benehmts'n ihr eich ana Dame genüba, tuat ma des,

schauts, es kumman eahm jo scho die Tränen unsan Supamann«, sagt er. Der erste wieder direkt gegen das Opfer: »Waunst scho die Weiba in Bobsch fickn mechst, wia mochst'n des mit dein Buamazupfal, mit den kaunst jo net amoi a Gölsn in die Kotritzn schuastan du Nudlaug, du hoibseidans.«

Ab dann werden alle Körperteile in die Beleidigungen einbezogen. Es geht weiter, wenn nicht in dieser Reihe, dann in der nächsten. Bei der Arbeit, beim Essen, wie hier beim Hofgang und abends auf der Zelle weiter. In jeder nur erdenklichen Variation, jedem nur möglichen Thema folgend. Es ist nicht zu zählen. Man sieht es nur an den verzweifelten Gesichtern der Unbeholfenen und Schwächeren. Es gibt kaum eine Möglichkeit, sich dagegen zu wehren. Man kann diese Sekkaturen auch nicht ignorieren, da der

Aggressor dadurch in Wut gerät, und meistens Prügel und öffentliche Demütigung die Folgen sind. Wenn man nicht durch Körperkraft oder Bekanntenkreis abgesichert ist, gibt es keine Möglichkeit, diesen Tyranneien zu entgehen. Die Aufseher sind machtlos.

Gehäkerlt wird immer, als Dokumentierung der Überlegenheit und Macht, als Überspielung eigener Ängste. Wenn einem die Scheiße bis zum Hals steht, versucht man sie doch noch dem anderen in den Mund zu leeren.

Ich habe die Hände in den Taschen vergraben und versuche zu ignorieren. Oft schaffe ich es, alles wegzudrängen, auszulöschen. Man ist nie und doch immer allein. Gefängnisfreundschaften haben fast immer ein sexuelles Motiv. Viel seltener als angenommen entstehen hier ›Hackenbrüderschaften‹. Man trifft einander nur immer wieder im Gefängnis.

Werkstätte, Zinkenstemmen. Manchmal kommt eine Führung in die Tischlerei. Frauen, Männer – stehen herum, mit fremden Augen und dummen Fragen – »Wie gefällt es Ihnen hier?« –, ich drehe mich weg, was soll ich sagen?

Trockengemüse und Kraut und Kohl. Speckiges Brot und schwarzes, lauwarmes Wasser am Morgen. Dann habe ich vierundsechzig Kilo und bekomme vom Arzt täglich eine Portion Erdäpfelsalat zur Gewichtsaufbesserung, und dann wiege ich wieder siebenundsechzig Kilo und bin einsneunzig groß.

Ein paar Tage später beginnen Robert und Walter, zwei von meiner Zelle, mit Gianni spielerisch herumzuraufen. Sie wollen testen, wieweit der Junge zu verwenden ist. Gianni sträubt sich, aber das nützt ihm nichts. Robert hält ihn im Schwitzkasten. Walter greift ihm am Hintern herum. Gianni wehrt sich. Er windet sich aus dem Griff und schlägt Walter ins Gesicht.

Der fängt den Schlag auf und dreht ihm die Hand auf den

Rücken. Der Junge schreit auf. Ich sehe zu, warte. Macht der Junge die Demutsgeste, wird er bitten, daß ihn Walter losläßt?

Wenn er es tut, kommt das Siegerlächeln, das wissende Grinsen. Nach dem Motto: durch brutale Kraft zur Freude. Der Junge liegt still. Walter beugt sich über ihn: »Nun, wie steht's, hast du genug, oder willst du dich weiter wehren?« sagt er.

Ich stehe vom Bett auf.

»Laßt ihn in Ruhe. Sucht euch jemand anderen zum Blödeln. Wenn ihr ficken wollt, dann steckt ihn euch gegenseitig hinein, ihr habt beide schöne, breite Ärsche«, sage ich.

Walter läßt von Gianni ab und dreht sich zu mir. Robert steht neben ihm.

»Warum mischst du dich da drein? Das geht dich einen Scheißdreck«… sagt Walter. Ich packe ihn am Hemd und ziehe das Knie hoch. Er schreit. Eine Ohrfeige wirft ihn hintenüber. Robert geht schnell zu seinem Bett.

Gianni macht Hundeaugen. Ist er doch schwul?

Ich gehe zu meinem Bett zurück und zünde mir eine Zigarette an, dann nehme ich ein Buch zur Hand, um zu lesen.

In der Zelle ist es still. So ist es immer. Jede Aggression reichert sich an, gipfelt und flacht dann ab; so wie eben. Im Knast ist es besonders deutlich. Jeder versucht, das Unangenehme der Situation zuerst ganz auf sich selbst reduziert zu bewältigen.

Dann sitzt Gianni auf meinem Bett.

»Spielst du mit, Karten«, sagt er weich, zu weich.

»Nein«, sage ich.

»Aber es stört dich nicht, wenn ich mit den anderen spiele«, sagt er.

»Nein«, sage ich.

Karl, Georg und Gianni spielen.

Zeit vergeht, es ist September. Manchmal liegt dichter Nebel im

Gefängnishof. In der Werkstätte lerne ich furnieren, fräsen, nuten. Ich fertige Schemel, wochenlang, bis ich die kleinen Sitzmöbel nicht mehr sehen kann. Der Alte gibt mir keine andere Arbeit. Man ist mit meiner Führung sehr zufrieden. Die Zukunft ist milchiges Glas, die Gegenwart Arbeit, Tischtennis, hin und wieder Fernsehen, lesen und reden. Auf Grund der Tischlerlehre, welche drei Jahre dauert, werde ich sicher nicht bedingt entlassen. Vor der Gesellenprüfung lassen sie keinen raus. Manchmal rechne ich die Tage, die Wochen. November 1964. Ich bin unruhig, nervös und gereizt… Jede Kleinigkeit führt zu Raufereien. In der Direktion werde ich verwarnt, dann bestraft. Fünf Tage Absonderung im Keller. Danach werden die Drohungen – ›du kommst wieder in den Erwachsenenstrafvollzug‹ – häufiger.

Alles, was gesprochen ist, weiß am nächsten Tag der Sekretär. Jeden Tag ist mein Bett auseinandergerissen. Man sucht etwas, oder ist es nur Schikane? Ich hole mir Gianni, lasse mir von ihm einen ablutschen.

»Du willst?« fragt er erschrocken.

»Halts Maul und komm«, sage ich. Der Druck aus den Eiern verschwindet, der hinter der Stirne wird stärker. Die Gefangenen gehen mir aus dem Weg. Wegen eines Nichts schlage ich Robert zwei Tage später nieder. Ein Beamter sieht den Vorfall. Ich werde wieder abgesondert. Im Keller erfahre ich, daß ich wieder zu den Erwachsenen komme. Eine Einzelzelle mit nassen Wänden, nahezu ohne Licht. Eine Pritsche, ein Eisenkübel, sonst nichts.

Ich will weg aus dieser Anstalt.

Nach dem Keller komme ich auf B 4 in eine Einzelzelle. Arbeit - Säckekleben. Jeden Morgen holt mich ein Beamter in einen großen Arbeitssaal im Nebengebäude. Etwa vierzig Gefangene arbeiten dort. Es sind hauptsächlich oftmals Vorbestrafte mit sehr langen Haftstrafen. Ich habe beobachtet, wie die einzelnen Gefangenen am

späten Nachmittag ihr vorgeschriebenes Pensum auf einem breiten Pult beim Auf Sichtsbeamten abgeben. Kommen mehr als drei Gefangene gleichzeitig, verliert dieser die Übersicht. Das ist doch eine Möglichkeit. Im Vorbeigehen nehme ich einen Stoß fertige Säcke mit, den er schon notiert hat. Ich drehe langsam einen Kreis und stelle mich in der Reihe vor ihm an, dann gebe ich das Pensum ab.

Es klappt meistens. Öfters kann ich auch zwei oder drei Pensen stehlen, selten keines.

Abends ist es kalt auf der Zelle. Ab vier Uhr wird nicht mehr geheizt.

Ich will weg aus dieser Anstalt – ich schneide mir vorsichtig die Pulsadern auf. Nicht allzu tief, nur, daß eindrucksvoll Blut zu sehen ist. Es ist Nacht, man bringt mich ins Anstaltsspital. Der Arzt stellt Fragen und heftet die Haut zusammen. Ein paar Tage danach fängt man einen Kassiber von mir ab, in dem ich dem Direktor verspreche, daß ich ihm bei nächster Gelegenheit die Ohren abschneiden werde.

Ich bekomme sieben Tage Einzelhaft und werde nach Stein, einer Strafanstalt in der Wachau – Österreichs größtem und berüchtigtstem Gefängnis –, überstellt.

Sonnenwarme Südhänge der Weinberge – alte Städte – Krems und Stein – eine Bilderbuchlandschaft, die Wachau – grünbraune Windungen der ›ewigblauen‹ Donau – malerische ›Umgebung‹ der düsteren Strafanstalt.

Ein Viertelquadratkilometer, von drei Seiten umschlossen von sechs Meter hohen Mauern, die vierte, gegen Süden, der Donau, der Straße, den Besuchern und Passanten zu, dreieinhalb Meter hoch. Das eigentliche Zuchthaus liegt tief innerhalb der hohen Mauern, ebenfalls sternförmig angelegt. Der Nord-, Ost- und Westflügel bilden das Zellenhaus. Gegen Süden liegt der Grat oder

Gemeinschaftstrakt, die Verwaltung, die Direktion, Küche, Bad, Justizwachkommando, Kinosaal, Heizhaus, Kapelle, Bibliothek und einige Arbeitsbetriebe, wie Schneiderei, Buchbinderei und der zweite Kunstgewerbebetrieb, dann noch die nahe dem Eingang liegenden Räume für die Bereitschaftswache, die Beamtenkantine und, wohlgesichert, das Besuchszimmer für die Gefangenen. Als ich ankomme, ist Februar. Ein scharfer Wind treibt nadelspitze, winzige Schneeflocken gegen die Haut. Die wuchtige Gebäudefront liegt in fahlem Zwielicht. Im Gänsemarsch treiben uns Beamte durch die Hauptsperre, einer mächtigen Kombination aus Gittern und Stahltüren. Ein langer Gang dehnt sich dahinter. Links ist eine Tür geöffnet.

»Da hinein, los, los!« brüllt einer der Uniformierten.

Es ist der Vorraum zum Bad. Holztreppen am Boden, Bänke entlang der Wände; Leisten mit Metallhaken darüber. Durch eine offene Tür sieht man rechts den Duschraum. Beruhigend zu wissen, daß die Abflußöffnungen hier nicht nur Attrappen sind. An einem Tisch an der Stirnseite des Raumes sitzt ein alter Beamter mit einer Menge Silber am Revers. Neben ihm stehen zwei jüngere, weniger beängstigend berangt.

»Wer aufgerufen wird, tritt vor und beantwortet deutlich und laut die Fragen, welche ihm der Herr Gruppeninspektor stellt«, sagt der linke Beistand.

»Hörmayer, Johann«, brüllt der Alte.

»Hier«, ein schmaler, blasser Gefangener schiebt sich vor die anderen.

»Geboren am und wo?«

»Vierzehnter März 1946 in Wien«, sagt der Gefangene mit dünner, schwankender Stimme.

»Lauta, wüfü Strofzeit«, dröhnt der Sitzende und fixiert den Gefangenen lauernd.

»Zwanzig Jahre schwerer, verschärfter Kerker«, sagt der Junge. Er senkt den Kopf. Das wirre Haar klebt streifig an den Schläfen. Im Raum ist es heiß und stickig, es riecht nach Schweißfüßen.

»Woche Delikte?« sagt der Gruppeninspektor.

»Paragraph…«, setzt der Junge an.

»Nix Paragrafn, wia haßt des so«, unterbricht ihn der andere scharf.

»Mord«, sagt Hörmayer leise.

»Und das Aundare, do is jo no wos«, brüllt der Beamte. Die Adern schwellen an seinem Uniformkragen.

»Was noch, ich weiß nichts«, stammelt Hörmayer.

»Nau, waun Se des net wissn, daun wir i Ihna des sogn, do steht Mord und Homosexualität, hobns Ihn vielleicht scheniert, des zum sogn, Sie hom Ihna jo a beim Tuan net scheniert«, schreit er den Jungen an.

»Da nexte haßt«, er wendet sich aber dem rechts von ihm Stehenden zu und sagt halblaut, »olleweu des söbe mit de Woamen.«

»Hirsch, Franz«, die Befragung dauert etwa eine Stunde.

»Desertion homs a dabei«, hat er mich angebrüllt.

»Na sowieso, wer dapockt'n des Scheißbundesheer«, habe ich zurückgebrüllt.

»Schreins net a so, i bin jo net terisch«, sagte er und kratzte sich mit dem Zeigefinger am Ohr.

»Jeda hot Ihna bis jetzt'z leise gredt und i red Ihna'z laut, des is scho komisch«, sagte ich und erwartete einen Wutanfall. Er holte Luft, wollte mich wahrscheinlich niederbrüllen, dann aber lachte er plötzlich schallend.

»Raubasbua, zruckredn tuast, mia wean da de Wadin viari richtn, du Pücha du«, sagt er, mich vergnügt anfunkelnd.

Nach dem Duschen erhält jeder einen Binkel mit den üblichen

Utensilien (Decken, Leintücher usw.).

Tags darauf die ärztliche Untersuchung.

Wir warten in Reihen vor der Ordination, im Anstaltsspital, einem separierten Gebäude in der Nordwestecke des Areals.

Ein weißhaariger Beamter hört unserem Gespräch zu. Nach einiger Zeit winkt er mich zu sich.

»Wollen Sie hier im Spital als Wärter arbeiten?« fragt er.

»Sehr gerne, wenn es möglich ist«, sage ich überrascht.

Er notiert meinen Namen und verspricht, mich bei der Arbeitseinteilung anzufordern.

Kurz darauf erscheint der Arzt.

»Ausziehen, es gehen immer zwei hinein«, kommandiert lautstark ein junger Beamter.

Vor mir ist Hörmayer an der Reihe.

»Neunzehn Jahre ist er alt, zwanzig Jahre hat er«, der Arzt liest von einem Blatt, dann hebt er den Blick.

»Zaundürr, ein Trumm Glied, umdrehen, bücken, zieh die Arschbacken auseinander, wer hat dich entjungfert, du hast ein Riesenarschloch, da werden unsere Ficker mit den dicksten Schwänzen Freude haben.«

Der nächste. Der Arzt wendet sich zu mir. Er hat sehr laut gesprochen, vor der Tür lacht alles.

Der Junge steht mit rotem Kopf und hängenden Armen neben der Türe.

»Ich möchte für jeden von euch Eierköpfen, den sie da in den kommenden Jahren ficken werden, zehn Schachteln Zigaretten.

Ich glaube, da hätte ich sehr lange zu rauchen«, sage ich auf dem Gang.

»Geh, schau wira auf sei Mädl aufpaßt, daß net beleidicht wird«, frotzelt einer. Er grinst mich hämisch an.

Als erstes habe ich mir für zwei Pakete Tabak vom

Kellerhausarbeiter ein Messer gekauft. Bedingung war: spitz und scharf geschliffen. Dieses Messer habe ich nun plötzlich in der Hand und der an der Wand hat es gegen den Kehlkopf. Er ist bleich.

»Du Scheißfigur; schau dir die Leute an, die du häkeln kannst, oder ist etwas?« frage ich und drücke etwas stärker gegen die Kehle.

»Na, na, des woar jo net so gmant«, stottert er und macht den Hals dünn unter dem Messer.

»Überlegst dir das in Zukunft«, sage ich und stecke das Messer offen in den Ärmel meiner Jacke. Ich habe ein Stück des Saumes vom Hemdärmel aufgetrennt, dort liegt das Messer, ohne zu rutschen, und ich kann es blitzschnell in der Hand haben.

Nachdem Essen eine Stunde Spaziergang im Westhof. Den Rest des Tages liegen wir auf den Betten, reden, rauchen, lesen. Tags darauf Arbeitseinteilung.

»Strammstehen, Hände an die Hosennaht, zuerst die Nummer sagen, dann erst den Namen«, schnauzt der Vorführbeamte gegen unsere Reihe. Der Raum ist überheizt. Der riesige Schreibtisch, dahinter ein Major, daneben ein Wachinspektor. Der Offizier blättert im Vollzugsakt.

»Nummer 12.547 N. N.«, melde ich und stehe gerade, wie ein Normalgewachsener eben steht. Der Goldene und der Silberne betrachten mich aufmerksam.

»Also ins Spital kann ich Sie nicht geben, der ungünstige Bericht von Graz, nein, das geht auf keinen Fall, aber was wolln's denn sonst machen«, näselt der Offizier.

»Kann ich Hausarbeiter werden?« frage ich.

Der Offizier blickt zum Beamten auf, dieser nickt.

»Na ja, meinetwegen, und führen Sie sich ordentlich, hams verstandn«, sagt der Goldfasan. Auch das erledigt.

Vom Keller werde ich auf Ost 2 verlegt. Zelle eins. Sechs Mann außer mir. Kurt, zehn Jahre, Raub. Poldl, zwölf Jahre, Notzucht. Franz, sechs Jahre, Notzucht an einem Kind. Josef, acht Jahre, Totschlag. Fritz, fünf Jahre, Betrug. Und Johann, drei Jahre, ebenfalls ein Kinderschänder. Franz und Johann sind Fremdkörper. Man redet nur das absolut Notwendige mit ihnen. Die üblichen Fragen. Einige erkundigen sich, wie es in der Karlau ist, dann verebbt das Interesse. Man spielt Karten, spricht über Tagesereignisse im Gefängnis . Die sechs arbeiten in verschiedenen Betrieben, manche, wie Kurt, der sieben Jahre im Haus ist, sind schon lange in Haft.

Ich räume meine Sachen, Tabak usw. in das Wandkästchen, hänge meine Tafel darüber an den Haken. Das ist Vorschrift. Auf der Tafel stehen Nummer, Name, Delikt, der Termin für die bedingte Entlassung und das Strafende. Bei Lebenslänglichen steht dort: der Tod.

Meine Arbeit ist einfach. Essen ausgeben und die Etage sauberhalten. Einmal wöchentlich ist Wäschetausch, alle vierzehn Tage Büchertausch. Zum Schalenabwaschen kann man sich Helfer aus den Zellen nehmen.

Der Job hat immense Vorteile. Jeder Gefangene braucht etwas vom ›Fazi‹. Er bekommt Tabak, Zigaretten oder Geld und er erledigt Kassiber und mündliche Nachrichten. Er organisiert vom Radio bis zum Schnaps, von Gewürzen bis zu pornografischer Lektüre. Zeitungen, Kaffee, Illustrierte, Transistoren für Detektoren, Messer, Fleisch, Rasierwasser, Romanhefte, Geld, Ferngläser, Bier, einfach alles Gewünschte, wenn er wief ist und sich gute Kontakte schafft.

Die Preise sind hoch. Die Beamten, die diese Dinge ›schleppen‹, verlangen viel, da sie ständig die Entlassung riskieren.

Es zirkuliert sehr viel Geld innerhalb der Mauern. Ein

Lebenslänglicher hat 48.000,- Schilling versteckt, ein anderer 30.000,-. Es sind zwar Ausnahmen, doch Geld ist genug da. Es kommt über verschiedene Kanäle ins Haus. In den Paketen, beim Besuch usw.

Die Währungseinheit in Stein ist ein Paket Landtabak, ›a Bündl Heu‹. Je nach Angebot und Nachfrage zahlt man zehn bis zwanzig Bündl für einen Hunderter, ›Kilo‹ genannt.

Einige Tage schaue ich zu, dann starte ich. Ein Ehering kostet mich neun Bündl. Ich verkaufe ihn um achtzehn. Ein guter Anfang.

Der Stockchef von Ost 2 ist ein dicker, gutmütiger, etwas älterer Beamter. Er brüllt gerne, ist aber harmlos wie ein Säugling. Die Gefangenen nennen ihn Ferdl.

»Kehrns des Dienstzimmer zam«, schreit er mich an. Ich sitze mit einem anderen Gefangenen in der Abwaschzelle und spiele Karten, als er hereinplatzt.

»Waun i Zeit hob, jetzt spü i«, sage ich, ohne die Karten wegzulegen.

Kartenspielen ist verboten.

»Heast, kea sofurt des Dienstzimma zam, du Pücha«, brüllt er und läuft rot an. Ich lege die Karten weg, stehe auf und nehme ihn beim Arm.

» Ferdl, sei vernünftig, loß mi jetzt in Ruah koartndibln, weu sunst kaunst da dei geschissanes Dienstzimma söba mochn«, sage ich.

Ferdl stemmt die kurzen Arme gegen die Hüften, schüttelt den Kopf, und vor sich hinmurmelnd geht er.

Nachmittags erzählt er mir von seinem Gemüsegarten. Wir räumen das Zimmer gemeinsam auf. Ich kehre, er gießt die Blumen.

»Stundenlaung zupf i Unkraut aus, des nutzt nix. Und der kemische Dreck, den mei Oide kauft hot, der nutzt a nix«, klagt er.

»Heans nur«, wenn er mich ärgert, duze ich ihn, »do was i a unföhbores Mittl«, sage ich. Er steigt interessiert vom Sessel und

schaut mich gespannt an.

»Zubetonieren den gaunzen Goarten«, sage ich und springe durch die Türe. »Du bist ein Trottel«, brüllt er auf. Die Gießkanne fliegt an mir vorbei, »mit dia kauma ka ernst's Wuart redn, du Off«, schreit er. Ich gehe eine Etage tiefer, lese beim Hausarbeiter eine Zeitung, bis Ferdl sich beruhigt hat.

Wenn vom Justizwachkommando ein Zellenfilz veranstaltet wird, geht der Ferdl vorher mit seiner Aktentasche rum und sammelt die verbotenen Gegenstände ein. Er legt sie in den Kasten im Dienstzimmer und sperrt ab. Dann rührt er sich nicht vom Schreibtisch weg, bis der Filz vorbei ist. Jeden, der ihm in die Nähe kommt, brüllt er derart an, daß dieser sofort das Weite sucht. Dann bringt er den Gefangenen wieder ihre Radios und Spielkarten, Kocher und Schundhefte.

So ist der Ferdl, und er ist okay.

Ein paar gibt es noch, solche wie ihn, den ›Ederl‹ von Nord Ebenerdig, den ›Ruschi‹ von West I, den ›Rudi‹ von Nord I. Alte Beamte mit ›an guaten Schmäh‹.

Tausendeinhundert Gefangene sitzen in Stein. Zweihundert Beamte bewachen sie. Davon haben etwa achtzig nachtdienstfrei, sind krank, im Urlaub oder Zeitausgleich. Es sind viele junge Beamte darunter. Die meisten versuchen Autorität hervorzukehren, mit Drohungen; nicht durch vorhandene Persönlichkeit. Das Spitzwort für die Beamten: ›Kas‹ – vielleicht abgeleitet von Kaiserlicher Arrestschließer. In unserem an Titeln so überreichen Land gab es ja auch für diese Beschäftigung einen, und der blieb in Kurzform haften. Die Frauen nennen ihre Bewacherinnen ›Käsin‹. Das Zuchthausvokabular nennt deren Kinder dann ›Quargeln‹.

Es ist sehr kalt. Ich verzichte auf den Hof gang. An Mutter einen langen Brief geschrieben. Das Neue mitgeteilt.

Manchmal lausche ich Verborgenem nach. Das Gras in den Höfen

ist schmutzig braun und feuchtfaulig, schwächlich und undeutlich der Himmel darüber. Die Nächte sind rauh und still. Nervöses Klopfen gegen Tischplatte und Bettkante ist Gewohnheit. Das Auf und Ab der Schritte in der Zelle über mir stört. Dringt in die Geborgenheit, in die mich dieser seltsame Abend einhüllt. Resignieren können, vielleicht auch der immer gegenwärtige Wunsch, nicht weiter zu müssen. Eine Frühlingsahnung, die Müdigkeit am Ende anstrengender Monate. Das Hineingleiten in Selbstaufgabe und Ratlosigkeit, nunmehr angstloses Warten, ohne ein Ziel zu begehren, ohne es zu erstreben. Selten wird die Klappe am Guckloch gehoben, das Alleinsein unter vielen bedenklich zerteilt. Der Abend ist dann faltig und zahnlos und verbittert. Ein Stern blinkt im obersten linken Gitterviereck. Das kalte Licht schafft keine Resonanz. Alles Lebendige bleibt außerhalb. Ich krieche in die Decken…

Alle Vierteljahr werden die Hausarbeiter auf den verschiedenen Etagen untereinander ausgewechselt. Ich komme auf West Ebenerdig.

Die gesperrte oder Sicherheitsabteilung. Auf der linken Gegenseite sind acht Sicherheitszellen und zwei Vollbetonhafträume mit separat eingezogener Gitterwand vor dem Fenster und der Türe.

In einem liegt Bergmann. Er hat lebenslänglich Kerker und einige Verschärfungen. Er hat kurz nach seiner Verurteilung versprochen,

in Stein weiterzumorden, dann baute man ihm diesen Käfig. Er ist seit einigen Jahren in Einzelhaft und klebt Kuverts. Der zweite Superbunker wird nur fallweise belegt. Im Augenblick ist er leer.

In den übrigen Sicherheitszellen – mit zusätzlicher Gittertüre – leben gefährliche Gefangene und solche, die eine Flucht von der Anstalt versucht oder ausgeführt haben. Nach den dafür obligaten vier Wochen Keller bleiben sie ein Jahr auf West E.

Ein paar bekannte Namen lese ich auf den Türschildern.

Weinwurm – er hat die elfjährige Dagmar Fuhrich in der Oper erstochen. Rogatsch – er hat eine junge Studentin umgebracht und zerstückelt.

Essenausgabe. In schmalen Blechbechern schiebe ich das Essen zwischen den Gitterstäben durch. Die Leute sind immer von den anderen Abteilungen getrennt. Der einzige Kontakt zur Umwelt führt über den Fazi.

Manche am Stock haben Freunde, welche ihnen hin und wieder Dinge schicken. Vorsichtig öffne ich mit einem Sperrhaken die Klappe in der Türe des Adressaten und versuche die Sachen – selbstgebaute Radios mit Kopfhörer, Zeitschriften, Pornohefte, Lebensmittel, Tabak und Zigaretten – in die Zelle zu geben. Ich muß sehr aufpassen, wenn ich erwischt werde, bin ich sofort im Keller und meinen Job los.

Der zweite Superbunker ist seit heute belegt, er heißt Karlbauer, hinkt und scheint total durchgedreht. Er gibt auf Fragen keine Antwort. Ein Friseur erzählt mir, er hat vor Monaten einen Beamten attackiert. Nachher war er in einer Irrenanstalt. Ob die dort so ein Wrack aus ihm gemacht haben – wohl kaum.

Er lehnt teilnahmslos am Gitter und redet wirres Zeug. Mutter besucht mich. Ihre Augen sind lebhaft und froh. Sie erzählt von zu Hause. Vater läßt mich grüßen. Das freut mich. Die Woche vergeht schnell.

Als Hausarbeiter verdiene ich im Monat etwa sechsundfünfzig Schilling. Die Hälfte davon kann ich zum Einkauf verwenden. Bei ausgezeichneter Arbeitsleistung genehmigen sie einem die Verwendung von eigenem Geld für den Einkauf. In einem Monat mache ich ein Gesuch, vielleicht klappt es.

Schmidt, der Lebenslange auf Zelle zehn, hat mir wieder einen Brief an seine Frau gegeben, den siebenten. Sie liegen alle im

Dienstzimmer im Papierkorb. Seine Frau ist tot. Er hat sie umgebracht, deshalb hat er lebenslänglich.

Der von Zelle sechs zeigt dem Beamten seinen Schwanz und deutet Onanierbewegungen an. Er wichst den ganzen Tag… wie ein Affe. Er hat traurige Augen. Orang-Utan-Augen.

Der auf achtzehn hat mitten in die Zelle geschissen. Jetzt hockt er im Türkensitz davor und… meditiert. Die Beamten meinen, er sei übergeschnappt, aber der Arzt glaubt ihm nicht. Ansonsten nichts Neues. Der Stockchef hat eine Alkoholfahne… aber das ist nichts Neues. Auf der rechten Seite der Etage werden einige Zellen freigemacht. Auf die Türen werden Schilder geklebt – Spital 2. Die Einrichtung bleibt dieselbe, nur statt des Strohsacks gibt es Schaumgummimatratzen. Die Kranken dürfen tagsüber liegen und haben generell Rauchverbot. Manchmal versuche ich es mit dem Sperrhaken… Am ersten Juni komme ich in die zweite Strafklasse. Vorteile: alle vier Wochen Besuch, alle drei Wochen ein Brief, alle zwei Wochen Einkauf um S 22,-.

Es wird bestätigt, daß die Arbeitsleistung des Strf. Gef.
Nr. 12547N. N….
sehr gut ist.
Stein, am Datum Der Zellenhauskommandant
Unterschrift

Nun kann ich endlich auch mein eigenes Geld zum Einkauf von Zusatznahrungs- und Genußmitteln (offizielle Bezeichnung) verwenden. Die Rechnung sieht dann so aus:

2 Monatseinkäufe a S 22,- S 44,-
4mal Obst wöchentl. a S 5,- S 20,-
Toilettenartikel monatl. ca. S 80,-
S 144,-

Davon Arbeitsverdienst, monatlich S 28,- und Eigengeld S 116,-. Es ist wichtig, im Gefängnis eigenes Geld zu haben.

Am ersten Juli Hausarbeiterwechsel. Ich werde auf Ost 3 verlegt. Von meinem Bett aus sehe ich die Weinberge, die Tabakfabrik und Beamtenhäuser. Sofort besorge ich mir ein Fernglas. Diese Ausgabe ist absolut notwendig. Man sieht durch die offenen Fenster in den Umkleideraum der Tabakfabrik. Zweimal am Tag ziehen sich die Arbeiterinnen um. Sie tun es sehr langsam, sie wissen genau, wer ihnen da mit heraushängender Zunge und hartem Schwanz zusieht. Auch die Frauen in den Häusern gegenüber der Anstalt zeigen sich sehr freizügig. Ich starre durch das Glas, bis mir die Hände brechen und ich nichts mehr sehen kann, weil die Augen da nicht mitmachen. Es ist Sommer, die Nächte… das Leintuch brennt unerträglich auf der Haut. Der Schlaf verkriecht sich in den Winkeln der Zelle. Ruhelos wälze ich mich zwischen den Laken… eine Frau… eine Frau… die Kinnmuskeln knacken, die Schläfen sieden… die Stunden dehnen sich zur Qual.

Meine Hände zerreißen das Zigarettenpapier. Ich presse die Fäuste gegen die Zähne.

Hinter den geschlossenen Augen türmen sich Bilder und Gestalten halbbekleideter, dann nackter Frauen… wachsen Geschlechtsteile… in jeder Öffnung ist dann Bereitschaft und Hingabe und Suche und Antwort und Umschlingung… sie… sie… ich springe vom Bett, taumle gegen die Wand… kauere neben dem Bett, durchdringe mühelos die Finsternis.

Schaue durch Wände auf Körper, nackt in Bewegung und Tun… im Bücken, Gehen, Hocken und Gleiten… alles ist Weib und geil und… ungreifbar… Die Gedanken verkochen, jeder Nerv ist frei und tastbar und erregt… jeder Muskel zittert gespannt und belastet und ungeduldig. Aus den Wänden fließen Formen und Körper…

Haare, Augen, Brüste, Votzen, Kitzler und Ärsche… in gestochenen, gebrannten, scharfen Bildern… greifbar und spürbar und nahe und möglich… im weichen Hirn, im gepreßten Atem… nicht im Greifen der Hände… die Atemluft ist dicht und satt und kaubar. Ich krieche in die Schattengebilde. Sie glühen in meine Gier in unmittelbarstem Schmerz. Das verkrampfte, hilflose Tasten mündet im Zerhämmern der Fäuste an der Mauer, bis die Knöchel bluten, der Schmerz schwelgt in grausamem Genuß… die Eier blähen sich in riesiger Schwere… ich bin in der Mitte und nur dort, an keinem anderen Punkt meines Körpers bin ich einsamer und irrer und gequälter.

Das Weib hat eines oder jedes Gesicht… zwei oder alle Brüste… eine oder Millionen heiße, klaffende, feuchte, fette, saftige, heilige, zerfickte, geleckte, gepißte, gallertige, brodelnde, rauhe, geriefelte, appetitliche, stinkende, kleine, duftende, weiche, verlauste, fließende, entzündete, gesalbte, verschlossene, große, tiefe, endlose, verkrampfte, enge, haarige, glatte, rasierte, schleimige, schlaffe, blutige, verseuchte, umschließende, narbige, vibrierende, bewegliche, muskulöse, trichterförmige, rinnende, vorgewölbte, schnabelige, flache, runzelige, frische, triefende, lauwarme, syphilitische, gepflegte, saugende, dreckige, ranzige, ungewaschene, riesige, faltige, keusche, braune, geschuppte, rosige, glitschige, violette, trockene, lederige, bläuliche, willige, pralle, kochende, geöffnete, kühle, ablehnende, ersehnte, erflehte, verdammte, seelenvolle, verschissene, verfluchte, winzige, schmallippige, geile, breite, gefräßige, benetzte, zerfressene, nasse… Löcher, Votzen, Vaginen… eine… will ICH für mich… jetzt… jetzt.

Ich erschlaffe im Strahl, der über meine Hände spritzt. Onanieren… wichsen… mit den Fingern, mit Ringen und Schnüren, und ins Brot ficken… bis du dich nicht mehr angreifen kannst, willst, bis du es satt hast, den Schwanz durch die Gegend zu ziehen.

Leo steckt sich beim Onanieren eine Bierflasche in den Arsch und reitet darauf… und ich… einer in der Schlosserei hat mir einen Metallring angefertigt, von etwa zwei Drittel Durchmesser meines erregten Gliedes. Der Ring ist innen ganz dünn mit Leder ausgelegt und an den Kanten abgerundet. Auf der einen Seite ist eine Scharniere, auf der anderen ein Knopfdruckmechanismus. Ich schließe den Ring um das halberregte Glied und pumpe mit Druck das Blut durch die enge Öffnung zur Eichel. Nach einiger Zeit des Pumpens schwillt sie an wie eine Glühbirne. Sie wird blau und schmerzt. Doch man gewöhnt sich daran. Die Finger fette ich mit Creme und massiere den Eichelkranz. Durch die enge Abschnürung kann ich den Reiz lange dehnen. Erst wenn der Druck am Samenleiter zu groß ist, öffne ich auf Knopfdruck den Ring… dann schreie ich die verfluchte Einsamkeit hinaus in den Schwall… bin erschöpft und unbefriedigt und freudlos… schlafe irgendwann ein.

Er sieht aus wie der ältere, harmlose Herr von nebenan. Hin und wieder haben ihn die Polizeidirektoren von halb Europa fieberhaft gesucht. Loisl, der rundliche Meistereinbrecher mit dem Äußeren eines pensionierten Postsekretärs. Verliebt streichen seine sensiblen Hände über Zeichnungen… Schlösser… im Schnitt… Zuhaltungen verschiedenster Tresortypen… Schaltpläne für Alarmanlagen. Seine große Zeit ist vorüber. Er hat acht Jahre. Bei seiner Entlassung wird er weit über Sechzig sein. Für ihn war es immer selbstverständlich, ohne Pistole zu arbeiten, trotzdem sagt er: »Moch an uandlichen Raub… des Tiftln und Umanaundascheißn mit de Schleßa und Alamaunlogn rentiat sie heit nimma. Sei gscheit, Bua, foahr amoi uandlich eini und druck o… loß di net zwanzg Joahr eijankan… waunsd des Schmoiz ausmochst bis fia Oarsch, glaub ma des, kaunst eisetzn.«

Andreas, ein junger Gefangener, er hat zweieinhalb Jahre wegen

Einbruchs, sitzt daneben am Tisch. Oft fragt er den Alten, und manchmal gibt ihm der Auskunft. Der Alte beugt sich über ein Blatt, notiert einige Worte. Ich habe gelesen, dann höre ich zu. Er erklärt die Funktion und das Ausschalten einer der gebräuchlichsten Alarmanlagen. Der Alte hat sein Gebiß aus dem Mund genommen, es drückt ihn manchmal. Seine Stimme ist leise. Er zischt manche Worte, »…jede Sicharungsaunlog hot a poar Bestaundteule, de olle aufanaunda ogstimmt san… do host zum Beispül de Stromquölln, de Spaunung, in Funktiaunsblock, der auslösende Moment und de Alamleitung… des Wichtigste is de Stromquölln«, sagt er. Sein gelblicher Schädel glänzt im matten Schein. Er dreht sich umständlich eine Zigarette, zündet sie an.

»…de muaßt finden. De Ölemente im Funktiaunsblock dapockn nua an Gleichstrom… deswegn san die Stromquölln bei ana Sicharungsaunlog Gleichstromquölln… vastehst«, sagt er in Fahrt gekommen. Er streift die Asche achtlos ab. Rudolf bastelt auf dem Bett hingebungsvoll an seinem Miniradio, das ständig kaputt ist. Georg steht vor dem Spiegel, und drückt an seinen Aknewimmerln im Gesicht herum. Er sieht aus wie ein Lungenkranker nach dem sechsten Blutsturz… fahl, mehlfarben, mit grellen, roten Flecken. »… de Stromquölln kennan große Batterien oda Akkus sei… oda des Telefaunnetz… und jetzt paß auf, des Telefonnetz hot a Spaunung von 37,5 Voit und a Stromsterkn zwischn ochthundat und dreizehnhundat Milliaumper… je nochdem, wia das Netz beinaunda ist… ozwikn kaunst de Leitung net… ohne das'd irgndwos mochst, oba wos…«, sagt er und Farbe ist in seinen fleischigen Wangen, »… do muaß i da oba wos dazua earklean, schau«, sagt er und zeichnet auf das Papier ein Quadrat mit Linien, kleinen Rechtecken und Querstrichen darin, die Linien versieht er mit Pfeilen.

»Da Gleichstrom fliaßt von plus zu minus… olleweu, im

Funktiaussblock san Schoittransistoren, de san olleweu in Oarbeitsstöllung… a Relais oba oda an Transista scheißn sie wenich von wo da Strom kummt, Hauptsoch is, es kumt ana… und solaung a Strom do is, schoit des Ölement net und s' gibt a ka Gschra (Alarm)«, sagt er und holt ein schmutziges Taschentuch aus der Hose. Er wischt sich einige Male über die Stirne.

»… aundas is des mit de Ölemente im Funktionsblock… des san Hoibleita, aus Germanium oda Silizium, oba des is ja wuascht, und de reagian nua waun da Strom aus da richtign, vastehst wos i man, Richtung kummt… kummt da Strom oba aus ana aundan Richtung, fia de Hoibleita in Spearichtung… daun is zwoar a Strom in da Aunlog, oba… da Funktionsblock is gstert… oiso?« sagt er und schaut in die Runde, »muaß ma de Stromrichtung endan… do gehst her und baust da sölba a Stromquölln mit 37,5 Voit und 1,2 Milliaumper… dazua nimmst Batterien, de schoitst in Serie und parallel, bis de Spaunung hast. Daun besurgst da a Voitmeta, wast eh, zum Messn von da Spaunung, oba ans mitn Nuipunkt inda Mittn von da Skala, mit den übaprüfst dei Endspaunung… wos'd die Hockn mochst, suachst da in Aunschluß, dea is meistns in da Nechn vom Telefonkastl im Eardgeschoß. Mitn Voitmeta hengst di jetzt in de Zualeitungsdreht eini und schaust, wöchana positiv und wöchana negativ is… daun hengst dei Stromquölln vakeaht, host aufpasst, vakeath dazua… in plus Poi auf de Minusleitung und in minus Pol auf de Plusleitung… und daun, oba earst daun kaunst des Kabl zua aundan Stromquölln ozwickn und zum Oabeitn aunfaungan…«, sagt er und wischt sich wieder den Schweiß von der Stirne. Es gibt viele Instruktoren, Fachleute auf allen Gebieten krimineller Erwerbsmöglichkeiten. Einige bereiten kühl und überlegt ihre künftigen ›linken‹ Karrieren vor.

Laci, zum Beispiel, der kleine, dicke Ungar, fertigt in unendlich mühevoller Kleinarbeit einen Adelsbrief für seine

Heiratsschwindeleien vor. Albert, der Antiquitätendieb, studiert seit Jahren einschlägige Lektüre, und Klaus, ein passionierter Abtreiber, arbeitet medizinische Fachzeitschriften durch. Es sind seltsame Leute unter den Häftlingen. ›Der Doktor‹, ein Millionenbetrüger, liest regelmäßig die Börsennachrichten und schwelgt in imaginären Transaktionen. Nebenbei führt er eine viele hundert Seiten umfassende Korrespondenz mit der Liga für Menschenrechte in Straßburg. Er fühlt sich zu Unrecht verurteilt und versucht seit sechs Jahren eine Wiederaufnahme seines Verfahrens zu erreichen. Rudolf, der Dentist, hat fünf Jahre wegen Betruges. Er fertigt den Häftlingen aus dem gestohlenen Messing der Wasserleitungshähne wunderbare Zähne. »Oba des Sidol muaßt da vurher unandlich owischn, sunst speibst di aun«, sagt einer seiner zufriedenen Kunden und lächelt messingfarben.

Ich kaufe mir um fünfhundert Schilling ein Radio, Rudolfs Apparat streikt nach wie vor. Tagsüber trage ich die Miniaturbox in einem Stoffsäckchen neben den Eiern, dort greift beim normalen Filzen kein Beamter hin.

Mit dem Stockbeamten gehe ich in die Druckerei. Es ist etwas abzuholen. Siebzig Gefangene arbeiten an Maschinen und in der Setzerei. Die Drucksorten der Justizverwaltung werden hier gedruckt. Der Beamte bespricht etwas mit dem Druckereichef, einem knochigen Oberkontrolleur. Anschließend sollen wir in die Wäscherei. Der Beamte geht an mir vorbei zur Tür. »Woatns do… i geh auf an Sprung ins Spitoi«, sagt er. Ich rede mit einem Bekannten.

»Kennst des scho«, sagt er und holt aus einem Fach neben seiner Maschine ein abgegriffenes Heft heraus… ›Der rote Salon‹, steht am Deckblatt… eine der vielen pornografischen Eigenproduktionen, die im Haus zirkulieren. »Nein«, sage ich und blättere darin. Nach einigen Minuten stößt er mich am Arm.

»Durt, schau«, sagt er. Im rückwärtigen Teil des langen, finsteren Arbeitsraumes haben drei der Männer einen jungen, blonden Gefangenen auf einen Drucktiegel geschnallt. Die Hände sind links und rechts an den Metallhalterungen festgebunden. Die Füße links und rechts an den Metallstangen festgebunden und seitlich gefesselt. Mit Brust und Bauch liegt er über die Maschine gebeugt. Über den Mund haben sie ihm ein Handtuch gebunden. Ebenso blitzschnell wie er gebunden wurde, zieht ihm einer die Hose und die Unterhose über den Hintern. Ein anderer öffnet sich die Hose und schmiert aus einer Nivea-Dose Creme auf sein Glied. Er tritt zwischen die Beine des Jungen und steckt diesem sein Glied in den Arsch. Der Gebundene zuckt und versucht sich loszureißen. Ohne im Aus- und Einfahren innezuhalten schlägt ihm der Mann zweimal mit der Faust ins Genick. Dann ficken noch zwei andere in den Gefesselten.

»Nau und durt«, sagt der neben mir.

Ich gehe einen Schritt zur Seite. Wenige Meter neben dem Geschehen steht ein bulliger Gefangener. Er ist breit wie ein Kasten und hält einem anderen ein Messer gegen den Hals.

»Da Oide von dem Buam«, sagt derjenige neben mir.

Es ist vorbei. Der Beamte saß im Dienstzimmer. Er wurde nicht aufmerksam, wie? Er hätte nichts sehen können und auch nichts hören. Zwei gehen gleichmütig vorbei. Einer kennt mich.

»Seavas, wia gehts da denn, host gsegn des Scheißtiar, olleweu umanaundadaunzn, mit Oarschwoggln und so, na bei mia net, bei mia is a pudat«, sagt er und lacht.

»Richtig«, sage ich… warum nicht.

Manche der Jungen tragen Reizwäsche. In der Schneiderei nach Pariser Muster angefertigt. Damit tanzen sie in den Zellen auf den Tischen harten Strip, dann wandern sie von Bett zu Bett, von Schwanz zu Schwanz und genießen es. Es gibt auch Stars wie

Monika, die werden vergöttert. Monika ist zwanzig und der femininste Mann, den es gibt, vollkommen haarlos, runde Hüften, Minischwanz, Mädchenschnauze, irrsinnig zärtlich und kann blasen, daß einem die Knie davonschwimmen. Er saugt einem das Mark aus dem Rücken. Er ist eine Nutte und hat Höchstpreise. Er verdient, was er will. Es gab einige Stechereien wegen ihm.

Ich besorge mir über einen Beamten eine Orchidee. Einen Tag darauf tänzelt der Puppenarsch vorüber. Ich kenne seine Vorliebe für ausgefallene Geschenke.

»Prinzessin, ich hab′ etwas für dich«, sage ich und zeige ihm die Schachtel.

Er ist wie eine Frau. Die Neugierde treibt ihn in die Abwaschzelle, dann öffnet er den Karton. Das Mädchengesicht zerfließt.

»Willst du?« fragt er.

Ich schicke ihn zu meiner Zelle, dann gehe ich ihm nach. Mein Schwanz liegt hart quer in der Hose.

Ich lasse die Hose fallen. Er kniet vor mir, kaum spürbar berührt er den Schwanz. Seine Hände kreisen, streicheln über die Arschbacken, den Anus, die Eier, die Schenkel, die Kniekehlen. Sein Mund bricht auf. Warme, dann heiß saugende Feuchte um die Eichel, hartes Reiben der Zähne an der Vorhaut, heißer Speichel um mein Glied. Vor meinen Augen ist ein Schleier. Hart ist der Druck seiner Finger gegen die Schwanzwurzel, pumpt Blut in meine zum Platzen geschwollene Eichel. Wellen kommen aus der Mitte, glühende Nadeln. Seine Hände klammern, steigern, krallen. Die Wellen erreichen das Gehirn. Sein Mund ist Feuer, und ich falle in einen heißen Schacht. Schmatzendes Saugen, und er schluckt. Wohlige Schauer laufen über mich, er saugt, weich und zärtlich. Ich bin so standsicher wie ein Pudding in der Kurve. Ich lege mich auf das Bett.

»War es schön?« fragt er dumm.

»Ja, Scheißtierchen, die Orchidee war es wert«, sage ich, dann schicke ich ihn weg.

Georg, Zuhälter und Gewalttäter, Motto: »I schlog eahm nieda«, drei Jahre Gefängnis hat er und anschließend fünf Jahre Arbeitshaus, hat es satt, ein Idiot zu sein.

»Wauns'd do zum blattln aunfaungst und nocha zum Lesn, mearkst earst wia teppat ois'd bist«, sagt er zu mir und liest zu Beginn Schopenhauer… dann Kant. Er hält mir einen Vortrag. »Rechtschreim«, sagt er geringschätzig, »auf des wiard gschissn, a Oigemeinbüdung brauchst, vastehst.« Er sitzt beim Tisch und blättert in dicken Wälzern, die er aus der Gefängnisbibliothek angeschleppt hat.

»Jetzt les i den Schopenhaua… dea is leiwaund, dea scheißt auf de Weiba genauaso wia'ri. Da Kant… najo, dea is net anfoch, dea hot Setz do brauchs an Foahrplan«, er kratzt sich gedankenvoll am Hinterkopf.

»… Viarazwanzg Zeuln a Sotz… do brauchst an dea da de Zwischensetz nochtrogt… oba guat is a trotzdem… den… woart amoi«, er blättert in einer der Schwarten, »aha… do is dea Scheißdreck… ka… te… go… ri… scha Imperativ, den hob i zehnmoi glesn, dea stimmt genau… dea Mensch woar ka Trottl net«, sagt er und nickt bedächtig.

Georg wäscht sich seit neuestem täglich fünfmal den Oberkörper, seltener die Füße. Er lernt Latein und produziert Liegestützen und Kniebeugen in Mengen.

»Mens sana in corpore sano«, trompetet er und bestraft jeden, der ihn fragt, was das heißt, mit Nichtachtung.

»Es werds olleweu Teppn bleibn«, resümiert er bündig.

Er fühlt sich wohl. Ich mache mir Sorgen um ihn.

Da ist Rudolf, ein älterer Gefangener. Er spricht fünf Sprachen. Wegen Betruges hat er sechs Jahre. Man hat ihm auch den

Doktorgrad genommen. Mit seinem weißen Kinnbart sieht er aus wie ein Gelehrter. Georg kann ihn nicht riechen,

»Woart nur, in drei Monat waß i sovül wia dea«, sagt er.

Die anderen glauben, daß sich das wieder legt. Ich nicht. In einigen Monaten wird er auf dem Nordflügel in einer Einzelzelle endlose Monologe halten… aber ich habe mir ja Sorgen gemacht.

Es geschieht häufig, daß Gefangene sich einige Zeit etwas sonderbar benehmen, kein Mensch regt sich auf. Am allerwenigsten der Arzt. Wenn es zu Aggressionsausbrüchen kommt, gibt es Absonderung, Prügel, Beruhigungszelle, Gitterbett und Zwangsjacke. »Nervöse Störungen… papperlapapp… wir sind kein Kindergarten… sei ein Mann, reiß dich zusammen«, sagt der Arzt und wendet sich zum nächsten, »Magenschmerzen haben Sie… zwölf Tage Teepause (nur Tee und Zwieback), wenn es dann nicht aufhört, Rauchverbot«, sagt er zu dem. Ich gehe… wenn ich nicht schlafen kann, und nur das Bedürfnis, jedem Beamten an die Kehle springen zu müssen, bleibt, werde ich mich eben zusammenreißen…

Hausarbeiterwechsel, Ost Ebenerdig, Zelle 1.

»Bei mia brauchst goar net mit an Druckposten rechna, weil sunst tritt i di in Oarsch«, sagt der Stockchef zur Begrüßung. Abendessen, Bohnengulasch. Beim Einschluß bringe ich einige volle Töpfe als Nachschlag mit. Ich spüre sofort eine seltsame Spannung in der Zelle- Mozzl, ein in der Unterweltbekannter Totschläger, winkt mich zu seinem Tisch. Dort sitzt noch einer.

»Servaas, mir kennan uns eh, des do is da Horstl und auf de aundan do drübn«, er deutet auf die fünf anderen Gefangenen beim Tisch neben der Türe, »wird gschissn. Des san lauta Rozzn«, sagt Mozzl.

»Pass auf Mozzl, glei von Aunfang an. I bin do am Stock Fazi. Fia mi is jeda gleich. Mochst da deine Privatwickln aus, mit wem's d'

wüllst, mi interessiert des net«, sage ich und stelle zwei volle Schalen auf den Tisch der ›Rozzn‹.

Der Bulle verzieht das Gesicht, aber er braucht mich. Er muß akzeptieren… und ich weiß das… na net waß i des.

Mozzl versucht mir die Hintergründe der Auseinandersetzung zu erklären, doch ich höre nicht zu. Ich lege mich auf das Bett und lese. Es wird kaum gesprochen, die Aggression ist zum Pflücken reif.

Nach dem Lichtabdrehen flüstert mir Janos, der Zigeuner, er hat zwanzig Jahre für Mord, zu: »I bring eahm um.« Er liegt im Bett neben mir und zeigt mir ein Messer. Er hat es unter seinem Kopfpolster liegen. Die Klinge ist breit und lang.

»Gute Nacht«, sage ich, dann schlafe ich ein.

Tags darauf. Die rechte Seite der Abteilung ist zur Gänze von einem Arbeitsbetrieb belegt. Hier heißt es hochtrabend ›Kartonage‹, gemeint ist Tütenkleben (Sacklpickn). Die Gefangenen gehen nach dem Frühstück von den Schlafzellen links über den Gang, in die Arbeitszellen. Weil nichts zu tun ist, sperrt mich der Stockchef in eine Arbeitszelle.

»Nicht zum Glaubn wos fia a scheenes Herz so a Rozz hot«, sagt Vickerl zu mir. Vickerl ist zivilberuflich Zuhälter und Totschläger. Er klebt keine Tüten. Er bekommt beim Besuch regelmäßig Geld. Er läßt andere für sich arbeiten. Er ist leidenschaftlicher Anatom. Vom Keller hat er eine Ratte bekommen. Mit vier Nägeln hat er sie am Fußboden angeheftet, lebend, dann hat er begonnen, sie aufzuschneiden, die Ratte ist inzwischen verschieden, Vickerl ist bereits bei den Innereien. Peter steht am Fenster. Er kann so etwas nicht sehen. Peter ist sensibel. Er hat elf Jahre wegen Doppeltotschlags. Vickerl setzt fort mit der Sezierung.

»Waun i hamkumm und mei Oide weist net genug Koin auf, moch is mit ihr genaua so«, sagt er.

Ich blättere in einem pornografischen Journal. Mein Schwanz steift sich. Ich vergesse die Ratte. »Ich schleich mi amoi kuarz hintan Vurhaung, i muaß mein bestn Freund durchschüttln«, sage ich und gehe zum Klosettvorhang.

»Moment, mein Freund, wo willst du hin so rasch«, Vickerl bedient sich des Theaterdeutschen, »wichsen, onanieren… das brauchst bei uns net söba mochn. Willi, mei Scheißerl«, er wendet sich zu einem jungen Gefangenen, der mit gesenktem Kopf am Tisch zwischen den Fenstern arbeitet, »schau her, du Scheißkreatur, waun i mit dir red«, der Junge wendet den Kopf zu uns. Er hat ein symphatisches, offenes Gesicht, mit großen Augen und einem weichen Mund. Vickerl dämpft seine Stimme. Böse lächelnd sagt er zu dem Jungen, »das da ist mein Freund, und weil er mein Freund ist und du mir gehörst, wirst du jetzt aufstehen und ihm einen blasen, aber mit allen Schikanen, hörst du, mein Kleiner… und wenn er nicht zufrieden ist, dann frißt den sezierten Rozzn, und mit de Darm faungst aun, kloar«, brüllt er zum Schluß.

Der Junge nickt. »Ja, Vickerl«, sagt er.

Ich blättere langsam das Heft durch, der Junge saugt. Gut, aber nicht Monika. Dann spritze ich tief in seinen Mund. Er schluckt. Vickerl sieht aufmerksam zu.

»Schön sauberlecken«, sagt er zu dem Jungen, und, »warst du zufrieden mit ihm«, gedehnt zu mir.

»Sehr«, sage ich.

»Oiso, daun brauchst den Rozzn net fressn«, sagt Vickerl und versucht dem Tier den Kopf zu zerlegen.

»Weißt du etwas wegen einer Auseinandersetzung auf der Einser?« frage ich ihn. »Nein«, sagt er.

Nach dem Mittagessen ist es totenstill auf der Zelle. Janos sitzt beim Tisch und legt eine Patience. Sigi und Ferdl, zwei ›Rozzn‹, schauen zu. Mozzl und Horst sitzen am kleinen Tisch und blättern

in Zeitungen. Zwei andere und ich liegen am Bett und lesen. Ferdl hat mir vor dem Spaziergang einen großen, aus Blei gegossenen Schlagring gezeigt.

»Mit dem hau i eahna des Hirn ein«, hat er dazu gesagt.

Janos steht vom Tisch auf. Er geht zum Klosett und pinkelt. Horst steht auf und geht zum Spiegel. Er zieht einen Kamm aus der Tasche und frisiert sich. Janos betätigt die Spülung. Der Abstand zwischen den beiden ist ein Meter. Aus der Drehung schlägt Janos zu und trifft mit dem Schlagring. Horst taumelt zurück. Seine linke Gesichtshälfte ist zerfetzt. Mozzl springt auf. Im Sprung erstarrt er. Janos hält ihm das breite Messer entgegen. Die Klinge funkelt im blassen Licht. Der Zigeuner steht geduckt, mit glühenden Augen. Mozzl starrt auf das Messer, sonst seine bevorzugte Waffe, dann bückt er sich und zieht Horst hoch.

Einer betätigt das Notzeichen. Kurze Zeit später sind acht Beamte in der Zelle. Horst wird ins Spital gebracht. Janos und Ferdl werden abgesondert. Die anderen werden verlegt. Ich habe nichts gesehen.

Einige Monate später bekommt Janos ein Jahr dazu… er hat jetzt einundzwanzig Jahre.

Ich werde auf West I verlegt. Stockchef ›Ruschi‹. Groß, dünn, nervös und unscharf.

»Waunst an Bledsinn zaum drahst bis'd abgelöst«, sagt er zu mir… am Tag achtmal. Man gewöhnt sich daran.

Durch das Fenster sehe ich den Gemeinschaftstrakt. Es dunkelt rasch. Die Kälte macht die Abende lang und bitter. Vater kommt zu Besuch. Mit Jahresende geht er in Pension. Er sieht alt aus und müde. Lange schüttelt er mir beim Abschied die Hand, bis ich merke, daß er mir einen Geldschein übergibt. Ich falte meine Innenhand und habe den Schein. Fünfhundert Schilling… dafür gibts eine Menge zu trinken. Weihnachten. Das Paket von zu

Hause, das Übliche. Die Stimmung ist versöhnlich. Die Beamten bremsen sichtlich, sowohl in Lautstärke als auch in Sanktionen. Zwei Flaschen Schnaps. Ich bin besoffen. Der Heilige Abend. Der letzte Tag des Jahres. Alle brüllen um Mitternacht aus dem Fenster, manche schreien »Heuer geh i ham«, ich schweige, rolle mich in meine drei Decken und die Zusatzdecke. Nein, heuer noch nicht, aber es ist das letzte volle Jahr. Ein idiotischer Trost, aber doch einer.

Im Dämmer gehen graue Schemen im Kreis. Um die große, kalt strahlende Neonleuchte in der Mitte des Hofes. Unmerklich hellt der Tag. Eine geschlossene Masse von Körpern und Gesichtern treibt vorbei.

Schlüssel klirren, dumpfe Kommandos verhallen, Gitter rasten metallisch ein. Da und dort klappern Blechgeschirre. Lethargisch, mit hängenden Schultern, marschieren die Männer in die Werkstätten. Lichter flammen hinter Scheiben. Vermummte Gestalten säubern Wege und Treppen von Schnee und buckeligem Eis. Streuen Asche und Sand.

Das Zellenhaus ist ausgestorben. Die schwarzen Stahlplatten der Laufgänge schimmern matt, vereinzelt hantieren Hausarbeiter mit Besen und Eimern. Ein Beamter steht beim Eingang zum Kommando. Er trägt Reithose, Stiefel, die schwere Pistole zieht den Gürtel über die Hüfte.

Tagsüber nichts. Das Licht bleibt verkrochen hinter Wolken und Nebel. Ich lehne am Fenster. Ein bleierner Zuchthausabend. Die Kälte kriecht in die Knochen, das Fleisch, vielleicht in die Seele.

Der Wind singt und kreischt an den Mauern. Schneebahnen, waagerecht gepeitscht, silbern glitzernd im Scheinwerferlicht.

Erinnerungen sind da, mit grausamer Schärfe: die Wiese in stillem Grün, ein staubiger, sonnenübergossener Weg – ich sehe mich dort.

Sehnsucht krallt, bleibt unbestimmt, namenlos.

Die Nacht ist um mich gerollter Stacheldraht.

Arbeitsplatzwechsel Nord 3.

Ich verleihe sieben Romanhefte um ein Paket Tabak in die Zellen. Drei Wildwest-, drei Kriminal- und ein Sciencefiction-Roman. Man reißt mir die Hefte aus den Händen.

Bei einem Filz wird mir das Radio weggenommen. Der Beamte schreibt einen Rapportzettel. Tags darauf nach dem Frühstück werde ich geholt. Strafrapport.

Erster Raum links auf West ebenerdig.

Ein Major, Leiter des Strafvollzuges im Haus, fragt mich: »Wissen Sie nicht, daß der Besitz eines Radios verboten ist?«

Wenn sie einem schon jeden harmlosen Dreck wegnehmen, warum fragen sie dann noch idiotisch… erwartet der Mann, daß ich nein sage… ja, er erwartet es und außerdem vielleicht noch, daß ich sage es tut mir leid, daß ich gegen ein Verbot verstoßen habe. ›Du fettgefressener Goldbonze, du kannst mich am Arsch lecken‹, müßte ich sagen… aber nein, ich halte die Schnauze, denn ich will ja Hausarbeiter bleiben und in die dritte Strafklasse kommen, also… ›gib schon her deine Strafe‹.

»Drei Tage Einzelhaft, zwei Fasttage, zwei harte Lager«, sagt der Goldene.

Der Wachinspektor neben ihm nickt gravitätisch.

»Und seien Sie froh, daß wir keine Anzeige machen wegen Schwarzhörens, Sie wissen«, sagt der Major.

»Morgen sind Sie dran, gleich vor dem Frühstück«, sagt der Wachinspektor.

Ich übergebe meine Romangeschäfte einem Kumpel. Abends rolle ich mir Tabak und Papier und Streichholzköpfe in Nylon. Mit einer Zündholzflamme verschweiße ich das Nylon.

Am Morgen stecke ich mir das Zeug in den Arsch, dann packe ich

meine Sachen und gehe in den Keller. Die Rolle im Darm ist verdammt unangenehm und drückt. Der Korrektionsbeamte wartet schon.

»Ausziehen, gemma«, sagt er. Sein Gesicht ist faltig wie ein hundertjähriger Lederapfel, stechende Augen wieseln darin. Ich steige aus den Kleidern. Der Hausarbeiter bringt mir andere. Die stinken und sind verschlissen. Der Beamte kontrolliert meine Achselhöhlen, die Haare. Umdrehen, bücken, Beine auseinander… einen Riesenfurz müßte man ihnen ins Gesicht lassen, wenn sie da herumschnüffeln.

»Anziehen«, kommandiert der Faltige. Dann sperrt er mich in eine Zelle.

Hocker, Klomuschel und ein Heizkörper mit drei Rippen sind das Inventar. Nach einer Stunde bekomme ich vierhundert Gramm Brot, das Essen für den ersten Tag. Ich gehe auf und ab, die Gedanken laufen im Kreis. Gegen vier bekomme ich eine Pritsche und drei Decken, das erste harte Lager. Irgendwie vergeht die Nacht. Ich hole die Rolle aus dem Arsch, drehe mir eine Zigarette. Tags darauf. Um sieben holen sie die Pritsche und die Decken. Es gibt schwarzes, lauwarmes Wasser. Gegen neun Uhr Brot. Um zwölf Mittagessen.

Es ist kalt. Das Essen und der Raum. Mit steifen Gelenken gehe ich auf und ab. Um vier Nachtessen, Pritsche, Strohsack, Leintücher und Decken.

Der Kerker erdrückt mich, dann vergeht die Nacht.

Ich rauche drei Gedrehte.

Um sieben wieder das Übliche.

»Fasttag heute«, sagt der Beamte. Ich gebe keine Antwort. Er erwartet auch keine.

Um neun wieder Brot. Um vier Pritsche und Decken. Dazwischen liegen Kreise, tausende Schritte, Haß, Verzweiflung und

Gleichgültigkeit.

Die Pritsche ist aus Fichtenholz. Fichte ist Weichholz… mein Gehirn weiß das, der Körper glaubt es nicht. Wieder drei Gedrehte.

Der Morgen. Müdes Licht im Kellergang.

»Auf Ihrer Zelle riecht es nach Rauch«, sagt der Beamte.

Ich bin umgezogen.

»Das wird Ihre eigene Zigarette sein«, sage ich und gehe.

Mit drei Kübeln heißem Wasser schrubbe ich mir den Korrektionsgeruch weg. Dann fühle ich mich besser. Der Zuchthausalltag schluckt mich.

Einkauf und Besuch, Arbeit und Hof gang, brüllende Beamte und feuchtkalte Tage.

Seit zweieinhalb Jahren schreibe ich die gleichen Briefe nach Hause. Was sollte ich mitteilen? Diesen zähflüssigen Alltagsdreck beschreiben, was sollte man beschreiben, es gibt keine großen Ereignisse, und wie sehr die unbedeutenden, kleinen Nadelstiche zerstören, in ihrer tödlichen Gesamtheit deprimieren, wie sollten sie das verstehen, also, wie gehabt: Dein Dich liebender Sohn…

Einige versuchen, sich herauszureißen aus diesem apathischen Dahin treiben. Belegen Fernkurse, Sprach- und andere Lehrgänge. Kaum einer hält durch. Die anderen frotzeln, häkeln, stänkern, und der einzelne resigniert.

Es gibt kaum Möglichkeiten, in Einzelzellen zu kommen, das Zuchthaus ist überfüllt.

Einsperren – die Hauptsache. Was hinter den Mauern geschieht, ist euch egal. Ob da nicht eines Tages eine bittere Rechnung präsentiert wird. Die Möglichkeit zu onanieren oder knastschwul zu werden, wird eines nahen Tages nicht mehr ausreichen. Was dann, die Mauern noch höher, die Strafen noch länger? Die Einschnürung noch enger – oder ausweichen in die Möglichkeit der medikamentösen Manipulation?

An manchen Tagen ist eine allgemeine Aggressivität spürbar, zerbricht aber wie immer am täglichen Zwang. Wie lange noch?

Diesen Monat fällt die Entscheidung, ob mir das letzte Drittel der Strafe bedingt auf drei Jahre erlassen wird. Ein Richtersenat wird Ende des Monats darüber entscheiden. Ich habe zwei Vorstrafen, Einbruch und die Sache mit meinem Vater, und bin einundzwanzig Jahre alt.

Abgelehnt. Begründung: Wegen kriminellen Vorlebens ist ein Wohlverhalten in Freiheit nicht zu erwarten.

Welches Vorleben? Ich habe viereinhalb Jahre Gefängnis und war sechs Jahre in Internaten und Erziehungsheimen, wann hatte ich schon Zeit gehabt zu leben, es ist sinnlos, sie sind stärker, sie drücken dich mit der Schnauze in den Dreck, bis du nicht mehr atmen kannst, bis dir die Scheiße aus den Ohren quillt.

Viele Tage gehe ich bedrückt umher. Schweigen wird mir Gewohnheit.

Ich bin in der dritten Strafklasse, das letzte Drittel hat begonnen. Alle drei Wochen Besuch, alle zwei ein Brief, jede Woche Einkauf. Bei schönem Wetter dreimal wöchentlich eine Stunde Basketball in einem engen, staubigen Hof. Eigene Sportschuhe sind nicht gestattet. Die anstaltseigenen werden jeweils von jeder Gruppe getragen. Sind verschwitzt und… ich spiele ohne Schuhe.

Nach zwei Sportstunden sind meine großen Zehen unbrauchbar getreten. Ein Nagel tief eingerissen, der zweite hängt nur mehr an der Nagelwurzel.

Der Arzt zieht beide und verbindet. Ich spiele trotzdem. Es kämpfen meist zwei Betriebe gegeneinander. Es geht um nichts, gespielt wird mit ungeheurem Einsatz. Raufereien sind an der Tagesordnung.

Es ist ein Witz, der Staub verklebt die Lungen, man kann sich kaum waschen, aber es ist Bewegung, eine Spur von Freisein im

Kerker.

In der dritten Strafklasse ist Radioerlaubnis. Man bekommt einen Kopfhörer, den man neben dem Bett in Buchsen steckt. Die Anlage wird täglich von 17 bis 21 Uhr eingeschaltet.

Der Stockchef hat wenig Interesse an den täglichen Vorgängen. Hin und wieder drückt er mir eine leere Weinflasche in die Hand. »Auswaschen«, sagt er. Er war im Krieg Seemann, die Gefangenen nennen ihn Rudi. Er nimmt niemandem etwas weg, er sekkiert keinen. Er trinkt.

»Mia gengan Brotausgebn… host gheat«, sagt er stotternd zu mir. Er geht voraus, sperrt die Zellen auf. Ich gehe hinterdrein und lege die Brotrationen in die Zellen. Dann sehe ich ihn nicht mehr. Einige Zellen weiter liegt er auf dem Boden. Er ist stockbesoffen. Ich helfe ihm auf. Er stützt sich auf mich bis zum Dienstzimmer. Im Sessel hinter dem Schreibtisch schläft er ein. Der Schlüsselbund liegt am Tisch. Im Kasten liegt die Pistole. Leise schließe ich die Tür von außen. Das restliche Brot gebe ich beim Mittagessen aus.

Ich habe mir eine Glatze schneiden lassen. Mutter ist entsetzt, als sie mich beim Besuch sieht. Einige Male rasiere ich die Kopfhaut, dann lasse ich die Haare wachsen. Neben mir auf der Zelle liegt Helmut. Er ist Zellenhausschreiber und zuständig für das Austeilen der Krankenkost. Er hat sechs Jahre wegen Heiratsschwindel. Sein Habitus ist typisch. Groß, schlank, mit gepflegtem Bärtchen auf der Oberlippe, dunkle Hornbrille und arrogant. Mich hat er gerne. Er möchte mich mit den verschiedenen Tricks der Heiratsschwindler vertraut machen. »Beginnen darfst du damit erst, wenn du über fünfunddreißig bist. Primär ist es wichtig, seriös zu erscheinen. Im Grunde ist jede Frau für dich Kapital, wenn sie etwas besitzt, und wenn sie ohne allzugroßen Verwandten- oder Bekanntenkreis ist«, Helmut hat Stil. Er zieht es vor, auch im Gefängnis auf die

Bügelfalte zu achten und Filterzigaretten zu rauchen. Die Zeitungen nannten ihn ›Lord‹. Er legt Wert auf Distanz und englische Seife. Er verwendet Lanvin und spricht nur mit Auserwählten. Sein Glanzstück war eine deutsche Hotelierswitwe, der Helmut dreihundertfünfzigtausend Mark abnahm.

»Achte auf deine Kleidung. Frauen mögen elegante Männer. Es wäre von Vorteil, wenn du den Slang aus deiner Sprache ausmerzen würdest. Verhalte dich als Kavalier. Es lacht anscheinend jeder heute darüber, aber du wirst sehen, wie gerne Frauen diese Aufmerksamkeiten haben. Sieh über Kleinigkeiten hinweg. Falten und Tausendmarkscheine sind siamesische Zwillinge«, sagt er.

Helmut spricht selbstverständlich lupenreines Hochdeutsch. Manchmal aber, wenn er sich ärgert, ist sein Slang nicht minder ausdrucksvoll.

»Dieser Umgang färbt ab«, sagt Helmut dann und betupft sich die Hände mit Lanvin.

England schlägt Deutschland 4:2 und wird Weltmeister. Ich höre das Geschrei vom Nordflügel. Ich liege in einer Spitalzelle auf West E mit einer Sommergrippe. Man hat mir gute Bücher gegeben. Camus – der Fremde, die kalte, klare Sprache, die Ausweglosigkeit.

Einiges von Hemingway.

Nichts zu rauchen, das Fieber ist gesunken, ein, zwei Tage noch in dem Loch.

Ich bin teilnahmslos, faul. Die dreckigen Eßschalen. Der Beamte, der sich von meinem Tabak Zigaretten dreht, weil er seinem Sohn ein Haus bauen will. Für Zigaretten bleibt ihm kein Geld. Der betrunkene Schreihals mit der Silberplatte am Revers, der sich einen Sport daraus macht, mich andauernd zu filzen. Der glühende Sommer. Der Schwanz hart und bloß zum Pinkeln. Die Eier schwer.

Helmut erzählt von seinen Damen.

»…und dann habe ich sie mit kochendheißen Erdäpfeln beworfen, die größten mitten auf die Votze, in diesem Schmerz kam sie dann endlich zum Orgasmus«, sagt er.

Es ist zwei Uhr oder drei Uhr früh. Das Hirn ist aufgepeitscht, hellwach. Irgendwann zerbricht die Glätte der gewählten Sprache, der gepflegten Fingernägel. Stück um Stück bricht in diesen Nächten die Show, blättert die Fassade ab.

»…sie ist weggegangen, einfach weggegangen, aus unserem Haus, ohne den Haufen Kleider, jedes einzelne habe ich ihr ausgesucht. Ohne den Schmuck, jedes Stück habe ich ihr zu einem Anlaß gekauft, für sie habe ich diese ganze Scheiße gemacht, daß sie alles hat, dafür habe ich betrogen, hab' mit den alten, faltigen, häßlichen Weibern geschlafen, und jetzt hat sie die Kinder genommen und ist mit einem anderen weggegangen, mit einem anderen, verstehst du das, begreifst du das?« stammelt er.

Manche Nächte im Zuchthaus haben hundert Stunden. Diese ist eine davon. Ein hartes, trockenes Schluchzen kommt von seiner Pritsche. Seine Frau war zu Besuch. Sie fährt mit den beiden Kindern nach Südafrika. Mit einem Mann, der immer ›anständig‹ war – der keine vier Jahre Gefängnis vor sich hat. Helmut liebt seine Frau, seine Kinder. Ich glaube ihm. Er zerbricht in diesen Tagen. Sein Gesicht schrumpft, altert erschreckend deutlich. Die Augen flackern, das Bärtchen wird struppig, die Nägel brechen, die Schultern fallen nach vorn.

Ein ohnmächtiger Haß zerfrißt ihn.

»Liebe nie eine Frau, nimm ihnen alles, zerstöre ihre Persönlichkeit, ihre Sicherheit, mach sie dir hörig, isoliere sie, mach sie vollkommen abhängig von dir, dann tritt sie in den Arsch«, sagt er.

Fieberhaft wirft er die Worte in die halbdunkle Zelle.

»Du brauchst sie nie physisch zu quälen. Brich sie auf, mit Zärtlichkeit, mit Verständnis, Mitgefühl… heuchle Liebe und dann nimmst du ihnen die Selbstachtung. Laß sie deine Scheiße fressen, versprich mir das!« sagt er.

Nächtelang beschwört er mich. Tagsüber reden wir nur das Nötigste. Seine Hände zittern. Er starrt Stunden ins Leere, durch Wände und Zeiträume.

»Wähle deine Opfer sorgfältig. Beginne mit den Schwächsten. Nimm Körperbehinderte, oder ganz junge Mädchen«, sagt er und ist wie irre in dem Gedanken, daß ich seinen Haß vollstrecken werde.

Nächtelang höre ich zu, brauche nie etwas zu sagen. Als liefe ein besprochenes Band ab – voll ohnmächtiger Wut und Geifer wider alles Weibliche. Die Tage dazwischen sind kurze, heiße Entfernungen zwischen den Nächten.

Einer hängt am Fensterbalken. Das Gesicht blau, gedunsen. Er ist tot. Eine verquollene Fratze mit dicker Zunge und klebriger Scheiße an den nackten Beinen. Seine Strafzeit: zwanzig Jahre; dreizehn hatte er durchgehalten, jetzt klappte es nicht mehr. Der tägliche Kampf gegen Demütigung und Einengung. Er wollte nicht mehr.

Schurl, der kleine, weißhaarige Lebenslange mit den flatternden Händen, den riesigen, ewig erstaunten Augen und dem wöchentlichen Fasttag und hartem Lager kommt gegen Abend gelaufen. »Kann ich mehr vom Grießkoch haben«, ruft er schon von weitem. Der Beamte bei der Essenausgabe jagt ihn weg. So haben sie alle ihre kleinen Wünsche. Die mit den kurzen oder langen Strafen und die Lebenslänglichen – harmlose Wünsche.

Schurl, der den Grießbrei liebt und der seit neun Jahren Säcke klebt. Gufler, der Max, der Krebs hat, sich das Rauchen abgewöhnt hat, weil es ungesund ist, und der Spinat liebt, weil er gesund ist.

Vinzenz, der Alte, ist topfenstrudelsüchtig, und Franz, das Hausgespenst, der für seinen Ginkers kiloweise Obst, Zucker und Hefe braucht. Sie bestellen beim Hausarbeiter Fisch und Kalbfleisch von der Krankenkost, Rollmops und Mehlspeisen mit leiser, verschwörerischer Stimme und schnellen, wachsamen Blicken.

»Ich bringe dir einen Topf voll«, ruft Helmut über zwei Etagen zu Schurl, der sich auf Nord 2, dem Lebenslangenstock, über das Geländer beugt. Der Wachinspektor, der die Essenausgabe überwacht, verzieht das Gesicht.

»Bleibt denn etwas über«, fragt er den Küchengefangenen, der das Essen ausgibt.

»Es bleibt genug«, sage ich. Oft läßt dieses Schwein die Kessel mit dem übriggebliebenen Essen in die Küche zurücktragen – besonders bei Knödel und Powidltascherln. Diesmal nickt er gnädig.

Das Essen in der Strafanstalt ist gut. Viel besser als der Schweinefraß in der Karlau. Die Portionen sind aber klein. Satt essen können sich nur die an der Quelle. Dort gibt es auch Leckerbissen zu organisieren.

Wenn Paul, der Fleischhauer, Schweine schlachtet, kommt es zu sonderbaren Disputen mit dem aufsichtsführenden Beamten. Dieser geht natürlich einmal auf einen Schluck, oder pissen, oder dreht sich bloß mal um.

»Wo ist die Leba von dera Sau«, schreit er und starrt grimmig in das Innere des teilweise zerlegten Schweines.

»Des waß i net«, Paul hebt die Schultern. Seine Gebärde drückt absolutes Unwissen aus. Er schaut sich zu seinem Helfer um.

»An Augenblick net hinschaun und scho is was gstoin… oiso wo ist de Leba«, brüllt der Beamte nun beide an.

»I… waß a net… oba vielleicht hots goar kane gehobt… des sois jo gebn… hob i ghert«, stottert der Helfer. Dem Beamten verschlägt es

die Sprache. Jedoch nur für einen Augenblick. Dann brüllt er los,

»du Volltrottel, du blöder, wüllst du mi eigentlich füa teppat vakaufn… entweda taucht de Leba auf oda es gehts olle zwa Sacklpickn.«

Mit rotem Kopf schießt er in dem kleinen Betonviereck auf und ab, in dem geschlachtet wird. Die beiden Gefangenen sehen einander tief an… Vielleicht taucht die Leber auf, dann verschwindet das Herz, die Nieren, der Kopf, dann die Stelzen. Die Beamten brüllen sich heiser, drohen und suchen, finden nicht das geringste. Die Gefangenen wissen von nichts…

»Heast, i muaß den blondn Buam hobn… wos valaungst«, sagt er Samstag vormittag beim Einrücken nach dem Spaziergang zu mir. Er – das ist Erwin, vierzig Jahre alt, seit zwanzig Jahren in Haft. Er hat lebenslänglich wegen Doppelmordes. Er möchte unbedingt einen der jungen Gefangenen ficken. Dieser liegt auf Nord 3. Unerreichbar für Erwin. Ich soll das managen. Er weiß, ich kenne den Jungen gut. »Eine Stange Zigaretten«, sagt er. Seine Hände umklammern das Geländer. Erwin ist blaß, hefenfarbig, wie ein Sack graues Mehl.

»Zwei«, sage ich. »Zwei, gut«, sagt er.

»Zwei Stangen, und schick deinen Zweiten morgen in die Messe. Um halb neun bringe ich dir den Jungen, dann hol’ ich mir auch die Zigaretten«, sage ich. Er geht murrend, aber zufrieden. Hinter diesem Jungen läuft er jetzt seit drei Monaten vergeblich her. Ich habe keine Ahnung, was er ihm schon alles geboten hat, aber an diesen Jungen kommt er nur über mich heran.

Der Junge kam vor sechs Monaten in die Anstalt. Zwanzig Jahre alt, glatt, mit rundem Hintern und fliehendem Blick. Ich holte ihn mir ein paarmal zum Helfen und beobachtete ihn. Dann ließ ich mir einen ablutschen. Er wehrte sich nur kurz. Nach zwei Ohrfeigen begann er zu weinen und zu saugen. Ich schickte ihn dann zu Leo.

Der brachte ihm das Blasen anständig bei. Um ihn als erster ficken zu können, bezahlte Walter, der Kirchendiener, an einem Donnerstag zu Mittag zwei schön blanke Hunderter. Jeder achtzehn Pakete Tabak zum Tageskurs. Walter hat zehn Jahre und einen kleinen Schwanz. Er hat den engen, straffen Knabenhintern nicht verletzt. Der Junge hatte zwar ein bißchen geweint, aber inzwischen hat er sich daran gewöhnt, daß ich ihn manchmal vermiete.

Am nächsten Tag sage ich zum Hausarbeiter von Nord 3: »Der Klane von 13 bleibt auf da Zölln.« Der nickt.

Ich warte, bis die Leute zum Kirchgang aus den Zellen geholt werden. Vorsichtig schleiche ich die Treppen hoch. Vor der Zelle hole ich meinen Sperrhaken aus der Hosenschlitzleiste. Nicht den kleinen für die Speiseklappen, der steckt in den Schuhen, sondern den großen für das Türschloß. Leise schnappt die Türe auf. Der Junge sitzt am Bett. Er ist nicht angezogen, hat nur Hemd und Unterhose an. Vielleicht glaubt er, ich möchte ihn ficken. Vor einigen Tagen hat mir einer seiner Kunden so etwas angedeutet.

»Los, zieh dich an«, sage ich. Blitzschnell ist der Junge in Hose und Hausschuhen. Ich ziehe ihn mit mir auf die untere Etage.

»Bevor die Messe aus ist, hole ich dich, klar«, sage ich. Unhörbar öffne ich die Zellentüre des Lebenslangen und schiebe den Jungen durch den Spalt. Erwin hat die Zigaretten bereits gerichtet. Er drückt sie mir in die Hand. Ich stecke sie mir ins Hemd und schließe die Türe.

Nach einer dreiviertel Stunde gehe ich zur Zelle und schaue durch das Guckloch. Erwin schiebt eine endlose Nummer. Ich höre ihn keuchen.

»Heast, spritz… die Meß is aus«, sage ich durch den Türspalt. Erwin spritzt, grunzend und geräuschvoll.

»Den Arsch kannst du dir oben waschen, leg dir ein Taschentuch in die Unterhose, daß der Dreck nicht durchrinnt«, sage ich zu dem

Jungen. Die Augen auf jeder Seite des Ganges, bringe ich den Jungen zu seiner Zelle. »Zigaretten kriegst du später«, sage ich und öffne ihm die Türe. Mit sanftem Schnappen fällt sie hinter ihm ins Schloß. Dem Hausarbeiter gebe ich vier Schachteln Zigaretten, »die gibst du ihm zu Mittag«, sage ich.

»Mach ich«, sagt er und steckt die Päckchen in die Jacke.

Einige Tage später habe ich mit einem anderen Hausarbeiter Streit. Um eine Arbeit, die er machen sollte und nicht getan hat. Mich zieht man dafür zur Verantwortung. Er ist ein rundwüchsiger Schwachkopf, der sich etwas darauf einbildet, früher geboxt zu haben.

Er steht auf der Etage über mir und schimpft in den kräftigsten Tönen. Einige hören zu.

»Läßt du dir das gefallen« fragt mich Helmut, »von diesem Breitschädel mit Dreckfüllung?«

Ich sehe mich um. Den Disput hören bereits zu viele. »Los, komm runter«, rufe ich zu ihm hinauf. Er kommt. In dem Augenblick taucht am Geländer das Gesicht eines Wachinspektors auf. Ich muß reagieren, obwohl ich weiß, wie das ausgehen kann. Der andere schlägt sofort zu. Ich kann den Kopf zur Seite nehmen. Dann treffe ich ihn. Voll. Mitten auf den breiten Mund. Er taumelt zurück. Fängt sich. Ich schlage nach. Plötzlich strömt über sein Gesicht Blut. Er verreibt es mit der Hand. Zuerst sehe ich nicht, wo der rote Schwall herkommt. Dann dreht er sich gegen das Licht, Helmut stützt ihn. Von der Nase bis zum Kinn sind die Lippen in schnurgerader Linie bis auf die Zähne geplatzt. Dann sind Beamte da und der Wachinspektor.

»Das war ein Messer«, sagt er und, »genau durchsuchen.« Zwei Beamte führen mich in das Dienstzimmer auf Nord ebenerdig. Ich muß meine Kleider ausziehen und auf die andere Seite des Raumes gehen. Sorgfältig filzen sie. Sie finden kein Messer. Damit ist

Helmut blitzschnell verschwunden. Dann werde ich in die Korrektion in eine Einzelzelle gebracht. Das heißt – Ablösung als Hausarbeiter und Zuweisung irgendeiner Scheißarbeit.

Ich gehe lange in der Zelle auf und ab… Scheiße, Scheiße, Scheiße… das ist wohl alles, was ich denke.

Tags darauf stehe ich bei dem öligen Major. Strafrapport.

»Die Hausstrafe wird ausgesetzt, bis das Gerichtsurteil ergangen ist. Ihr Kontrahent liegt im Anstaltsspital. Der Arzt ist der Meinung, daß Sie ihm die Verletzung mit einem Messer zugefügt haben, stimmt das…«, sagt er.

»Nein«, sage ich.

»Sie sind als Hausarbeiter abgelöst und kommen in die Kuverterzeugung«, sagt er mit einem Seitenblick auf den stummen Wachinspektor neben dem Schreibtisch. Dieser nickt. Ich kann gehen.

Also Säcke kleben. Ich werde auf Ost ebenerdig 9 verlegt. Eine Sechsmannzelle. Zwei Schwule, Sigi und Alfred, sind das Pärchen in der Zelle. Sie lieben sich sehr und knutschen ständig herum. In

der Nacht kriechen sie gegenseitig unter ihre Decken. Es ist nicht feststellbar, wer das Weibchen oder das Männchen ist. Vermutlich sind beide beides. Ein älterer Gefangener mit faltigem Gesicht und dummem Lächeln liegt neben mir. Er hat zwanzig Jahre wegen Mordes, und als ich ihn frage, welcher, sagt er, »heimtückischer«, und liest weiter in dem Witzblatt, das Walter, der Einbrecher im Bett gegenüber, zu Mittag gebracht hat. Er heißt Siegel.

»Sein Buam hot a auns Bett aunbundn und hot eahm vahungan lossn. Daß eahm dabei net fad is, hot ear und sei Oide mit Kabeln und Zigarettn a bißl nochgholfn«, sagt Walter und beugt sich zu mir herüber, und »jedesmoi waun eahm aunschau, kennt i eahm ane in die Goschn haun.« Das sechste Bett ist leer.

In der Arbeitszelle zeigt mir ein Gefangener, wie ich die Säcke

kleben soll. Er erklärt und falzt und zählt und klebt. Dann sieht er, daß ich weder zuhöre noch hinschaue.

»Jo, oba du muaßt des mochn, sunst krieagst am Obend ka Zubuß«, sagt er und schaut mich mit blindgearbeiteten Augen an. Er hat achtzehn Jahre, sitzt davon bereits vierzehn. Als man ihn einsperrte, war ich acht Jahre alt.

»Schon gut, aber ich scheiß' auf die Zubuße«, sage ich.

»Daun schreibt da Chef a Mödung wegn Oarbeitsvaweigarung und du gehst in Tiafling«, sagt er erstaunt. Er hat immer gearbeitet. Abends nimmt er sich Säcke mit auf die Schlafzelle. Er arbeitet Samstag und Sonntag. Vor fünf Jahren hat er das letzte Buch gelesen. Er verdient etwa zweihundertfünfzig Schilling im Monat. Um hundertfünfzig kann er einkaufen. Sein Rücken ist krumm. Sein Magen ist kaputt, er kotzt häufig Blut. Die Augen sind leer. Seichte, gleichfarbige Gruben. Seine Bewegungen, schleichend und leise, erschöpfen sich im Notwendigen für Hofgang und Arbeit. Er ist eine wandelnde Leiche. Zum Arzt geht er nicht. Er hat Angst. Er möchte seine Entlassung erleben. »Nua ohne Auffoin üba die Rundn kumma. Ins Spitoi geh i net. Bei mia woa ana auf da Zön, der is z'Mittog ins Spitoi kumma, und auf d'Nacht hot a de Potschn aufdraht; na, na, bis zum Hamgeh dapock i des scho no«, sagt er. In seinem Gesicht stapelt sich Pore an Pore zu einem verzerrten Lächeln. Augenblicke später ist er wieder über die Arbeit gebeugt.

Abends quillt die Scheiße in mich. Gegen die Gitter gewandt,
stehe ich am Fenster. Die Zeit ist ein sattes Schwein. Eine müde Spinne. Die Landschaft zum Berg hin verfällt in schmutzigem Gelb und Grau. Hinter mir kichern die Schwulen. Walter liest. Siegel hockt in der Ecke. Ein dümmliches Grinsen um die wulstigen Lippen. Ich lege die Hände an die Augen. Später flüchte ich in ein Kartenspiel.

Matt, müde, klebrig der Morgen im gelbweißen Glühlicht der

Vierzig-Watt-Birne. Helles Spüllicht zum Frühstück. Leere Gesichter am Tisch, auch die Schwulen schweigen.

Breiige Dämmerung in der Arbeitszelle. Das hohle Gesicht des Alten. Säcke, Staub und Leim.

An einem Nachmittag kommt der Untersuchungsrichter in die Anstalt. »Sie haben den Gefangenen N. mit einem Messer verletzt«, sagt er. Ein rundes, wichtiges Gesicht, laute Stimme, gepunktete Krawatte. Ein Mädchen sitzt an der Schreibmaschine. Einen Meter von mir. Schmales, braunes Gesicht, helle Augen. Sie sieht auf das Blatt Papier in der Schreibmaschine. Ein sandfarbenes Kleid, runde Brüste. Vielleicht ist sie schön. Ich weiß es nicht mehr. Ihre Hände, sie sollten mich berühren, nur berühren, nicht mehr. Scheiße, über den Tisch möchte ich sie legen und ihr die Gurke bis zum Magen hochstecken.

»Nein, ich hatte kein Messer. Es war eine alltägliche Auseinandersetzung«, sage ich. Er diktiert. Ob sie schöne Beine hat? Wäre egal, aber ich möchte es wissen.

»Haben Sie schlanke Beine?« frage ich sie. Erstaunt sieht sie zu mir.

»Werden Sie nicht frech«, bläht sich das Richterlein. Er fragt. Ich schaue auf das Mädchen.

»Ich erwarte, daß Sie ab morgen Arbeit abgeben«, sagt der Betriebschef einige Tage später. Er hat einen dicken Schweinskopf. Mit Petersilie garniert wäre er in jeder Metzgereiauslage ein Verkaufsschlager. »Ich bin für diese Arbeit zu ungeschickt. Ich kann es nicht«, sage ich. »Sie haben lange genug Zeit gehabt, es zu lernen, wenn Sie morgen nichts abgeben, schreibe ich eine Meldung wegen Arbeitsverweigerung«, sagt er und wirft die Türe zu.

Beim Hofgang sagt Vickerl zu mir, »waunds's wüst, gib i da

zehntausend. Mei Klana oabeit uandlich. Sei net so deppat, dea gibt da viazehn Tog.«

»Na, daunk da«, sage ich. Ich will einfach nicht mehr. Ich will diesem fetten Arschgesicht keine hundert, keine tausend – ich will ihm nicht einen fertigen Sack geben. Versteht ihr, ich will nicht! Natürlich schreibt er eine Meldung. Tagsüber liege ich am Tisch in der Arbeitszelle und schlafe.

Am anderen Morgen Rapport beim breitarschigen Major.

»Mir wurde hier eine Meldung vorgelegt, die besagt, daß Sie die Ihnen zugeteilte Arbeit verweigern, stimmt das?« fragt er und fuchtelt mit einem Wisch in meine Richtung.

»Ich habe bereits am zweiten Tag gesagt, daß ich für diese Kleberei zu ungeschickt bin. Und habe um eine andere Arbeit ersucht, die habe ich bis heute nicht bekommen«, sage ich. Der Betriebschef hinter mir schnauft aus seinem Rüsselgesicht.

»Das stimmt nicht, Herr Major. Er hat nie etwas dergleichen gesagt.« Wozu rede ich hier herum?

»Er«, ich wende mich zum Betriebschef, »hat beschlossen, mich in die Korrektion zu bringen«, sage ich, »und Sie werden ihn dabei unterstützen.« Also, was soll das Theater? Der Major wetzt auf seinem dicken Hintern.

»Ich verbitte mir derartige Unterstellungen. Aber Ihr Benehmen zeigt deutlich, daß keine Verständigung möglich ist. Ich bin sicher, Sie haben die Arbeit verweigert. Ich bestrafe Sie mit zehn Tagen Einzelhaft, zwei Fasttagen und zwei harten Lagern. Binnen acht Tagen können Sie dagegen beim Anstaltsleiter Beschwerde einlegen«, sagt er. Ich drehe mich um und gehe. Beim Anstaltsleiter, ich bin seit einem und einem halben Jahr in der Anstalt, den Direktor habe ich noch nie gesehen. Ich werde mich nicht beschweren und den Gottöbersten nicht kennenlernen. Ich bin nicht neugierig, mir reichen die Subalternen. Ich fülle mir den Arsch wieder mit einer Tabak-, Papier- und Streichholzladung, dann packe ich meinen Binkel und marschiere in den Arrest.

Arsch- und sonstige Beschau, die dreckigen Klamotten und ab in den Bunker. Arrest im Kerker. Versperrung in der Einengung. Absolute Reduktion von Freiheit, Bewegung und Atemluft. Einen Meter vor der Türe durchläuft eine massive Gitterwand die Zelle. Einrichtung, ein Abtritt und ein mit Metallbändern gesicherter Wasserhahn – aus.

Der erste Tag. Zweiunddreißigtausend Schritte. Essen im Stehen. Um vier Uhr Pritsche, Strohsack und Leintücher. Das Fenster in zwei Meter Höhe, klein, zwei Gitter, verdunkelte Scheiben. Abends eine Birne, vergittert, außerhalb des Käfigs, wirft hundert winzige bis breitgezogene Karos, die Gitterschatten, gegen die Wand. Automatisches Bewegen der Beine, der Füße über den glatten, kalten Boden. Nachts, eingerollt gegen die Wand, kralle ich die Hände ineinander. Die Beine sind gefühllos, ein dumpfer Block lastet im Gehirn. Vorsichtig drehe ich unter der Decke eine Zigarette, rauche. Das Auge am Guckloch, böse, wachsam, dann schlafe ich ein.

Der zweite Tag, Fasttag. Vierhundert Gramm Brot. Wasser. Schritte. Ich gehe, ohne zu zählen. Die Stunden zögern im endlosen Drall. Dann stehe ich am Gitter, die Hände um die kalten Stangen. Warte, warte. Bilder fallen ein, alte, vertraute. Ich gleite in Geschichten. Sinnlos erhoffe ich, daß etwas geschieht, dann wieder dumpfes, introvertiertes Warten. Irgendwann die Pritsche, die Decken – hartes Lager. Ich falte zwei Decken dreifach, die dritte ist zum Zudecken. Verstohlenes Rauchen. Weiter abwärts geht es nicht mehr. Das ist die niedrigste Lebensform, zu der sie einen Menschen zwingen können. Sie sperren dich in einen Käfig und spekulieren mit der Angst. Bei vielen liegen sie richtig, die grünen Hunde und ihre Auftraggeber. Ihr, da draußen, vorm Fernseher, im Kino, im Theater, der Oper, der Fabrik, im Parlament und in der Straßenbahn. Im Park, in den Restaurants und auf den

Universitäten. Strafen, bestrafen. Was habt ihr außerdem zu bieten? Nichts, dann hört mal zu.

Sie liegen in den Zellen, nebeneinander auf den Strohsäcken und Pritschen, übereinander in den Stockbetten. Sie kennen alles vom anderen, jede noch so unwichtige Episode haben sie hundertmal gehört. Sie kennen sein Auto, seine Wohnung, seine Ausflüge und Reisen, seine Bekannten und seine Frau. Sie wissen, wie er sich kleidet, was er ißt und trinkt und wovon er träumt. Sie kennen seine Krankheiten, seine Ängste und sein Bankkonto. Sie wissen alles über seine Zähne, seinen Glauben und seine Verdauung. Jede Nummer, die er irgendwann, irgendwo geschoben hat, und jeden Furz, den er gelassen hat. Von der Geburt bis zum Gestern. Es gibt kein Ausweichen und zwischendurch der natürliche Drang. Sie leben im Wohnklosett, in der Scheißhausexistenz, bis sie einander nicht mehr riechen, nicht mehr sehen, nicht mehr hören können. Sie kippen aus den Pantinen, malen zarte Rosen auf die Briefe, die sie an ihre Frauen, Mütter, Kinder schicken. Sie rauchen den miesesten Tabak und arbeiten sich um einen Schilling in der Stunde den Rücken krumm. Sie hocken in Zellen, die dem Tierschutzgesetz hohnsprechen, lassen sich täglich viermal filzen, anbrüllen und demütigen. Sie gehen vor die Hunde. Einer nach dem anderen. Infantilität kommt zum Vorschein, als Mittel zum Zweck, dahinter, alles lähmend, lauert die Angst. Alle Ängste sind da. Die üblichen und die großen, die nicht zu nennenden. Die, mit sich allein zu sein, allein. An ihr scheitern sie, zerbrechen sie. Sie kommt unmerklich. Ins Alltägliche. Schleicht langsam in die Nächte. Ins Warten. Ins Hoffen. Sie ist unbestimmt. Nicht festzunageln, nicht einzukreisen, nicht zu ertragen, nicht mit Vernunft und kühler Logik, nicht mit Schmäh und Aggressivität. Sie bleibt und ist wirksam und zäh. Sie zermürbt, höhlt aus, unterminiert, zerstört.

Sie frißt die Haut von den Händen, den Füßen. Frißt die Iris, das

Trommelfell, bricht in die Achselhöhlen, die Eier und die Nieren, drückt auf die Gedärme, das Großhirn und die Blase, krampft in Muskelfasern, lähmt Nervenbahnen und Gehirnwindungen. Verstopft Poren, Drüsen und Arterien, schwächt den Kreislauf, blockiert die Atmung, tötet die Spermen.

Der Schweiß, die lastende Zeit, das Schnarchen des anderen im Nebenbett. Das Furzen und Husten, die knarrende Pritsche, die Gitterkreuze vom Scheinwerfer grell an die Wand geworfen, die Gedanken an die kalte Schwärze gepreßt.

Es gibt Möglichkeiten zu entkommen. Sie vergiften sich mit Schlafmitteln. Sie hängen sich auf. Sie zerschneiden sich die Arme, den Hals und den Bauch. Sie schlucken Draht und Blei, Rasiermesser und Nägel. Sie stecken sich dutzende Nadeln in die Haut und spritzen Benzin in die Lungen.

Sie ziehen einen Zwirn durch die Scheiße und nähen sich einen Knopf ans Knie. Sie brechen sich die Knochen und laufen gegen die Wände. Dann hocken sie in Zwangsjacken und Beruhigungszellen, liegen in Gitterbetten und auf Operationstischen. Mit leeren Augen schreien sie stumm von ihrer Angst, ihrer Einsamkeit und ihrem Versagen. Sie bleiben allein und wissen es. Sie kennt man, ihr Versagen ist offensichtlich und unappetitlich. Unbrauchbare Psychopathen. Strandgut aus dem Zuchthaus.

Die anderen? Sie machen ihre Strafzeit ruhig und ohne Komplikation für das Personal. Sie, sie kommen wieder. Sie sitzen ruhig in ihren Zellen. Schweigen und warten. Warten auf Post, das Aufsperren, den anderen, bestimmten da draußen. Warten, dahinleben, weil irgendwann die Entlassung folgt, die zeitliche Fixation. Das Ziel, abstraktes Irgendwann, konkret nur das Datum.

Dann gehen sie. Vom falschen Platz, mit falschen Hoffnungen, in keine Zukunft. Von zehn kommen acht wieder.

Ihr da draußen brecht sie in Stücke und seid unangenehm

überrascht, wenn die Trümmer vor euch liegen. Ihr wißt nichts von den Randgebieten, in denen wir leben. Ihr wißt es nicht, und es interessiert euch nicht, noch nicht.

Ich fühle mich klebrig, dreckig und stinkend.

Der dritte Tag. Die laue, schwarzfarbene Brühe, das Gitter klirrt ins Schloß. Ich bin allein. Ein Augenblick hockt hinter dem nächsten. Stille, Lautlosigkeit. Stinkendes, nicht Vorhandenes. Eine Zeit, eine Langeweile über die Stunden. Der Tag stirbt. Lautlos bewegt sich der Spion an der Tür. Ein Auge glotzt, verschwindet. Es ist zehn oder zwei Uhr. Ich stehe, denke, erinnere. Quäle mich durch unzählige Warum, sehe nur mein Leid, meinen Kerker. Krabbelnde Bürsten. Millionen spitze, winzige Haken in und unter der Haut. Der Dreck, die Nervosität juckt, peinigt. Sonst ist nichts, geschieht nichts. Ein Husten, ein dumpfer Laut, dann ein Seufzen. Schritte und Klammern an den Stäben. Ich lebe kaum, ohne Sinn, ohne Empfindung. Nur Lauschen ist da, das Harren in Stille, in warmer Leblosigkeit. Eine Stunde atmen, ein Schluck aus der Wasserleitung, eine weitere Stunde atmen ohne Müdigkeit. Der Geist liegt tief im Schacht des Körpers. Regloses Spüren zur Leuchte, unsichtbar hinter dem dreckverklebten Fenster. Kein Hall, nichts. Flach an das Eisen gepreßt, die Hände verschränkt. Es ist kalt. Die Hände sind naßkalt. Ein Flugzeug dröhnt außerhalb. Der Ton verfällt. Noch, und schon nicht mehr hörbar. Kein Geräusch, nichts, eine Stunde ist vergangen. Wieder das Auge im Loch in der Türe. Zurück zu den Erinnerungen, stochern im Emotionsschorf. Schmerz und Freude sind ununterscheidbar. Ich krieche in die selbstgezimmerte Höhle, den Ego-Bunker. Meine Lider senken sich, ich spüre den schwachen Schweißfilm unter den Achseln, den Atem, die Herzschläge; bin in der bewachten Einsamkeit, der letzten Zuflucht. Alle sind sie draußen. Fertige Gedanken und Fantasien laufen über den Bildschirm hinter der Stirn in eigener

unfehlbarer Regie. Bloß Zeit wegschaffen, wie ist egal. Nachts schweigt die Kritik, der Traum regiert, passiv befreiend. Muskeln lockern sich, der Bauch wird weich, die Seele schläft.

Im Tageslicht aber fettet die Haut, jede Aktivität schwindet, dann verdorrt die Fantasie.

Eine Sirene heult. Dissonanz zwischen Steinen und Gängen und Gittern und Posten mit Gewehren und Pistolen.

Lautloses Sickern in das Nächstwerdende. Violette Streifen am Unterrand meiner Lider. Gelbes Licht und Tageslicht und roter Schatten des durchbluteten Lides. Ein violetter Schein, eine zerfranste Farbleiste als Gedankencolor. Farbe aus der Farblosigkeit der Umgebung. Leere Flächen zerfließen zu dunklen Landschaften. Veränderung des Bewußtseins durch Nichtgeschehen. Braune, stumpfe Ölfarbe an den Wänden, meine Fingernägel sind abgebissen, der Gestank des Atems klebt wie Plastik am Gaumen. Wieder ein Tag.

Der vierte Tag. Fasttag. Das Brot ist speckig. Ungelenk und steif schiebe ich den Strohsack durch die Öffnung im Gitter. Dann Schlüssel, klirren sperrend. Der Tag kriecht in mich. Gehen und zählen. Mit dem Fingernagel ritze ich Sätze in die Wand. Ich bin gleichgültig, stumpf. Fünf Schritte, Wand – fünf Schritte, Gitter, ein Versuch unter den Füßen, Zeit zu zertreten. Blechschalen fallen am Gang zu Boden. Undeutlich höre ich Stimmen vor der Zelle.

»Es regnet sehr stark«, sagt der Beamte, der Faltige. Ich kenne seine Stimme. Wo regnet es? In einem anderen Leben. Mit Menschen und Regenschirmen und hellem Lachen in warmen Räumen.

Meine Sprache ist vergessen, mein Mund verleimt. Ich habe nichts als das Fleisch auf den Knochen, Bartstoppeln im Gesicht, verdreckte Fetzen am Körper. Mein Gehirn ist zerquetscht. Meine Hände sind schorfige Stümpfe, mein Gehirn ein Klumpen Scheiße,

meine Seele ein Furz. Die Beine sind rastlose, selbständige Automaten.

Der fünfte Tag. Schwarzes, ekliges Wasser, der Kaffee.

In Gedanken schreibe ich einen Brief. An wen? Ich weiß es nicht: Ich bin in der Höhle. Ich lebe in dieser Höhle, atme und warte. Warte auf euch. Nun, nach langer Zeit, weiß ich, daß mein Warten vergeblich ist. Ich sitze im düsteren Licht zwischen den Steinen und schaue gegen die Wände. Manchmal ist Hoffnung in mir, es würde einer von euch zu mir finden. Wenn aber der Tag dann zur Neige geht und niemand an der Schattenlinie zur Oberwelt aufgetaucht ist, wird mir bewußt, daß ich vergessen bin. Der Weg zu mir her ist anstrengend und ermüdend, vielleicht will ihn deshalb niemand gehen. Viele Tage warte ich schon auf einen Laut, eine Bewegung, doch es scheint, dies soll nie geschehen. Ich habe zwar keine Eile, denn ich bin für viele Jahre in die Höhle verbannt, trotzdem würde ich gerne jemanden ansehen oder mit jemandem sprechen. Mein Körper gewöhnt sich nicht an die Lichtlosigkeit, mein Geist kaum an die Einsamkeit. Ich stehe auf einem Fleck im Raum, bewege mich nicht mehr, weil ich auch auf allen anderen Stellen schon lange gestanden habe. Ich versuche an die Zeit zu denken, in der ich noch nicht in der Höhle war, doch die Erinnerung bleibt leer. Belanglose Situationen wiederholen sich in meinem Kopf.

Ich sehe die Muskeln von meinen Knochen schwinden, verliere die Sprache und das Gehör, bleibe weiter im Dämmer, schmecke die faulige Luft um mich, den rauhen Stein. Mein Körper läßt mich nicht spüren, daß ich es bin, der Geist verweht in Unbestimmtheiten.

Bald bin ich nichts mehr, nicht mehr Sehnsucht nach irgend etwas hinter den Felsen, jenseits der Steine – bin ich schon Staub in den Spalten meiner Höhle, grau auf den groben Poren.

Der sechste Tag. Die grelle Klingel gräbt sich in die Schlafwärme.

Gestank und Kälte springen ins Bewußtsein.

Kaffee. Ein Kübel Wasser und ein Wischtuch für den Boden. Ich stelle den Kübel wieder auf den Gang zwischen Gitter und Türe. Der Beamte schreit. Ich höre nicht zu. Er schließt ab. Gehen mit steifen Gelenken. Hinsetzen ist sinnlos. Der Boden ist zu kalt. Stille am Gang. Die Lautlosigkeit drückt mich gegen das Metall. Irgendwann Mittag und Topfenhörnchen, wäßrig und kalt. Wasser, dann hocke ich mich auf den Abtritt und scheiße mir den sechstägigen Stau aus den Därmen. Dann gehe ich und denke nichts, und später denke ich dann wieder. Eine Spinne kriecht aus einem Loch in der Mauer, läuft planlos auf und ab. Sie verschwindet unter der Metallplatte vor dem Heizkörper. Liegestützen, Kniebeugen und Keuchen in der verbrauchten Luft.

›Ich liebe Trixi‹ ist unbeholfen unter dem Fenster in die Wand gekratzt und ›Ferdl‹ darunter. Warum nicht? Warum soll er sie hier in dieser modernen Folterkammer nicht lieben, wenn es ihm hilft? Daneben trommelt einer gegen die Tür. Trommelt und trommelt. Lajos.

»Leck mich am Arsch«, sagt der Faltige, wahrscheinlich zu dem Ungarn. Er ist neben mir. Auch auf einer Gitterzelle.

Vor ein paar Wochen, als ich noch Hausarbeiter war, kam er beim Einrücken von der Arbeit zu mir, einen verschmuddelten Briefumschlag in der Hand.

»Do, les der Brief«, sagte er.

»Den Brief«, verbesserte ich automatisch und nahm das zerknitterte Blatt aus dem Umschlag, dann sah ich, daß dieser auf ungarisch geschrieben war.

»Versteh’ ich nicht, Lajos«, sagte ich. Sprudelnd und sich in der fremden Sprache vollkommen verwirrend, erzählte er mir den Inhalt. »Die Hur, zwa Johr bin i jetzt scho do und imma is brav kumma und jetzt hots an aundan, wü nimma wortn. Des klane

Kind is drei Johr olt. Wos soll i mochn? Wos? I bin gonz duchananda«, sagte er. Seine Hände schwirrten, die dunklen Augen im breiten Gesicht hetzten. Ich kramte eine der üblichen Zuchthauströstungen aus.

»Genau wie bei mir, Lajos, die Frauen sind eben alle fürn Arsch«, sagte ich lahm. Trubel und Essenausgabe, ein Geschäft mit der Korbflechterei. Ich schob sein Problem zur Seite. Mit hängenden Schultern trabte er auf seine Abteilung. Am Tag darauf hatte er den Betriebschef gebeten, ihn doch einen Tag in der Zelle zu lassen, er sei so nervös und kaputt.

»Sie gehen arbeiten«, sagte der. Lajos weigerte sich. Der Beamte schrieb eine Meldung. Lajos wurde wegen Arbeitsverweigerung bestraft. Er wollte erklären, man hörte ihm nicht zu. Nicht der Major, nicht der Arzt. Sie sperrten ihn in den Keller. Lajos, der kleine, gedrungene Ungar, der von seinen fünf Jahren drei ruhig und arbeitsam heruntergebogen hatte, drehte durch. Er trennte in der Korrektionszelle seinen Strohsack auf. Er baute mit seiner eigenen Scheiße und dem Strohsack eine Hütte, in der er nackt hockte. Der Faltige sperrte am Morgen die Türe auf und kotzte auf den Gang. Dann brüllte er nach dem Hausarbeiter. Der mußte das Gekotzte aufwischen. Mit leerem Magen widerstandsfähiger, holte der Faltige nun aus seinem Dienstzimmer eine dicke Lederpeitsche – einen Ochsenziemer. Dann öffnete er die Tür zur Zelle erneut – die Peitsche hielt er auf dem Rücken.

»Lajos, komm heraus, wir gehen zum Arzt.« Sichernd, langsam, zuerst auf Händen und Füßen, dann sich aufrichtend, kam der Ungar aus dem Betonbunker. Zwei andere Beamte, üblichen Sicherheitsdienst versehend, eilten vom Kellereingang zum Schauplatz. Der Faltige warf die Türe hinter dem Ungarn ins Schloß. Dann pfiff der Ochsenziemer auf den Überraschten. Auf Gesicht und Brust und Rücken und Beine. Die Haut platzte, er fiel

zu Boden. Der Beamte schlug, bis ihm ein anderer die Peitsche aus der Hand wand.

»Hör auf, du erschlägst ihn ja«, sagte der.

Sie zerrten den Bewußtlosen hoch und warfen ihn wieder in die Zelle. Sie schlugen ihn wieder und wieder mit den Fäusten ins Gesicht und mit dem schweren Zellenschlüssel auf den Kopf, bis ihm das Blut in die Augen rann und er heulend wie ein Tier in der Ecke kauerte und zitterte, wenn die Türe geöffnet wurde.

Jetzt ist er nicht mehr unruhig. Jetzt ist er verrückt. Stumpfe, teilnahmslose Augen, wirres Reden, eckiger, steifer Gang. Sie schickten ihn ins Irrenhaus, dann holten sie ihn wieder. Wenn er Zeichen von Unruhe zeigt, wie momentan, sperren sie ihn in die Beruhigungszelle, die neben mir.

Das war Lajos. Dann die Pritsche und Karotten, holzig und hart, zum Abendessen. Selbst der Rauch der Gedrehten schmeckt nach Absonderung und Einsamkeit.

Der siebente Tag.

»Sie haben geraucht«, sagt der Beamte, ein verkniffener Jüngling mit Hühnerbrust und Triefaugen, »geben Sie sofort den Tabak und die Streichhölzer her«, giftig und eifrig fuchtelt er vor dem Gitter. Ich stehe mit dem Rücken zu ihm vor der Fensterwand.

»Sie, haben Sie nicht gehört?« schreit er.

»Verschwinde, laß mich in Ruhe«, sage ich friedlich. Er schlagt murrend die Türe hinter sich zu. Zehn Minuten, vielleicht eine Viertelstunde später. Der Faltige steht am Gitter, neben ihm ein Wachinspektor, dahinter drängen sich drei Beamte.

»Sei vernünftig, gib den Rauch her«, sagt der Faltige. Er macht auf. »Du weißt ja, das ist Vorschrift, und was können wir dafür.« Warum, ihr grünen Schweine, kommt ihr dann fünf Mann hoch? Ach ja, daß es mir leichter fällt, vernünftiger zu sein.

Ich gebe ihm den Plastiksack mit etwas Tabak, Papier und

Streichhölzern.
»Ist das wirklich ollas«, fragt er mißtrauisch.
Sie sind fünf und gut genährt und im Recht, sind geachtete Bürger und akzeptierte Mitmenschen.
»Ja, das ist alles«, sage ich müde. Ein unmerkliches Nicken des Dienstführenden. Die Türe wird versperrt. Der Schweiß läuft mir in Bächen aus den Achseln. Ich schließe die Augen.

Reis und Tomatensauce und ein Stück Burenwurst zu Mittag. Der Reis klebt eklig am Löffel. Nachmittag kommt der Betriebsschreiber mit einem Beamten – Einkauf aufschreiben.
»Sie sind in die zweite Strafklasse zurückversetzt«, sagt der.
Also, Arbeitsverdienst habe ich keinen; Eigengeldbewilligung auch nicht. So kann ich nur Toilettenartikel notieren. Seife und Zahnpaste usw.
»Ruhig da herunten«, lacht der Beamte.
»Ja, sehr«, sage ich. Sie gehen. Ob Mutter diesmal umsonst gekommen ist? Gestern wäre mein Besuchstermin gewesen.
Dann schütte ich mir den Tabak aus den Socken und ziehe die Streichhölzer aus den Schlapfen und lege alles zwischen Blätter des Klopapiers. Sie kommen.
»Gemma, eini den Dreck. Schnö, i wü hamgeh«, sagt der Faltige. Onanieren, verzweifeltes Festhalten von Fantasiefetzen…
Der achte Tag.
Der neunte Tag.
Der zehnte Tag.
»Sie kommen wieder auf Ihre Zelle zurück«, sagt der Faltige förmlich.

Tief ziehe ich den Rauch in die Lungen, hocke auf meinem Packen. Die Wände und Heizungsrohre schwanken unmerklich.

Rasieren, waschen – ich reibe die Haut brennend. Dann ab in die Arbeitszelle, niemand hat etwas von Arbeitswechsel gesagt.

»Jetzt werden Sie hoffentlich anständig arbeiten«, sagt das Rüsselgesicht jovial und läßt einen Packen Säcke für mich auf den Tisch legen.

»Ich habe Ihnen doch oft schon gesagt, ich kann das nicht, oder denken Sie, ich habe da unten geklebt«, sage ich.

»In zwei Tagen hole ich mir die fertigen Säcke «, sagt er und geht.

Wenn ich ihm eine in sein Schweinemaul schlage, bekomme ich ein Jahr Haft dazu. Ein Jahr, habe ich so viele Jahre zum Wegwerfen?

Und doch… »I hob da jo gsogt, de schickn di in Tiafling«, sagt der alte Gefangene, nickt befriedigt und wühlt in seinen Säcken; zählen, falzen, kleben.

Ein junger Gefangener sitzt beim Tisch neben der Türe. Er arbeitet tief über die Säcke gebeugt. Manchmal sieht er scheu auf. Er ist neu in der Zelle, war vorher in der Wäscherei, dort habe ich ihn häufig gesehen.

Nachmittag reden wir. Stockend, leise spricht er. Geschlagen haben sie ihn auf der Zelle, gehäkerlt bis aufs Blut. Dann haben sie ihn gefickt, mit Gewalt, wie er beteuert.

»Grod nur a Stickl hot man da Peda einigsteckt, de aundan hom mi ghoitn. Wiari gwant hob, homs ma a poa Watschn gehm«, sagt er. – Wieder einer, zwei Vorstrafen – einen Vierhundert-Schilling-Ratenbetrug und eine Rauferei – für den Paradeerstvollzug nicht mehr geeignet. Hierher paßt er besser. Jetzt will er etwas tun, muß etwas tun. Sich aufschneiden oder aufhängen.

Der Alte raschelt mit dem Papier. Er hat wieder tausend fertig. Nach zwei Tagen. »Ist etwas lieferfertig«, sagt der Beamte, und sein Schweinegesicht läuft rot an, »Sie haben ja wieder nichts gearbeitet«, brüllt er. Die andere, leichtere, besser bezahlte Arbeit

kriegen die, die dir in den fetten Arsch kriechen… scharwenzeln und buckeln…

»Kniara«… »Herr Oberkontrolleur hin und Herr Oberkontrolleur her, und sollen wir noch tausend mehr machen…«,…nein, mein Bester… und wenn ich da unten verfaule… ich habe nur mehr acht Monate… und wenn ihr mich einen Monat in den Keller sperrt, müßt ihr mich wieder einen Monat hochlassen… steht im Gesetz, müßt ihr ja besser wissen…

»Morgen stehen Sie beim Rapport«, sagt er und stampft aus der Zelle. »Zwölf Tage Einzelhaft, vier Fasttage, vier harte Lager, wegen Arbeitsverweigerung. Was erwarten Sie sich von Ihrer Sturheit«, sagt der breitarschige Goldene und zeichnet Strichmännchen auf ein Blatt Papier.

»Nichts«, sage ich.

Zwölf Tage warten am Gitter und gehen.

Zweihundertachtundzwanzig Stunden…

gleich viele Unendlichkeiten… und erstarren, atmen, Kälte und… zersplitterte Wörter…

»Werden Sie jetzt arbeiten?« fragt der Faltige und zeigt mir den Belagzettel – Ost E… Kartonage…

Der Binkel liegt mir schwer auf der Schulter, und die Knie sind nachgiebig. Ich steige die Stufen ins Zellenhaus hinauf. Geschrei und Geklapper… Der Zuchthaustag…

Nebelfetzen an der Flanke der Weinberge. Ein dämmeriger, feuchter Novembertag. Die Luft schneidet gegen das Gesicht. Sprechen und Stimmen… gehen wie in einem schalldichten Raum.

»Der mant dich«, sagt einer daneben. Ich hebe den Kopf.

»Wia gehts da… di sieht man übahaupt nimma… bis du olleweu auf da Oim«, schreit Karl aus dem Fenster der Wäscherei. Karl, er hat fünf Jahre wegen Totschlags. Acht Blechtöpfe voll Beuscherl hat er einmal gegessen. Sein riesiger Körper füllt das Holzviereck.

»Brauchst wos?« fragt er. Ich schüttle den Kopf. Ich brauche nichts… und Im-Kreis-Gehen und kalte Hände…

»Sie machen jetzt Kuverts«, sagt der Schweinekopf.

»Nein«, sage ich.

»Beim nächsten Mal kriegen Sie drei Wochen«, sagt er und geht. Er schreibt keine Meldung. Ich sitze oder liege am Arbeitstisch, lese, schlafe.

Ein Bekannter vermittelt mich in die Schuhmacherei. Ich repariere Absätze. Neben mir sitzt Gerhard. Er ist immer fröhlich und gut gelaunt. Er hat zwanzig Jahre, noch sechzehn vor sich. Er trinkt Spiritus… der ist mit Holzapfel versetzt… er zuckert ihn, gibt Kakao dazu und Zucker… dann säuft er die Brühe… wenn er sich keinen Spiritus besorgen kann, säuft er Nitroverdünnung und Politur aus der Tischlerei… er ist eine Frohnatur…

Der Betriebschef ist ruhig und arbeitet selbst mit. Der junge Beamte, der als zweiter Beamter Dienst macht, ist eine Laus. Er nörgelt und stichelt und treibt. Er ist sekkant und laut. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis ich ihm querliege.

»Schneiden Sie die Absätze genauer, das kann man mit dem Schleifen nicht ausgleichen… halten Sie den Schuh so, nicht so… gehen Sie schon wieder rauchen?… Sie waren heute schon dreimal… reden Sie nicht zurück…«, tagelang, zwei Wochen… dann sage ich ihm, daß er mich kann… oft und tief ins Loch… ins Arschloch lecken. »Ich schreibe eine Meldung«, schreit er triumphierend. Der Betriebschef stimmt ihm bei.

»Sie taugen nichts, wo man Sie hingibt, nur Schwierigkeiten«, sagt der Major vorwurfsvoll und, »sieben Tage Einzelhaft, drei Fasttage, drei harte Lager.« Der Faltige begrüßt mich wie einen Verwandten.

»Host wos zum Rauchn mit«, fragt er und kneift ein Auge zu.

»Ja«, sage ich. Er verzichtet auf die Durchsuchung, dann führt er mich wie immer zum Arzt.

»Sie machen wohl eine Abmagerungskur«, sagt der und schreibt mich arresttauglich.

Graue Wände, mit grünlichem Schimmer… braune, dreckige Ölfarbe, zerkratzt, verblichen. Graue Gitter mit schwarzen Schabstellen, mit dunkleren Ringen. Spuren hunderter Hände, eine Assel kriecht aus dem Abtritt, läuft mir um die Füße. Schwarzverbrannte Rinde am Brot, einhundertachtundsechzig genormte Zeitschwellen.

Kälte von den Fensterritzen, von den Wänden, aus dem Boden. Gewohnheit schon… das Vorsichhinwarten… zeitloses Lehnen und Gehen… in das Nichts integriert…

Irgendwann war mein Geburtstag, war ich zweiundzwanzig geworden, wieder ein Jahr verschwunden, als hätte ich siebenhundert, nimm dich zusammen, es sind doch nur mehr lächerliche acht Monate, dann bist du frei. Der letzte Brief von Mutter, vier Seiten Aufmunterung. Sie weiß nichts von diesen unterirdischen Rastplätzen; das hätte nicht in die Briefe gepaßt, und sie würde sich doch bloß ›über meine schlechte Führung‹ aufregen. Dieses Wort ist bei ihr haften geblieben. Bei jedem Besuch betont sie es immer sehr… Mutter… wenn ich aus diesem Loch heraus bin, muß ich ihr sofort einen schönen, runden Adventsbrief schreiben.

Glattes Gleichmaß und keine Wellen im Teich des Bewußtseins. Linke Seite und Rücken und rechte Seite und Bauch… ein nächtlicher Kreisel auf der Suche nach Schlaf und Wärme.

»Ost E, Sacklpickn. Was mochst jetzt«, sagt der Hausarbeiter. Ich nehme meinen Binkel und gehe. Der Schweinegesichtige ignoriert mich. Er gibt mir keine Arbeit.

Tage später habe ich Verhandlung wegen der Rauferei. Ein schmales, junges, penetrantes Richterlein gibt mir vierzehn Tage Arrest wegen leichter Körperverletzung. Vom Messer ist nicht mehr

die Rede. Zwei Tage später Rapport.

»Das Strafverfahren ist nun abgeschlossen… wegen Verstoß gegen die Hausordnung, Paragraph so und so bestrafe ich Sie mit vier Fasttagen«, sagt der Major. Aus schwammigem Gesicht sieht er mich nachdenklich an.

»Ich verstehe das nicht. Ich habe Ihren Akt durchgeblättert, Sie sind doch aus einer anständigen Familie, Ihr Vater ist Bankbeamter, ein geachteter Mann, und Ihre Mutter war schon einmal bei mir, soweit ich mich erinnere, eine sehr nette Frau, wie soll denn das mit Ihnen weitergehen?« sagt er und schüttelt mißbilligend den schlaffwangigen Kopf.

… wenn dich das wirklich interessieren würde, du Breitarsch, würdest du mich dann ständig in dieses eisige, dreckige Loch verbannen… du heuchlerische Mißgeburt, du impotenter Schwachkopf… vier Tage, sechzehnhundert Gramm speckiges Schwarzbrot und ›zum Trinken wird Wasser verabreicht‹, heißt die Zeile in der Hausordnung… spiel keinen Seelensanitäter, ich scheiß auf dein schleimiges Gequatsche. Drei Fasttage in der Woche erlaubt das Gesetz, mit einem normalen Tag dazwischen. Also begrüßt mich der Faltige Montag, Mittwoch und Freitag und am Montag darauf.

»Steigen Sie einmal auf die Waage«, sagt der Arzt beim Arresttauglichschreiben. 69 Kilo.

»Für einsneunzig etwas wenig«, sagt er, dann schreibt er etwas auf meine Karte.

»Nach Weihnachten nehme ich Sie ins Spital auf«, sagt er. Ich gehe… in den Arrest… die vier Fasttage machen.

Vater kommt zu Besuch, nach langer Zeit. Tiefe Säcke unter den Augen. Ruhig reden wir eine halbe Stunde. Er hat auch das Paket gebracht.

Beim Abschied habe ich den Eindruck, er ist weicher als früher.

Weihnachten – der Tag, ein Name, ein Abend. Für einige ein heiliger, für die meisten ein bedeutungsloser. Ich erlebe ihn wie den Haufen aller Tage. Vielleicht ist die Anhäufung von Gestank und Dreck, von Lärm, Brutalität und Sinnlosigkeit gemildert, die Gesten der anderen Gefangenen vertrauter, die Konturen der Gitter ferner, undeutlicher… oder ist es nur eine Laune meiner Gedanken…

Ich bin versucht, dieser Scheiße andere, neu zu erfindende Namen zu geben… aber dann ist es zu spät, die Decke über dem Kopf, liege ich zur Wand gedreht. Ins Dunkel horchend, fließt Ruhe aus dem Gehirn zu den Fingerspitzen…

Am 27. Dezember packe ich den Binkel, ziehe in das Spital in eine Einzelzelle. Alles blendend weiß, warm. Ich liege auf dem Bett, lese. Das Rauchen wird toleriert. Zwei Tage später holt man mich am späten Abend. Mutter steht blaß im Besuchszimmer. Sie streckt mir die Hand entgegen.

»Vater ist tot«, sagt sie und klammert die Arme um mich.

Vor wenigen Tagen saß er mir da im selben Raum gegenüber.

»Wie ich damals in Rußland gehört habe, daß ich einen Sohn habe… habe ich mir gedacht, ich müßte sein Freund werden, aber wir waren nie Freunde… nie… seltsam wie sehr man sich doch daran klammert, vielleicht habe ich noch Zeit… ich hab' eine Menge falsch gemacht… du hattest ja nicht einmal einen Vater… manchmal weiß ich nicht, ob mir noch genug Zeit bleibt…«, das sagte er.

Ich war erstaunt, war der Alte einsam, alt, weich geworden, aber seine Stimme war sehr ruhig und seine Augen waren klar und fest gewesen. Er hatte nicht mehr genug Zeit gehabt, hatte den Weg zu mir also doch gehen wollen. Weiß Gott, ich hatte ihn gehaßt, aber da war nichts mehr von dieser Abneigung, etwas ganz Bestimmtes fehlte plötzlich, etwas sehr Wichtiges.

»…er wurde sofort ins Krankenhaus gebracht, aber der Anfall war zu stark, seine Kranzgefäße sind geplatzt, er ist an seinem Blut erstickt, das Nikotin… ich habe es ja immer gesagt«, sagt Mutter. Sie weint leise. Sinnlos streicht ihr Arm über meinen weißblau gestreiften Spitalskittel. »Jetzt habe ich nur noch dich, du mußt immer daran denken, wie sehr ich auf dich warte«, sagt sie.

Durch das nächtliche leere Zuchthaus gehe ich den langen Weg durch das gesamte Zuchthaus. Die Absätze des Beamten an meiner Seite knallen auf den Fliesen. Er ist tot… jetzt ist er tot…

Die Riegel an meiner Zellentüre werden zugeschoben. Ich gehe zum Fenster. Es hat vor wenigen Tagen geschneit. Die Schritte des Nachtpostens knirschen auf der bleichen Fläche. Die Nacht ist klar und kalt. Sterne glimmen, winzige Lichtscherben.

Er ist tot. Ich setze mich auf das Bett, drehe eine Zigarette. Rauchend schaue ich gegen das sterile Weiß der Wand. Die Hände am Gesicht, erwarte ich den Tag.

Auf die Ausführung zum Begräbnis – mit Handschellen und zwei uniformierten Beamten – verzichte ich.

Milch, Eier, Weißbrot, Fleisch, Salate, Zucker und Ruhe, Liegen und Nichtstun, keiner ist da, treibt an, fordert, befiehlt, schreit. Die Mastkur schlägt an. In drei Wochen nehme ich sieben Kilo zu.

»Jetzt haben Sie noch sieben Monate, die schaffen Sie spielend«, sagt der Arzt bei der Entlassung aus dem Spital.

»Ost E 9«, sagt der Beamte beim Überqueren des Hofes.

»Ich möchte aufs Kommando geführt werden«, sage ich zu ihm.

»Des mochns ihna daun mitn Stockchef aus«, sagt er ablehnend.

»Ich möchte am Kommando ersuchen, daß ich auf eine Einzelzelle komme. Auf das Schwulengekuder und das blöde Lachen vom Siegel habe ich kein Bedürfnis«, sage ich. Er ist jung und bestrebt, mir klarzumachen, daß ich, außer auf die mir zugewiesene Zelle zu

kommen, gar nichts zu wollen habe. Er geht Richtung Ostflügel. Ich bleibe stehen. »Na los, kommen Sie, ich hab’s eilig«, sagt er und schüttelt den Schlüsselbund.

Ich biege nach rechts ab, gehe die Stiegen zum Keller hinunter. Es ist zwecklos zu reden, sie begreifen nicht…

Der Faltige schüttelt stumm den Kopf. Umziehen, dann sperrt er hinter mir ab. Ich lehne am Gitter, als wäre ich nie fortgewesen. Dann Schlüssel an der Türe. Ein Wachinspektor mit riesigen Ohren und bösen, schmalen Augen, »sind Sie verrückt… Sie ziehen sich jetzt wieder um und gehen auf Ihre Zelle… wenn da jeder in den Keller gehen würde, wie er wollte, wo kämen wir denn da hin«, schreit er.

Wohin?… Ihr würdet aufhören, diese Drecklöcher als ständiges Droh- und Druckmittel zu gebrauchen… wieder ein Quentchen Willkür weniger… ihr müßtet euch vermenschlichen, aber… die Angst… nur dürft ihr das Werk nicht überdrehen… sonst ist es kaputt und funktioniert nicht mehr…

»Ich will auf eine Einzelzelle, und das hier ist eine«, sage ich. Er streicht sich über das Kinn. Er braucht einen Grund, um mich in der Absonderung zu lassen, dann leuchten seine Augen plötzlich auf, Heureka.

»Belagsverweigerung, das ist Belagsverweigerung, das gibt eine Meldung, haben Sie immer noch nicht genug«, fragt er. Ich gebe keine Antwort.

»Drei Tage Einzelhaft«, sagt der Major am anderen Tag. Ich kann gehen.

»Am Belagszettel ist wieder dieselbe Zelle«, sagt der Beamte, der mich drei Tage später holt. Ich greife zu den dreckigen Klamotten. Der Faltige starrt finster auf mich, den Belagszettel, wieder auf mich. Ich gehe wieder in die Gitterzelle.

Dann holt man mich. West E die nächste Station. Einzelhaft. Ein

mürrischer, schweigsamer Stockchef durchsucht täglich meine Zelle. Keine Arbeit. Ich liege, lese. Die Sonne ist matt und rötlich, eisig, dämmrig streichen die Tage vorüber. Ich habe nichts zu rauchen, bin isoliert. Wochen vergehen. Besuch. Mutter plant und redet und hat Vaters Tod, glaube ich, noch nicht begriffen. Jedes dritte Wort ist von ihm, was er dazu sagte und… Sie umklammert meine Hände, redet wieder von guter Führung, daß man ihr gesagt hat, daß ich angeblich jemanden verprügelt hätte…

»Kannst du nicht den Mund halten und einfach weggehen«, sagt sie. Doch Mutter, ich könnte weggehen… drei, vielleicht auch vier Meter… und dann, was sollte ich dann tun…

»Ja, das werde ich tun«, sage ich, und sie lächelt. Und dieses verzweifelte mich Aufmunternwollen, tut mir weh. Wie mutig sie doch ist, die kleine Frau.

Jutta schreibt. Ich habe sie vergessen… weiß vieles nicht mehr… in einem grauen Schlamm alter Tage liegt das versunken… lange, lange her.

Eines meiner drei Hemden ist so fadenscheinig, daß ich es nicht mehr anziehen kann. Es würde in Streifen zerfallen. Ich melde es dem Stockchef. »Des homs obsichtlich zrissn«, sagt er. Ich zeige ihm den brüchigen Stoff. Er schüttelt den Kopf.

»Des is Wuarscht, do wird a Mödung gschriebn«, knurrt er. Vier Fasttage gibt mir der Major dafür.

»Geben Sie mir einen Bogen, ich werde mich beschweren«, sage ich zu ihm.

»Meinetwegen«, sagt er achselzuckend.

Vorerst gehe ich einmal in den Keller, um den ersten Fasttag zu machen. Wieder auf West E setze ich mich zum Tisch und schreibe an den Anstaltsleiter.

N. N.
Nr. 12.547
West E 25

Stein, am… Februar 1967

Sehr geehrter Herr Regierungsrat!

Ich wurde am… 1967 wegen Verstoßung gegen Paragraph yy der Hausordnung, böswillige, vorsätzliche Beschädigung von Anstaltseigentum von Herrn Major N. zu 4 (vier) Tagen Fasten bei Wasser und Brot verurteilt. Ich erhebe gegen diese Verurteilung

BESCHWERDE

Begründung: Bei dem inkriminierten Gegenstand handelt es sich um ein Hemd, welches mir mit zwei anderen wechselweise während meines Aufenthaltes in der Anstalt zur Verfügung gestellt ist und mit meiner Wäschenummer 503 gekennzeichnet ist. Am… 1967 erstattete ich bei dem Abteilungsleiter Herrn JWOK N. Meldung, daß besagtes Hemd in einem zerschlissenen Zustand sei und ich, würde ich dieses Hemd anziehen, den Stoff zerreißen würde. Der Stockchef besichtigte das Hemd und befahl mir dieses anzuziehen. Das Hemd zerriß an sechs Stellen. Sowohl der Abteilungsleiter, Herr JWOK N. als auch der Herr Major behaupten nun, ich hätte das Hemd vorsätzlich beschädigt und müsse dafür bestraft werden. Ich ersuche nun

1. um Sicherstellung des inkriminierten Gegenstandes aus der Wäscherei,
2. um Aufhebung der zu Unrecht über mich verhängten Hausarreststrafe von 4 (vier) Fasttagen

Hochachtungsvoll
N. N.
Strafgefangener

Tags darauf begrüßt mich der Faltige strahlend zum zweiten Fasttag. Auch den dritten und vierten Tag bei vierhundert Gramm Brot verbringe ich im Keller. Nach einer Woche holt man mich am Nachmittag.

»Chefrapport«, sagt der Beamte. Ehrfurcht klingt in der Stimme. Ich stehe am Gang neben dem Kommando und warte. Nach einer halben Stunde werde ich durch die gepolsterte Türe geführt.

Zehn Schritte, ein riesiger Schreibtisch, dahinter ein Männchen, ein Stimmchen, Eierkopf, dünne Haare, goldgefaßtes Brillchen, ein Miniaturmensch. Kalte Augen, rosiges Gesichtchen, der Gottöberste ist ein Zwerg, jetzt versteh' ich, warum unlängst ein Gefangener in die Zellenecke sah und sagte:

»Hearst, schau, durt kriacht wos«, und der andere gab zur Antwort: »Des wiard unsa Direkta sei, paß auf, daß'd net draufsteigst.«

Ein Wachinspektor lehnt hinter dem Thronsessel, mustert mich böse. »Sie beschweren sich also über eine Hausstrafe«, tönt das Stimmchen.

»Ja«, sage ich.

»Ich habe mich über den Vorfall genau unterrichten lassen. Die Strafe wurde zu Recht verhängt«, sagt das Stimmchen.

»Herr Regierungsrat, haben Sie das Hemd gesehen«, sage ich. Ein schlanker Gummibaum spreizt sattgrüne Blattlanzen gegen das Fenster.

»Das Hemd? Sie haben uns nichts als Schwierigkeiten gemacht, wenn ich auf Ihrer Rapportkarte so lese«, säuselt das Stimmchen.

»Sie sollen aber nicht lesen, Herr Direktor, sondern sich das Hemd ansehen, dann würden Sie verstehen, warum ich hier bin, weil hier ein oberfaules Ding gedreht worden ist«, sage ich ihn unterbrechend. Das Männchen ist starr. Es äugt betroffen zu dem

Großohrigen hinter sich.

»Werden Sie nicht frech«, brüllt mich der an.

»Machen Sie den Chefrapport?« frage ich weich.

»Also, wenn das Hemd unbedingt notwendig ist, lassen Sie es holen«, sagt das Stimmchen energisch zu dem rotangelaufenen Wachinspektor. Dieser geht.

Der Beamte hinter mir zieht mich an der Jacke aus dem Raum.

»Wir müssen draußen warten«, flüstert er.

Ihr Arschgesichter, den ganzen Tag dröhnt eure Schnauze durch die Gänge, und bei diesem Minimenschen steht ihr bis zu den Knien im eigenen Dreck.

Ich warte auf dem Gang. Zeit vergeht. Uniformierte aus der Verwaltung eilen vorbei, dämpfen vor der Polstertür die Stimme.

Der Wäschereibeamte und der Wachinspektor verschwinden hinter der Polstertüre, dann flammt neben dem Eingang das Leuchtschild auf, ›eintreten‹.

»Das Hemd ist nicht auffindbar«, näselt das Stimmchen.

»Das habe ich mir gedacht«, sage ich.

»Was Sie denken, darauf ist hier niemand neugierig«, schnauzt mich der Stehende an.

»Der Wäschereibeamte hat mir versichert, daß die Beschädigung in einem Ausmaß geschehen ist, die es wahrscheinlich macht…«, genußvoll wälzt sich das Stimmchen über die Worte, »…daß die Beschädigung vorsätzlich geschehen ist, die Strafe wurde daher zu Recht verhängt… a.b.f.ü.h.r.e.n!!!«, kreischt das Stimmchen im Diskant. Der Wäschereibeamte und mein Eskortemensch treten sich beinahe über den Haufen, aber ich bin noch nicht fertig.

»Ich möchte einen Bogen für eine Beschwerde an den Hauskommissär«, sage ich zu dem Zwerg. Der ist jetzt ernstlich böse.

»Hinaus, hinaus mit ihm«, das Stimmchen piepst im Falsett. Ich

gehe.

Auf der Zelle schreibe ich einen Bittrapportzettel um einen Bogen DIN A4, zwecks Beschwerde, mit Kuvert.

Dann schicke ich den Bogen, beschrieben, im verklebten Kuvert, an den Hauskommissär. Der ist hauptberuflich Staatsanwalt am Kreisgericht in Krems.

»Diese Beschwerde, die Sie da geschrieben haben, ist eine Bagatellsache«, sagt der händereibend und eilig.

»Für mich ist vier Tage nichts essen absolut keine Bagatellsache«, sage ich. Er reibt weiter die Hände, dann flüstert er mit dem Major, der mir die Strafe gegeben hat.

»Sie können gehen. Sie erhalten schriftlich Bescheid«, sagt er. Vorführung zum Major. Ich krame in meiner Erinnerung, ob ich eine Scheiße gebaut habe – nichts, ich weiß von nichts.

»Die letzten Monate, die Sie noch im Haus sind, könnten für Sie ganz angenehm verlaufen. Sie sind in den Hof eingeteilt, frische Luft, mehr zu essen«, der Breitarschige ist öliges Entgegenkommen, »nun, ich glaube, es ist das beste, Sie stimmen meinem Vorschlag zu«, sagt er. Ich drehe mich um. Hinter mir steht nur der Begleitbeamte. Der Goldbonze hat zu mir gesagt, ›ob… ich zustimmen will‹… war eine Revolution… wurden die Menschenrechte verkündet?

»Ja«, sage ich verwirrt. Der Goldene nickt, wohlwollend, fettig.

»Grat Ebenerdig vierzehn«, sagt der Mürrische. Ich nehme meinen Binkel und wandere in den Gemeinschaftstrakt. Eine Zwölfmannzelle. Ich suche mir ein freies Bett, dann sitze ich beim Tisch und warte. Die Gefangenen kommen nach vier Uhr von der Arbeit.

Der erste, der zur Tür hereinstürmt, ist Bernd. Ich kenne ihn seit langer Zeit. Aus dem Jugendgefängnis, wie viele andere auch.

»Wia host des draht, dauand im Kölla und daun in Hof«, fragt er

mich.

»Du, i waß net, woahrscheinlich hom sie de girrt«, sage ich.

Gesichter, die meisten fremd, sehen mich an.

»Du, jössasnau, fia di hob i wos. Gerti, kumm her«, sagt er zu einem großgewachsenen, sehr schlanken, wuschelhaarigen, jungen Gefangenen. Er setzt sich zu Bernd und mir.

»Bleib steh und loss di amoi aunschaun von eahm«, sagt Bernd streng, »wüllst eahm hobn«, er wendet sich zu mir, »ear kaun ollas, guat blosn, Schuach putzn, Brote belegn, Fiaß woschn… na ollas, wos'd eahm aunschoffst«, setzt er die Anpreisung fort.

»Marschier und moch eahms Bett, gemma«, sagt er zu dem Jungen. Der schaut mich an, dann zuckt ein Lächeln über sein Gesicht.

»Gern«, sagt Gerti. So komme ich in den Besitz eines Sklaven. Gerti putzt nicht nur die Schuhe, sondern er trocknet mich nach dem Waschen von Kopf bis Fuß ab, streicht mir Zahnpasta auf die Zahnbürste, zuckert den Kaffee, streicht die Brote, hilft mir beim Anziehen, massiert mich abends, von den Schultern bis in den Waden, empfindliche Stellen mit der Zunge und den Lippen, er dreht meine Zigaretten und hält beim Spielen meine Karten. Manchmal jage ich ihn unter den Tisch, dann inhaliert er der Reihe nach die Schwänze der Spieler. »I hob a Quaaaaaaaaart«, schreit dann Vickerl, der Kartenhai, und rutscht und zittert und verliert die Übersicht.

»Heast, puda eahm do endlich«, sagt Bernd nach zwei Wochen, »siehst du net, wia den des Oarschloch juckt… wirst segn, daun spurt er no bessa«, sagt er. Einige hören das, und abends, nach dem Lichtabdrehen, ist plötzlich jeder müde und dreht sich unter die Decken. »Host das Oarschloch gwoschn«, frage ich den nackten Schatten, der neben meinen Knien kauert.

»Ja… ich hab die Creme mitgebracht… darf ich dich

einschmieren«, sagt er leise. Er küßt mein Glied, die Eier, die Innenseite der Schenkel… dann fettet er den Schwanz. Er hat einen weibisch runden, haarlosen Körper. Mit den Händen spielt er an meinem Steifen. Mit dem Rücken zu mir gleitet er auf meinen Bauch. Er führt sich das Glied selbst ein. Ein warmer, enger Schlauch, Erregung schießt in mir hoch. Sein runder Hintern tanzt auf meiner Gurke… es schmatzt leise… es schüttelt seinen Körper… er stöhnt… dann schwemmt die Welle in seinen Darm… Ich trete gegen seinen Hintern… ich muß ihm weh tun… er kniet neben dem Bett, wimmert. Dann holt er einen Topf mit warmem Wasser von der Heizung und wäscht mir mit zarten Bewegungen den Schwanz. Dann deckt er mich zu.

»Möchtest du eine Zigarette«, fragt er.

»Los, dreh«, sage ich. Er dreht, gibt sie mir, dann zündet er ein Streichholz an.

»Nau, wi woars«, fragt Harry vom Nebenbett.

»Frog net so teppat, du host ja eh zuagschaut«, sage ich und, »verschwinde«, zu dem Jungen, »ich bin müde.«

Tags darauf brauche ich mir nicht einmal beim Pinkeln den Schwanz selbst zu halten und auszuschütteln. Es ist bequem – vorgewärmte Handtücher – Zucker, Schokolade, Kekse, Wurst, Löskaffee, amerikanische Zigaretten – ich habe keine Ahnung, wo der Junge das auftreibt, vielleicht läßt er sich ficken, höchstwahrscheinlich.

Ich fühle mich wohl, nehme zu, denke nicht, die Tage sind durchsichtig, undeutlich, rasch folgen sie einander.

Der Betriebschef, groß, straff, preußisch, laut, Chef der Prügelgarde der Anstalt, ein größenwahnsinniges Schwein.

Mein Gesicht gefällt ihm nicht. Oder mein Renommee. Oder meine Größe. Oder irgendwas… auf einmal, aus heiterem Himmel.

»Sie gehen Saustall ausmisten«, sagt er zu mir. Mit drei anderen

schickt er mich zum Schweinestall. Die Mistgrube ist sieben Meter lang, drei Meter breit und drei Meter tief. Jetzt ist sie einen Meter über den Rand voll. Der Dreck ist festgetreten. Man gibt uns andere Kleidung, dann los. Bis zu Mittag haben wir die Hälfte geschafft. Neben mir keucht ein Zuhälter. Er wußte nicht einmal, wie man den Dreck lockerte. Ich auch nicht. Wir haben Blasen an den Händen und die lästerlichsten Flüche im Mund.

Schweinescheiße stinkt wie Katzendreck, nur noch intensiver. Gegen vier sind wir fertig. Alles stinkt. Die Zigarette, das Wasser beim Duschen, die anderen Klamotten.

Gerti wäscht mich noch einmal mit lauwarmem Wasser. Dann massiert er mir die schmerzenden Muskeln, als er mir das Glied küßt, trete ich ihm ins Gesicht.

»Schleich dich, i bring net amoi an Finga hoch«, sage ich matt. Vickerl sitzt am Tisch und jongliert mit den Karten. Er ist klein, schwarz und hat unglaublich schnelle und gewandte Finger. Er zaubert mit den Karten. Sein psychologisches Ablenkungsrepertoire ist eindrucksvoll. Selten, daß seine Hände ohne ein Paket Karten sind. Er läßt die glänzenden Kartonrechtecke durch die Luft schwirren, Brücken schlagen, verschwinden, zieht sie aus dem Kragen, den Ärmeln, den Schuhen oder aus der Jackentasche des Zuschauers.

Er streicht mit den sensitiven Fingerkuppen über die Blätter, als würde er sie beschwören oder könnte ihnen befehlen oder mit ihnen sprechen. Er ist Berufsspieler und Einbrecher aus Leidenschaft.

»Waun i in da Fruah mit da Toschn volla Göd aus ana Hittn kumm, razt'smi, ob i des Schloß aufmochn kaun… EWE Schlesser hob i jeds gesperrt mit mein Zeigl… no jo, di guadn Freind«, sagt er. Ein Freund hat ihn anonym beim Sicherheitsbüro angezeigt, aus Neid wahrscheinlich oder weil ihn Vickerl nicht ›einglodn‹ hat.

Tommy, der Zuhälter, redet aus der Schule, »mit an Zwarahoiba homs mi aufagschickt noch Stan, sechs Monat hot di Oide ghoitn, daun is beule gaunga, vuriche Wochn hot ma da Fritzl gschribn, si is in Lübeck auftaucht, im Puff, er hot ihr glei a fest's Deputat gebn, waun a moi ohoin kummt, zaat'as mit owa«, sagt er. Er hat noch vier Zähne, kaum Haare, sieht aus wie das Rumpelstilzchen, ein Satz ist ordinärer als der andere ~ trotzdem kann ich ihn gut leiden.

»Du muaßt di ois Strizzi einidrahn, Oida, de anzig krisnsichare Hockn, ollas aundare is Oarsch… foar ma mitanaunda noch Deitschland… host scho mitn Jancsi gredt… der foahrt a ummi… do roit a aundara Rubl ois wie bei uns… kaunst ma glaum«, sagt er und nickt bekräftigend in die Runde.

Sie räkeln sich auf den Betten, Rauchschwaden treiben unter den Lampen. Sie renommieren und essen, lachen und furzen… dreihundert Worte, damit kommt man aus, mehr sticht grell aus dem Alltäglichen, verlangt Aufmerksamkeit, Denktätigkeit. Ist abzulehnen.

G. F. Unger ist der Topautor, dicht gefolgt von Allan Wilton und Asterix, sie reden von Pistolen, wie Blinde von der Farbe, jeder hat schon… und nicht einmal, nein vielmal… denn hier ist das wichtig… und wer darüber nichts weiß… sitzt auf der Dauerschaufel… hängt im Häkerl…

»Wos, du kennst ka Puffn, nau wos mochst'n du, schiaßt mit Roßknedln«, sagen die anderen, und deshalb hat auch er, jeder, eine Waffe. Gerti schneidet mir die Zehennägel und schält mir die harte Haut von den Fersen.

»Wenn du nicht mehr da bist, lasse ich mich von keinem mehr ficken«, sagt er leise.

»Du, mir ist das egal«, sage ich abwesend. Was Reaktionen wie Frauen – oder lege ich alles nur deshalb für weiblich aus, weil ich

irgendwo unsicher bin. Homosexualität – Homo und Juden, sagte mein Vater immer, sind der Auswurf der Menschheit… Blödsinn, aber wenn man es so oft hört, wie ich es gehört habe, bleibt ein leises Scharren, so eine undeutbare Befremdung, die manchmal hochkommt… ich drücke den Kopf des Jungen gegen meinen Schwanz.

Leck mich am Arsch, alter Herr, wenn die kleinen Homos nicht wären, hätte ich mich vielleicht schon kastrieren lassen, oder selbst kastriert, wie der Weinwurm, der sich eine Scheibe runtergeschnitten hat und fast verblutet ist.

»Du hast mir das Lebenslang eingebracht… weg mit dir«, hat er seinen Schwanz angebrüllt und daraufloslosgeschnitten.

Harry erzählt mir von einer Dirne, die ihm die Syphilis angehängt hat, und wie er sich gerächt hat.

»Eine Zigarette auf jeder Brustwarze ausgedrückt und drei auf der Stirn«, sagt er und drückt langsam genußvoll seine Gedrehte am Bettrand aus.

»Achtzehn Monate hab ich dafür bekommen, aber die waren es mir wert«, setzt er hinzu. Ich schüttle den Kopf, ganz verstehe ich diese Rechnung nicht.

»Kohlenschaufeln, die drei da«, sagt der Betriebschef, als zerbeiße er Glassplitter. Ich gehöre natürlich dazu. Das Kreuz schmerzt und der Mund vom Fluchen. Die Hände, die Arme. Der Beamte steht daneben, treibt an. Ich sehe unten Bernd vorbeigehen, er winkt zu mir. Er geht in den Raum, wo die Strohsäcke gestopft werden. Er läßt sich einen blasen, der dort beschäftigte Gefangene ist Spezialist. Er übt diese Tätigkeit hauptberuflich in Freiheit aus, als etwas ältlicher Strichjunge.

»Auf'd Nocht kemma uns die Ferschn mit de Haundflechn doppeln«, stöhnt Vickerl neben mir.

»Waun meine Baana draussn net aunzahn, schick is zum Bauan

und ins Beagwerk, zum Ausmisten und Koingrom«, knirscht er etwas später. Altpapier auf Ballen von hundert Kilo gepreßt, wird am Tag darauf verladen. Vickerl und ich sind selbstverständlich dabei. Er schleppt mit verbissenem Gesicht.

»Wos is mit ana Saundaratiaun – dea Sterzprigl steht do und schaut teppat, bei eichan Fressn san ma di Zend ausg'foin, de Hoar und jetzt werm ma de Jad ofoin… schau da'sd wos zum Fressn bringst, sunst kummst ins Heim.«

Vickerl läßt seinen sechzehnten Ballen von der Schulter rollen und redet zu dem jungen Beamten hin, der neben der Tür steht und sich den Mantelkragen zum Schutz vor dem schneidenden Wind hochgestellt hat. Der Grüne zieht es vor, sich taub zu stellen.

»Steh und die Hand im Sock hom, und stinkfeu sei, des anzige, wos de Kas kenna, am liabstn lossatn'sa si no scheißn trogn… do soin mia oarbeitn lerna… i scheiß auf eich Vegln«, hetzt Vickerl weiter. Andere lachen. Der Beamte geht. Er beschwert sich beim Chef. Der schickt eine halbe Stunde später den Schreiber mit vier Stück Wurst. Fingerdick und eine Spanne lang. Vickerl murrt unzufrieden. Gerti bringt mir Semmeln. Er hat sie in der Bäckerei geklaut. Von frischer Luft war bis dato bei dieser Beschäftigung nur wenig zu merken… außer das Antreten zum Zählen…. bis die Ohren in der Kälte singen, mit blauroten Händen…

Abendessen – stinkende Kohlrüben.

»Los, gemma, hoits eich des Essn«, schreit der Beamte von der Türe. »Dieser Dreck ist nicht zu essen, riechen Sie das nicht«, sage ich. Ein Silberspiegel kommt von der Nebenzelle.

»Nehmans de Schoin und schauns, daß vaschwindn, hetzn's de Leit net auf«, brüllt er.

Achtung, Junge. Ein Gefangener darf immer nur für sich sprechen, sonst ist es Aufwiegelung zur Meuterei… da gibt es verdammt harte Zusatzstrafen – also vorsichtig.

»Ich spreche für mich. Dieses Nachtmahl ist ungenießbar. Zufällig sind die anderen auf der Zelle meiner Meinung, dafür kann ich nichts«, sage ich sanft. Wenn sie brüllen, schreien, toben – leise sein, höflich – dagegen wissen sie keinen Rat – dieser auch nicht. »Na jo, mia wem des hoit mödn«, sagt er puterrot und wirft die Türe zu. Der Abend schleicht. Gerti liest mir vor – ein eingeschmuggeltes Buch – ›mich wundert, daß ich so fröhlich bin‹.

»Sie bleiben auf der Zelle«, sagt der Beamte am anderen Morgen. Er gibt keine Erklärung dazu. Ich begreife. Packe meinen Binkel. Gerti weint. Ich gebe ihm eine Ohrfeige. Dann marschieren sie ab. Ich gehe in der ruhigen Zelle auf und ab.

»Ich will Sie nicht wegen einer Anstiftung zur Aufwiegelung bestrafen«, sagt der Major, »nachdem Sie sich einsichtsvoll gezeigt haben… das letzte Mal«, er zögert. Ich hatte meine Beschwerde wegen des Hemdes einfach nicht mehr verfolgt… einen schriftlichen Bescheid hatte ich nie bekommen.

»Nun, ich verurteile Sie zu sieben Tagen Einzelhaft«, sagt er dann.

Damit diese Mißgeburt einen Namen hat… damit ich bestraft werde… damit der Macht Genüge getan ist, dem Recht…

Ich stehe am Gitter. Sieben Tage… ein bißchen warten, gehen… dann ist es vorüber.

Ost 2 Zelle 9 Bürstenbinderei. Neue Gesichter, neue Geschichten. Georg erzählt, wie er seine Frau vom dritten Kind entbunden hat, ein kurzer Druck, ein Paket in Nylonpapier in einer Praterallee weggeworfen… jemand hat ihn beobachtet… fünf Jahre, seine Frau hat eines… die Kinder… er weiß nicht, wo sie sind.

»Was hätte ich denn tun sollen… die Schulden…«, er ist sehr still und bedrückt. Er ist erst wenige Wochen hier.

Dann werde ich überraschend nach Wien überstellt. Am 28. Mai 1967.

Mittersteig – Sonderanstalt im Strafvollzug – eine weißlackierte Eisentür und Panzerglas – psychiatrisches Gefängnis für potentielle Selbstmörder, Marodeure mit Stehvermögen, Neurotiker und Simulanten, Psychopathen und Irre… Sanfte und Aggressive, Gleichgültige und Nervöse… Einzelzellen und weiße Wände, Radio und Fernsehen, Superessen und psychologische Betreuung, Gruppendynamik für Mörder und Räuber, Diebe und Betrüger – nebeneinander, und Welten zwischen ihnen. Ihr verbogenes, wehrloses, zertretenes, manipuliertes, gärendes, verzweifeltes Selbst – der Selbstbeschädiger und der Querulant, der Idiot und der Dichter, der Süchtige und der Pädophile – geschultes Personal und ärztliche Betreuung, Gitter und fünfzig Quadratmeter Steinplatten, der Spazierhof mit etwas Grün in der Mitte – Führungen und Pingpong-Raum, Schwule, Milch und Einsicht in die Damentoilette am Gericht nebenan.

Zwanzig Häftlinge, Patienten im Strafvollzugsreglement, penetrante Toleranz und abends, nach dem Einschluß, der Bauchladen mit den bunten pharmazeutischen Herrlichkeiten, grün, gelb, blau – Valium, Truxal, Mocadon und dem geheimnisvollen, nicht etikettierten ›Hofftrankl‹, ein Arzneiglas – nach fünf Schritten kippst du aus den Schuhen. Chemische Planierspachteln für Tobende, das ›surfing‹ für die Süchtigen, Gleichgültigkeitsmedizin für die übrigen. Symptome werden aktiviert, produziert – Kopfschmerzen von der Stirn bis zur Basis, Depressionen und Schlafstörungen, Alpträume und Halluzinationen, Aggressions- und Potenzstau, niedriger Blutdruck und Schmerzen aller Art. Die Motive liegen nah – die halbnackten Mädchen gegenüber am Fenster des Pensionats, die mit Feldstechern die Gefangenen beobachten und Gegenleistungen bieten – sentimentale Musik, Onanie und Homosexualität, Perversion und in die Unendlichkeit gestaffelte Zeiträume,

knallende Autotüren und johlende Betrunkene aus dem Beisl an der nahen Straßenecke, Klaustrophobie und nickende Blumen am Fenster im Nachtwind, Jodscheinwerfer, die die Dunkelheit zerpflügen, ein starres Lichtkorsett um das schwarze Gebäude legen. Vakuumstunden nach Koffein und Tranquilizerorgien. Zittern der Hände, der Nerven, der Sekunden und des Lichtes – multipliziert mit der Angst, potenziert mit der Einsamkeit, komprimiert durch Unsicherheit und sexuellen Drang. Stochern der aufgescheuchten Reflexe im nächtlichen Brei, Blockierung, Sehnsucht und keine Sprache für die Vielfalt des nicht zu Sagenden…

Willi, der brüllende Dickwanst mit den wandernden Nadeln im Körper. »Huuuuu, ich bin ein Vogerl«, schreit er und läuft mit ausgebreiteten Armen über den Gang – im Truxalrausch.

Roland, der blasse, aggressive Meistereinbrecher, zeitweise tobsüchtig, großmäulig und clever.

» Rot wüll i de Wand segn, ausmoin wer ma«, brüllt er beim Brausebad, schneidet sich mit der Rasierklinge in den Oberarm.

Horst, ausgemergelt, uninteressiert, von zeitweilig schwelender Unruhe zerrissen, vierzehn Magenoperationen, um verschluckte Gegenstände zu entfernen. »Amoi muaß i sowiso okrotzn«, sagt er und spielt – mit einem Drahtstück.

Hermann, zart, feminin, scheu, er arbeitet an einem Buch, schreibt daneben Lyrik. »Es dem Gehirn begreiflich machen, das hier, täglich«, versonnen lächelt er zu mir, weichmundig, verschlossen, von der Schreibmaschine.

Helmut, wachsam, forsch, verschlagen, spielt Mann, fickt die kleinen und großen Schwulen.

Gerhard, lieb, dumm, schwul.

Franz, rundarschig, tablettensüchtig, ängstlich, schwul.

Harald, gepflegt, distanziert in normaler Phase, Schachspieler,

Ingenieur. »Ich bezahle dir zweihunderttausend Schilling, wenn du mich hier herausholst«, sagt er mit flackernden Augen, zu jedem – ein Paranoiker.

Fritz, dünn, endlos, gespenstisch, triefäugig und vergeßlich. »A Schuß dräust, und dea Scheißdreck schwimmt weg«, sagt er, der Drogensüchtige.

Pepi I, zwergwüchsig, komplexzerfressen, rauflustig und ergeben, in den Anstaltsbetrieb integriert.

Pepi II, vibrierend, brutal, voll Haß und Unruhe.

»Hülfst ma beim Aussisageln«, sagt er zu mir.

Roman, weibisch, affektiert, mit Neigung zur Geschlechtsumwandlung, intrigant, liebt zarte Gerüche, zarte Wäsche und einen kräftigen Schwanz im Hintern, mit Hermann verfeindet – Hauptautor und Akteur im wöchentlichen Psychodrama.

Turl, mein Zellennachbar, Attraktion der Anstalt.

»Krieg ich den Brief?« hat er den Direktor einer Strafanstalt gefragt, als man ihm wegen eines Disziplinarvergehens seine Post vorenthielt. »Nein«, sagt der. Turl zog einen geköpften Nagel aus der Tasche, knöpfte sein Hemd auf und drückte sich den Nagel unter dem Schlüsselbein in die Brust, auf solche und ähnliche Arten kam er zu dreizehn Nägeln in der Brust, er schnitt sich die Arterien an den Armen auf, er schluckte ganze Bestecke, aß Rasierklingen und Glasscherben, spritzte sich das Sputum von Lungenkranken in die Lunge, Benzin in die Kniegelenke – braucht ständig jemanden, der ihm zuhört, klopft nachts um drei Uhr gegen die Wand.

»Hast du Hunger, ich habe Butter und Semmeln und Kaffee«, sagt er und möchte nur reden; haßt und liebt den Arzt, bei dem er in Therapie ist, mit gleicher, ständig wechselnder Inbrunst, muß überall Mittelpunkt sein, onaniert sechsmal am Tag, zeigt sein nacktes, monströses Glied zu den Mädchen im Nebenhaus hinüber,

weint und schreit, rechthaberisch und durchtrieben, einsam und flehend, stiehlt und schenkt in einer Bewegung, lügt und redet, fantasiert in Hingabe und Selbstbetrug, bohrt Löcher in die dicken Milchglasscheiben der Gangfenster, steht stundenlang am Hocker, beobachtet die Frauen über den Hof auf der Rückseite der Anstalt beim Umziehen, beim Kochen und beim Pinkeln, weiß die Farben der Unterwäsche der Gerichtssekretärinnen, öffnet sich mit den Fingern die Operationswunde am Bauch, wird bewußtlos, die Gedärme schlängeln glitschig über die Decke. Er überlebt und träumt von einem Mädchen mit langem schwarzen Haar und blauen Augen, dann eitern die Nähte, Rippenresektion, Drains, Todesangst und feuchte Hände. Tage später wirft er Scheißdreckklumpen hinter Ärzten und Pflegerinnen her, schreit und brüllt, tobt und geifert, landet im Irrenhaus, wird niedergespritzt, schläft aus der Zeit, dem Unerträglichen.

Jetzt ist er hier. Er klopft. Es ist acht Uhr abends, die Stunde des Schneidens und Schluckens und Fickens und Stehens am Fenster und Träumens in die Samtluft.

»Kommst du zu mir auf eine Partie Schach«, fragt er, »ich läute an, daß dich der Beamte herüber läßt.«

»Ja«, sage ich.

Kurze Zeit später öffnet ein Beamter mit Fuchsgesicht meine Zellentüre.

»Der braucht wieder einen Gesprächspartner, hast du Lust«, sagt er. Turl hockt am Bett im Türkensitz und rührt einen Kaffeebrei, zwei gehäufte Eßlöffel auf ein Glas – eine der üblichen Bomben. Bringt Euphorie und gerauhte Aggression. Ist Elixier und Stimulanz, magenmordende Fantasiepeitsche und Illusionsgenerator, unentbehrlich, notwendig, erschlichen, ertrotzt, eine Anleihe von draußen, der Sprung über die Mauer, die Traummaschine, ein Teilchen Leben, direkt und unmittelbar, im

Gehirn, im Schwanz.

Kleine Schlucke, warten und schweigen, bis die Wirkung kommt, einströmt, sich ausbreitet, die Dimensionen biegt, die Pupillen einengt.

»Er weiß, daß ich dabei kaputtgehe«, sagt er.

»Wer«, sage ich.

»Der Arzt«, sagt er.

»Du gehst kaputt?« sage ich.

»Ja, ich schaff die Therapie nicht, ich will aufspringen, ihm ins

Gesicht springen, dann sitz' ich wieder und heule mit ihm, dann ist er alles für mich, alles, verstehst du, und ich lüge ihn an und sage ihm, daß ich ihn angelogen habe, und er lacht nur, er hat so wenig Zeit. Was ich jetzt sagen könnte, jetzt, wo die Mühlen hinter der Stirn mahlen. Angst, verstehst du, Angst habe ich, ganz verschissene Angst«, sagt er.

Lichtfunken und flimmernde Sterne, Abend im Frühling, weiches, helles Lachen von der Straße und ›Yesterday‹ aus dem Radio.

»… ich kann es nicht angreifen… es ist da, daß ich morgen nicht mehr den Mut habe, ein Besteck zu schlucken oder dem Roland eine aufs Maul zu klopfen, daß ich umfalle, hilflos bin…«, sagt er.

»Und was bist du jetzt?« sage ich.

»Aber verstehst du denn nicht… jetzt ist doch er da, aber die Scheißanderen drängen sich dazwischen, die vergönnen mir die Vertrautheit nicht, daß ich der Wichtigste bin… aber du weißt es ja, ich kann ihn in der Nacht rufen lassen, bei mir kommt er immer… du weißt es ja, ja?… du hast es ja das letzte Mal selbst gehört, wie er gesagt hat, der Turl, mein Sorgenkind… ich kann ja machen, was ich will… nur wie ich auf der Augenklinik die Linsen für einen Gucker gestohlen hab, hat er sie mir weggenommen, aber sonst kann ich alles tun…«, sagt er. Wie ein Schwall strömt es aus seinem Mund, zwischendurch trinkt er, raucht, fahrig und hastig, dann

weiter, Monologe, konstruierte Dialoge mit dem Therapeuten. Haßtiraden gegen die übrigen, Stunden um Stunden. Ich brauche nicht zu antworten. Er genügt sich im Gespräch, braucht nur meine Anwesenheit.

Ich liege in meiner Zelle auf dem Bett. Es ist zwei Uhr. Noch einunddreißig Tage bis zur Entlassung. Juli, glühende Luft. Heiße Haut, Sehnsucht bis in rote Kreise, zerteilt von zitternden Brüsten, glatten, feuchten, weichen Körpern, gewölbten Lippen, müdgeschaute Augen, Duft und verschwommener Großstadtlärm, Lichtblasen im schwarzen Darüber.

»Was möchtest du tun, nachher«, sagt sie, die Mutter.

»Irgendeinen Job, ich weiß es nicht. Ich habe keine Beziehung zu da draußen, ich muß mir das erst ansehen, brauche ein paar Tage Zeit«, sage ich.

»Sollen wir Ihnen eine Arbeit besorgen? Allerdings, es käme nur eine Hilfsarbeiterbeschäftigung in Frage«, sagt die Fürsorgerin.

»Ich weiß nicht«, sage ich.

Arbeit… habe ich mir denn vorgestellt, ich werde arbeiten… ja, in diesen Jahren habe ich sicher oft überlegt… aber was… ich weiß es nicht… na, erst mal draußen sein…

»Ich habe einen Job in einer Offsetdruckerei für dich«, sagt Mutter beim letzten Besuch.

»Gut, ich werde es eben versuchen«, sage ich. Ich weiß nicht einmal, was Offsetdruck ist.

Turls Tbc ist positiv, er wird auf eine Lungenheilstätte transferiert. Beim Abschied laufen ihm die Tränen über das Gesicht.

»Kannst du mich nicht besuchen kommen«, sagt er.

»Nein«, sage ich. Die grüne Stahltür schließt sich hinter ihm – ein Jahr später stirbt er – nach einer Bauchoperation läßt er sich mit

Wasser vollaufen, getreu seinem Grundsatz – alles kann man mit seinem Körper machen, wenn man nur stark genug ist, ihn mit dem Willen zu beschützen…

Dann beginnen die vierzehn Tage Arrest für die Körperverletzung, das endgültig letzte Teilstück.

Untertags arbeiten einige der Patienten im Erdgeschoß in einem großen Arbeitssaal. Sie fertigen Einlegearbeiten, um vierzig Groschen in der Stunde. Manchmal setze ich mich zu ihnen, zum Plaudern und Rauchen.

»Mia woin in Oarsch gehn«, sagt Pepi zu mir. Er und Roland wollen ausbrechen. Im Erdgeschoß am Ende des Ganges, vorbei an Arbeitssaal und Duschraum, kommt man zur Korrektion. Dort macht der Gang eine Biegung. In dieser Ecke ist ein Fenster. In Kopfhöhe und vergittert. Roland und Pepi sägen abwechselnd mit einem Besteckmesser mit Wellenschliff.

»Hüfst uns sagln?« sagt Pepi.

»Ja«, sage ich. Zwei Stunden säge ich, dann Roland.

Nach dem Spaziergang zu Mittag wollen sie verschwinden. Ich bin der einzige, der davon weiß. Horst ahnt etwas. Er schleicht ständig um meine Zelle. Pepi war so dumm und hat mir vor dem Spaziergang seine Sachen gebracht. Horst hat das gesehen.

Nach dem Spaziergang gehen wir vorsichtig ins Erdgeschoß. Roland öffnet das Fenster, er zieht das abgesägte Gitterstück zur Seite und gleitet durch die Öffnung, hinter ihm Pepi. Ich schiebe an den Beinen, dann ist er weg. Ich schiebe das Gitterstück wieder an seinen Platz und versuche mit weichem Brot und Zahnpasta die Ritze zu verschmieren. Dann schließe ich das Fenster und versperre es mit einem selbstgefertigten Vierkantschlüssel. Die Gitter zwischen den Etagen sind offen. Niemand hat mich gesehen.

Eine Stunde später ist der Teufel los. Die beiden sind verschwunden. Man versucht herauszubekommen, wo und wie.

Abends kommt der Direktor zu mir.

»Sie haben ihnen geholfen«, sagt er.

»Nein«, sage ich.

»Sie haben nur mehr wenige Tage, sonst wären Sie wohl auch verschwunden«, sagt er.

»Wenn ich davon gewußt hätte, sicher«, sage ich.

Dann erscheint eine Amtsrätin mit blasser Haut und dünnen Beinen. »Ich könnte vielleicht eine Arbeit für Sie finden«, lispelt sie. Ich schaue auf ihren hochgerutschten Rock. Mein Schwanz steift sich gegen die Unterhose. Sie blättert in Blättern. Der Rock bleibt oben. Sie redet auf mich ein. Ich versuche zu antworten, der Streifen Haut, schimmernd über den Strümpfen.

»Ich habe plötzlich starke Kopfschmerzen, kann ich gehen«, sage ich. Meine Nägel graben in die Handteller, Sie dreht ein Bein zur Seite. »Schade, ich bin…«, sagt sie… das Höschen… ich schließe die Türe hinter mir… zehn Sekunden noch und ich hätte sie auf den Schreibtisch gelegt und totgevögelt… sind sie verrückt, mit solchen Röcken hier aufzutauchen…

»Sie haben die Frau Amtsrätin sehr gekränkt. Sie hätte Ihnen eine Menge Ratschläge geben können«, sagt die Fürsorgerin am nächsten Tag.

»Malen Sie noch ein Bild, bevor Sie gehen«, sagt der Psychologe. Schwarzer Himmel, eine graugoldene Sonne, eine violette Erde, weiße Bäume stehen am Rande eines grünen Sees…

Einhundert Stunden noch… Blaukraut und Röstkartoffeln, abends den Kamasutra, mit geschwollener Eichel drehe ich mich der Nacht zu…

»Ich möchte dich so gerne abholen«, sagt Mutter.

Nein, ich möchte aus diesem Haus allein hinausgehen… möchte die ersten Stunden für mich sein… möchte mich frei bewegen… sitzen, stehen, gehen irgendwohin… niemand sieht mehr durch

eine Türe, sperrt mich in Räume, bewacht, bedroht mich mit Waffen und Mauern und Gittern und Essenentzug…

Für mich sein… für mich…

Sie würde es nicht begreifen können…

»Jeden Tag habe ich für dich gebetet, jetzt kommst du…«, sagt sie. Ihre Tränen rinnen lautlos auf die Hände.

»Gut, dann hole mich ab. Sonntag, sechs Uhr abends«, sage ich langsam, dann sehe ich zum Fenster und den Farben dahinter.

Feuchte Hände, drei Stunden, dann habe ich es geschafft. Unwichtige Besitztümer, Zigaretten, Kaffee usw. habe ich aufgeteilt. Es ist Sonntag, die Sonne glüht in den Gefängnishof. Ich gehe auf und ab, wie ich es die Jahre über gewohnt bin. Was da draußen wartet, ist Nebel – ich kann es mir nicht vorstellen. Da steht dann keiner hinter mir, da ist es egal, ob ich eine Stunde wo lehne, einfach gar nichts tue, bloß so sitzen, schauen, niemand befiehlt, ordnet an – Scheiße –, ich kann mir das gar nicht ausmalen. Oder wie es sein wird, ein Mädchen anzugreifen – tausendsiebenhundert Tage ohne Frau liegen hinter mir –, die Hände bleiben feucht, ich wasche sie zum drittenmal in dieser Stunde mit Seife, dann reibe ich sie trocken. Ruhig, mein Junge, dreh jetzt nicht durch. Ich stehe bei der Türe, dann neben dem Fenster. Mutter kommt mich abholen, ich konnte es ihr nicht abschlagen, sie hat niemanden. Die ganzen Jahre war sie mich besuchen, hat immer Geld dagelassen und Pakete geschickt, nun will sie mich eben bei sich haben. Ich habe es nicht ablehnen können, ihr einfach nicht sagen können: Mutter, ich bin nicht mehr der Junge, der ich vor fünfeinhalb Jahren war, ich war eingesperrt, verdammt lange, komme aus einer anderen Welt, die verstehst du nicht, die kannst du auch nicht verstehen. Das, was du kennst an mir, ist kaputt, ist nicht mehr da. Das klebt an den Gittern oder an den Wänden der Korrektionszelle, oder ich hab’ es weggeflucht oder ins Scheißhaus gespritzt – es ist

anders, Mutter, als du es verstehst, aber wie dir das erklären… in deine guten Augen, in dein Hoffen, deine Gebete… ich kann es dir nicht sagen.

Um sechs Uhr abends holen sie mich. Zwei Beamte.

»Kommen Sie. Umziehen«, sagt der eine.

Ich gehe zwischen ihnen. Die Privatklamotten. Der Anzug von vor fünf Jahren, Schuhe, Hemd, Krawatte.

»Hier, unterschreiben Sie Ihr Entlassungsgeld«, sagt derselbe Beamte. Vierhundertvierundzwanzig Schilling und achtzig Groschen. Das ist alles – nach vier Jahren. Ich unterschreibe.

»Sind Sie fertig?« sagt der andere.

»Ja.«

Einer geht vor, der andere hinter mir. Ich klopfe im Vorbeigehen gegen einige Zellentüren. Jetzt hocken sie in ihren Zellen und warten, bis mein Schritt verklungen ist. Die schwere Stahltür wird aufgesperrt, dahinter noch eine, ein langer Gang, die Treppen, ein Stockwerk hinunter, die Innentüre, die Außentüre – Ich-atme-bloß-tief-ein – hinter mir dreht sich ein Schlüssel im Schloß.

Gar nichts ist, etwas flau um den Magen, sonst nichts. Für diesen Augenblick habe ich jahrelang Scheiße gefressen, alles hineingeschluckt, auch wenn es manchmal nicht mehr gehen wollte, es mußte gehen. Jetzt stehe ich da und blinzle in die Sonne.

Von zwei Seiten kommen Menschen auf mich zu. Von links Mutter, von rechts zwei Freunde, ehemalige Sträflinge, die mein Entlassungsdatum wissen. Keine Frage, wohin ich gehen sollte – ich spreche ihre Sprache, denke ihre Gedanken…

Ich umarme Mutter, dann wende ich mich an die beiden.

»Ihr seht meine Mutter…«

»…ist klar, schade, wir haben uns eine Menge für dich ausgedacht. Das hast du nicht gewußt, aber wir haben ziemlich

gewartet auf dich. Na, macht nichts, auf alle Fälle schön, daß du wieder heraußen bist, tschau.«

Wir schütteln uns die Hände, einen Moment schaue ich ihnen nach. Klar, das wäre mein Weg – dann drehe ich mich um, Mutter streckt mir die Hände entgegen, als wollte sie mein Leben zerquetschen. Bei entfernten Verwandten, jungen Leuten, hat sie mein ›Welcome‹ arrangiert. Ich kenne den jungen Mann von vor langer Zeit; während der Fahrt zu der Wohnung außerhalb Wiens redet Mutter, manchmal er, ich nicht. In der Wohnung warten die Frau und Jutta, sie wurde auch zur Feier des Tages aufgeboten. Ein herrlich gedeckter Tisch, viel Besteck, fünf Jahre durfte ich bloß mit dem Löffel essen. Alle sehen mich betont nicht an.

Meine Hände sind feucht, wie zwei Stunden davor. Ich versuche dankbar zu sein. Es gelingt mir, wenn ich Mutter ansehe. Sie ist froh. Ihr Gesicht ist jung. Jutta starrt mich an.

»Du bist ein Mann geworden«, sagt sie.

Vielleicht bin ich das geworden. Ich glaube es bloß nicht. Hinschlagen können, wochen- und monatelang zu hocken, ohne das geringste zur Ablenkung zu haben, den Haß, die Sehnsucht ertragen lernen, zwischen fünfhundert Knastschwulen, ohne zu verrotten, durchzulavieren – nein, da gehört mehr dazu.

»Ja, ich hoffe es«, sage ich.

»Du hast doch ein Vorbild, einen Mann wie deinen Vater«, sagt die junge Frau.

»Ja, wie mein Vater«, sage ich, dann gehe ich in den Garten, die junge Frau kommt mir nach. Sie hat volle Brüste, das Licht in ihrem Rücken zeichnet die Silhouette ihrer langen Beine bis zum Punkt, wo sich ihre Schenkel schließen. Mein Mund ist trocken, die Hand mit der Zigarette zittert.

»…dein Vater war ein wunderbarer Mensch. Er hat so viel für dich geplant, deine Mutter wird es dir dann erzählen. Ich möchte

dir einen Kuß geben… ich darf doch.« Sie beugt sich zu mir, legt die Hände um meine Schulter, streckt sich auf die Zehenspitzen, »du bist so groß«, ihre Lippen sind warm und weich und trocken.

Meine Muskeln sind hart, unwillkürlich habe ich einen Schritt zurück gemacht, lehne nun gegen eine Hausmauer, meine Haut brennt. Es ist gut, daß es dunkel ist.

»Danke, daß ihr mich so lieb aufgenommen habt.« Meine Stimme zerbricht an den Worten. Ich gehe an ihr vorbei ins Zimmer. Mutter bringt mir ein Glas Mineralwasser.

»Er ist so vernünftig. Er beginnt gar nicht mit dem Alkohol.« Ich halte das Glas. Davon habe ich nichts geahnt. Ich stelle in einem unbeobachteten Augenblick das Glas zu Seite, flüchte in die Musik, die aus zwei Lautsprechern dringt. Stereo – etwas Neues für mich. Ich spüre Juttas und Mutters Augen ständig in meinem Rücken. Ich will aufstehen, fortgehen – für sie ist es richtig. Ich bin da, sie können mich ansehen. Gegen zehn sagt Mutter, sie ist müde. Mutter, Jutta und ich schlafen im Wohnzimmer. Jutta und Mutter auf der breiten Couch, ich auf einer schmalen. Mutter setzt sich an den Rand des Bettes, möchte noch reden.

»Danke«, sage ich und, »wir werden es schon schaffen, wir beide, hm.«

Sie weint dann wieder und geht. Ich drehe mich zur Wand, lange horche ich hinein in das fremde Dunkel. Ach ja, ich bin frei.

Am nächsten Tag treffe ich am Vormittag die Fürsorgerin der Strafanstalt. Sie begleitet mich zu einer Firma, bei der Mutter einen Job für mich aufgetrieben hat. Es ist eine große Offsetdruckerei, wir gehen in das Direktionsbüro im ersten Stock. Der Verantwortliche ist entgegenkommend, mehr noch, verständnisvoll.

»Ja, ich glaube, daß Sie sich hier gut eingewöhnen werden. Sie können auch ganz gut verdienen, es werden eine Menge Überstunden gemacht. Da vergessen Sie bald, wo Sie waren. Arbeit

ist das Wichtigste im Leben, alles andere kommt von selbst. Wo wird er wohnen?« fragt er die Fürsorgerin.

»In dem Heim in der Geblergasse. Er kümmert sich dann anschließend gleich darum, seine Mutter hat ihn schon vor einer Woche angemeldet«, sagt sie.

»Das ist sehr günstig. Das Heim ist ganz in der Nähe. Also, und wann will er anfangen?« fragt er wieder die Fürsorgerin.

»Am Mittwoch, glaube ich, wurde zwischen seiner Mutter und Ihnen vereinbart.«

»Ja, Mittwoch, gut, dann verbleiben wir so.« Er erhebt sich, gibt der Fürsorgerin die Hand, dann gehen wir.

»Machen Sie das mit dem Heim allein?« fragt sie.

»Ja, auf Wiedersehen.« Ich gehe mit schnellen Schritten von ihr weg, die Straße hinunter. In einigen hundert Metern Entfernung ist das Heim. Durch eine Doppeltüre komme ich in einen Gang. Es riecht stark nach Kohl, links an der Tür steht ›Kanzlei‹.

Ich öffne die Türe, hinter einem Schreibtisch sitzt ein junger Mann. »Guten Tag«, sage ich, »mein Name ist N. für mich wurde hier etwas reserviert.«

»Ha, ha, ha, ist das ein Witz«, der Mann lacht, er hat braune Zähne, »hier gibt es keine Reservierungen. Wenn du ein Bett findest, schläfst du eben darin. Nummer 69 ist dein Bett und dein Spind. Durch den Gang rückwärts über den Hof und die Treppe hoch.« Er vertieft sich in eine Zeitung. Ich gehe den angegebenen Weg. Aus einem Zimmer kommt mir ein junges Mädchen entgegen. Ihr Haar ist zerzaust, der Pulli schmuddelig, der Rock kurz. Sie sieht mir nach. Ich gehe über den Hof und die Treppe hoch. Überall liegt Dreck herum, ein penetranter Mief nach Schweißfüßen macht sich bemerkbar. Von der Treppe weg führt ein Gang, links davon sind die Zimmer, rechts an der Wand stehen Spinde. Auf einem der Zimmer steht – Nr. 68-71. Ich öffne die Türe. Im Bett Nr. 69 liegt

einer und schläft. Er hat die Decke bis über die Ohren gezogen. Von Leintüchern kein Spur. Im Raum stinkt es nach Rum. Ich stoße den Schlafenden mit dem Schuh. Er fährt hoch.

»Bist teppat, wos trittst 'n do umanaunda. Ge scheißn und loss mi schlofn.« Er rollt sich wieder in die Decken. Ein unsanfter Empfang, die Bewohner dieses Heimes kommen scheinbar auch aus dem Knast. Ich trete etwas fester zu. Der Bursche fährt hoch und schlägt gegen meine Eier. Der nächste Tritt trifft ihn voll ins Gesicht. Er fällt gegen die Wand.

»Schau dir die Leute an, bevor du sie beschimpfst.« Ich schlage die Türe hinter mir zu, dann verlasse ich das Haus.

Wenn ein Mädchen im superkurzen Mini an mir vorübergeht, stockt mir der Atem. Wie ein Idiot schaue ich dann hinter ihr her, mit schmerzenden Eiern und zuckenden Händen.

Mit Röhrlhosen, wie sie fünf Jahre vorher modern waren, gehe ich durch die Stadt. Kein Mensch trägt heute mehr so etwas. Am Nachmittag gibt mir Mutter Geld.

»Du brauchst doch etwas zum Anziehen, aber kauf dir etwas Vernünftiges, was du zum In-die-Arbeit-Gehen anziehen kannst.«

Ich sage nichts, es würde nichts ändern. Ich kaufe mir eine Hose nach der letzten Mode, dazu eine Jacke – praktisch und solid –, ohne Freude steige ich in die neuen Klamotten.

Abends fahren Mutter und ich nach Hause. Die Jahre, die ich nicht da war. Nichts hat sich verändert, bloß einige Bilder meines Vaters hängen in jedem Zimmer.

»… und wenn du nicht in Wien bleiben willst, dann richtest du dir hier ein Zimmer ein, ganz wie du es möchtest«, sagt Mutter. Die Wohnung erstickt in erinnerungsbeladenem Ramsch. ›Nein, hier werde ich nie wohnen können, genau wie ich da nie zu Hause war.‹ Man sagte eben zu oder nach Hause, doch nichts war hinter den Worten. Am nächsten Tag besuche ich Jutta. Zwischen uns liegt

mehr als die Jahre, die ich weg war und die sie älter ist.

Ich sitze auf dem Sofa, sie gegenüber in einem Fauteuil. Ihre Haut glänzt, der Hals ist faltig, mit den Händen greift sie sinnlos ans Tischtuch. Ich stehe auf, greife ihr unter den Rock, unter das Höschen, sie ist naß. Ein anderer streift sich die Hose ab, Socken und Schuhe, das Hemd. Ein anderer greift an ihre Brüste, steckt ihr den Schwanz in die glitschige, heiße Möse. Ich küsse sie nicht, mein Schwanz ist halb steif – kann ich nicht mehr –, der Strahl spült mich für Sekunden aus der Zeit, dann ist es peinlich, nicht mehr. Sie weint, »ich habe auf dich gewartet« – es ändert nichts, ich gehe.

Am anderen Tag fahre ich in die Stadt, gehe in die Bar, in der meine Freunde sind. Ein dämmriger Schlauch, die Bar ist leer, beim Musikautomaten stehen zwei Nutten.

Kurz darauf kommt Peter, wir geben uns die Hände.

»Ich habe Geld, los, komm«, sagt er. Nach vielen Gläsern Wein und Whisky, anderen Lokalen, ist nichts beweglicher, gewichtsloser. Ich lehne wie ein Sack vor meinem Glas. Dann wieder eine Bar. Ein Mädchen sitzt bei mir. In der finsteren Bar ist sie schön. Langes Haar, viel Fleisch, ein weicher Mund. Sie steckt mir die Zunge in den Hals.

»Kannst du nicht nett dreinschauen, du bist so ruhig…«, sagt sie. Sie trägt ein langes, hochgeschlitztes Kleid. Ich schiebe meine Finger in ihre Spalte. Sie holt meinen Schwanz hervor, reibt daran.

»Du«, sagt sie, »spritz' mir nicht aufs Kleid.«

Ich spritze in ihre Hand und auf den Boden. »Wart«, sagt sie, »ich komm gleich«, dann geht sie. Ich nehme Peter an der Schulter.

»Los, komm, geh'n wir«, sage ich.

»… aber, warum willst du gehen?« Er dreht die Brustwarzen seiner Partnerin, einer fülligen Blonden, zwischen den Fingern.

»Komm«, wiederhole ich. Er zieht die zweite Hand aus der Blonden, er hatte sie zwischen ihren Beinen, läßt die Brust aus und

steht auf. »Okay. Ich gehe mir bloß die Hände waschen, wart auf mich.«

Ich gehe auf die Straße. Es ist Nacht, farbige Lichtkaskaden fallen über mich her. Ich rauche, plötzlich schaue ich in ein lachendes, helles Mädchengesicht – sie ist vorbei, wendet den Kopf, ihr Begleiter zieht sie eng an sich. Der ungewohnte Alkohol drückt gegen die Stirn. Ich werfe die Zigarette in den Rinnstein, dann kommt Peter.

»Gehen wir in die Orchidee, da kenn' ich zwei Hasen«, sagt er. Wieder das gleiche Dämmer, verschlissene Plüschsitze, ein zu serviler Ober; zerknitterte Augen über dem zerknitterten Smoking – alles schäbig – die beiden Animierhasen zu blond, zu routiniert. Was will ich – Ansprüche stellen – das Lachen und das Kotzen warten nebeneinander in der Kehle – los, los… ich will mich besaufen… will dieses Scheißvakuum aus dem Schädel bekommen… Mädchen, küß mich… nicht so, da kommt mir das Essen hoch, so, mein Kleines… langsam, zärtlich, wenn du weißt, was das ist… ja, natürlich, ich weiß, daß du im Geschäft bist, und da hat alles seinen Preis. Die Mädchen schütten den sauren Wein in sich hinein, ich trinke dann Whisky. Meine Blonde hat Grübchen, wenn sie lacht, das macht ihre Schnauze erträglich. Sie ist betrunken – »kommst du zu mir, du küßt so irrsinnig zärtlich, kannst du gut lecken?« flüstert sie, ihre Augen schwimmen, ihre Fut ebenfalls. Ausfluß oder Erregung. Ich tippe im stillen auf eins plus zwanzig Prozent zwei. Plötzlich springt sie auf, ich mit, sie hat meinen Schwanz nicht losgelassen. Der Ober klärt servil den Zwischenfall. Peter bezahlt, die Mädchen kommen mit uns.

Peter steckt mir tausend Schilling in die Rocktasche.

»Für morgen, meine Telefonnummer hast du, ruf mich an, tschau.«

»Mach ich, tschau.«

Das Mädchen wohnt nur ein paar Schritte weit. Ihre Wohnung ist klein, aber sauber. Auch eine Dusche gibt es. Sie kocht Kaffee, ich dusche. Sie schaut mir zu. »Warum bist du so weiß, jetzt mitten im Sommer, warst du im Hefen?« fragt sie.

»Ja, stört es dich«, sage ich langsam.

»Wie lange warst du eingesperrt?«

»Fünf Jahre mit drei Wochen Ausgang zum Bundesheer«, sage ich.

»Fünf Jahre – und seit wann bist du heraußen?«

»Seit vier Tagen«, sage ich.

Sie küßt meine Schultern, die Brust, den Bauch, das Glied, dann zieht sie mich zum Bett. Ich liege auf dem Rücken. Sie zündet mir eine Zigarette an.

»Ich bring' dir den Kaffee«, sagt sie und geht. Ich trinke, dann lösche ich die Nachttischlampe. Ein Autoscheinwerfer malt den Schatten eines einzelnen Kreuzes gegen die Wand. Es ist vorbei, keine Gitterschatten mehr an den Wänden. Es ist vorbei, kein Guckloch mehr in der Türe, kein Schlüsselklirren, der Ring lockert sich. Ich lehne im Polster, das Madchen steht im Türrahmen, ich knipse die Leuchte an.

Ihre Haare sind lang und blond und seidig. Ihr Gesicht ist nun klar, mit großen Augen, einem schweren Mund. Ihre Brüste schimmern durch das Baby Doll.

»Komm her«, sage ich. Meine Hand greift ihren festen Arsch. Ich streife den dünnen Fetzen von ihrem Körper, langsam – wie lange habe ich doch darauf gewartet – streifen meine Lippen von Haut zu Haut. Meine Zunge ist auf Poren und weichem Haar und Zähnen und Feuchtigkeit. Ich habe Zeit – alle Zeit –, die Sehnsucht ist in der Kehle, in den Händen, den Fingerspitzen. Das Mädchen zittert, lächelt, es geschieht ihr für sich – mir ist es Beginn – Urgeschehen – mein Schwanz ist hart in ihrem Mund, ihrem Körper, zwischen den

Brüsten, unter den Armen, im Arsch – ihre Nägel krallen in meinen Bauch, den Rücken – sie schreit in mein Stoßen – dann falle ich in ein heißes, schwarzes Loch – der Blitz spaltet mein Begehren – ihre Zähne sind in meiner Schulter – ein Gemisch von Votze und Scheiße und Sperma schmiert in mein Denken – Haar liegt auf meinen Augen, ein Schimmer Licht, die rosa Warze vor meinem Mund.

Der Druck ist fort. Es ist kühl an meinen Schläfen. Mein Gesicht ist vergraben in Haut.

»Woran denkst du?« fragt sie.

»An nichts«, sage ich.

»Gibt's dich eigentlich – deine Hände- und das andere?« sagt sie.

Ich sage nichts. Sie liegt, das Gesicht zwischen meinen Händen, mit satten, dummen Augen. Ohne Wollen wandern meine Lippen über ihr Gesicht.

»Bleib da… du, bleib da… bei mir… ich bin ganz allein…«, sagt sie.

Ich drehe den Kopf tief in die Polster, spüre nur noch viele kleine, flatternde Küsse – »du bleibst da, ja…«, sagt sie, weit weg – ein heller Schacht… ich bin nicht mehr im Gefängnis.

Ich bin wach, und ihre Hand rutscht von meiner Schulter, liegt haltlos in der Decke. Sie lächelt, und wir frühstücken ohne zu reden, dann waschen, rasieren – stolz bringt sie einen Apparat, Pinsel und Klingen –, sie lehnt beim Fenster, lacht in die Sonne, dann zu mir her.

»Sag, hast du eigentlich Geld? Wenn man da rauskommt, hat man doch nichts«, sagt sie.

»Wenig, aber was interessiert das dich?« sage ich.

»Ach«, sagt sie, »nur so.«

Ich stehe hinter ihr am Fenster, die Sonne ist warm auf meinen Händen. Ich sollte schon arbeiten. Seit gestern morgen. Ich werde

eine Woche später beginnen und sagen, ich hätte noch einiges zu erledigen gehabt. Später auf der Straße hält sie meine Hand. Sie kauft mir Hemden und Jeans und Schuhe.

»Ich will dir etwas schenken. Ich bin glücklich, laß mich doch!« sagt sie und bleibt vor der Auslage eines Juweliers stehen.

»Eine Uhr brauchst du auch«, sagt sie und zieht mich in das Geschäft. Mir fehlt eine Uhr nicht, aber meinetwegen.

Dann essen wir in einem hellen Gasthausgarten. Ich trinke Rotwein, ein Baum prägt Schatten auf ihr Kleid. Autos hupen von der Straße. Es war doch nur ein unmerklicher Schritt bis hier, der Tag ist ein weicher Teppich, jedes Danach ist lebensweit dahinter. Lichtsplitter funkeln am Uhrglas. Der Rotwein spült Schärfen aus dem Bild.

Später telefoniere ich mit Peter. Was er sagt, »die Helga vom Biedermeier möchte dich unbedingt sehen«, dringt nicht über den Rand.

»Ja«, sage ich und »vielleicht am Abend«, dann hänge ich ein. Der Wein liegt voll im Mund. Rauch wischt über Farben und Worte. Wir gehen in ein Kino – ›Die Nacht der Generale‹ – Dirnenmorde eines Schizophrenen – Blut unter dem Türspalt. »Liebst du mich?« flüstert das Mädchen, ihr Mund klebt neben meinem Ohr. Die Leiche in Supercinemascope – der General hat die Dirne erstochen, wer sagt das… das Drehbuch… vielleicht hat er, der General, nur gesagt, »ich will dich unter der Achsel oder zwischen den Rippen ficken, ich mache mir meine Votze, wo ich will«… vielleicht war es so… Ob ich dich liebe – nein, du hast mir einen Stein für das Mosaik gegeben, die anderen Steine werde ich suchen, manchen werde ich finden – aber das Bild wird immer unvollständig bleiben. In den vielen Jahren wird der Pinsel zu perfekt, die Beziehung zur Realität fehlt, wenn du ihr dann begegnest, ist es zu wenig – es kann nur eines sein – aber du weißt doch von allem, oder weißt du

von gar keinem. Es ist verwirrend… ich kann es nicht festlegen, aber ich liebe sie nicht.

»Nein, ich liebe dich nicht«, sage ich.

Tropfen an den Wimpern, sie reibt mit der Hand, dem Taschentuch. Auf der Straße küßt sie meine Wange.

»Ich warte auf dich. Du weißt ja, wo ich wohne, und du hast mich nicht gefragt, aber ich heiße Manuela«, sagt sie, im Gehen schon. Ich stehe allein mit den Paketen.

Ich suche in der Tasche nach Zigaretten, da ist ein Geldschein, tausend Schilling, aber in meiner Jacke steckt noch einer, der von Peter.

Lieb von ihr, Nutten haben ein breites Herz. Morgen werde ich sie wieder besuchen.

In Hotel Urania nehme ich mir ein Zimmer. Baden, umziehen, dann fahre ich ins Biedermeier oder wie es jetzt heißt ›Cafe Schatz‹. Erna, die gute alte Eule, steht hinter der Bar. Im schmalen Vestibül vor dem Barraum räkeln sich Monika, Mia und Trixi, heißgetakelte Dirnen, die hier tagsüber auf ›Herren‹ warten.

Die Bar ist leer. Ein Pudel steckt seine feuchte Nase in mein Hosenbein. Der Hund gehört Mia. Er ist ebenso strohdumm wie sie. Manchmal zuckt er und fällt ohne ersichtlichen Grund auf den Rücken.

»Geh zum Hundepsychiater mit ihm, er hat einen Dachschaden«, sage ich. Sie wird böse, wer ihren Hund beleidigt, kränkt sie persönlich.

»Wos vastehst du von an Pudl, wias di eindraht hom, hots jo de Rass no goar net gebn«, keift sie zu mir.

»Auntrentztе, loss mir mit dem Oarschlochhund in Ruah, der muass jo teppat sei, wauna mit dia lebt, dea hot nua net dei primitive Kaunstitutiaun und deswegn hauts eahm umdrerd, begreifst du des, du hirnloses Dirnentier – na, an Dreck begreifst

du. Geh, Erna, gibt mir noch was zu trinken, de Gschissane mocht mi miad mit iam Krambambuli«, sage ich und trinke einen Weinbrand.

Mia mault vor sich hin, Monika streckt endlose Beine in einem fast nicht vorhandenen Mini und gähnt. Trixi fragt mich nach einem Arzt, der Abtreibungen macht.

»Ich werd schauen«, sage ich. Ich kenne da einen, der hat vierhundert Abtreibungen gemacht, er müßte auch schon aus dem Knast heraußen sein. In einem meiner Briefe, die ich aus dem Gefängnis gebracht habe, steht seine Adresse.

»Wann kommt die Helga«, frage ich.

»Die is beim Friseur, vielleicht kummts in ana Stund«, sagt Mia und spreizt die Beine bequem. Der Hund streckt die Schnauze an ihr Höschen.

»Der wird dir einmal den Juden abbeißn«, sage ich. Sie lacht.

»Wasst wie guat der leckn kann, der hot an Zunganschlog wira Eidaxl«, sagt sie. Sie lachen alle. Ich gehe in die ›Fiakerbar‹ nebenan. Der Loisl, ein Bekannter, steht am Gehsteig, lehnt gegen ein weißes Auto.

»Servas, schen dasd wieda do bist.« Er hat fünf Jahre hinter sich, wegen einer Notzucht, die man nie bewiesen hat, aber man weiß ja, wie so etwas von der Polizei gedreht wird.

»Servas«, sage ich und gehe ins Halbdämmer der Bar. Einige Zuhälter spielen Karten. Jancsi, der clevere Ungar, stützt sich auf den Tresen. Peter ist nicht zu sehen.

»Servus, trink ma wos«, sagt er in weichem, ungarischem Wienerisch, und »du druckst di jetzt a eini ois Strizzi. Host scho a Oide? Wia ma di oghoit hom, woarn do drei Wuchtschnitzln, richtige Stuatn, a trum Duttl, a hocha Oarsch, scheene Lauf, a potzn Schedl… warum bist net glei kumma, de ane is beule, die aundern zwa san noch Deitschland gfoahrn. I foahr a nexte Wochn, kummst

mit«, sagt er und schiebt mir einen Weinbrand her.

»I mecht vurher no mitn Helmut redn«, sage ich und trinke.

»Brauchst a Puffn, jo, guat, bring i da muagn«, sagt er. Wir reden noch eine Weile über die Huren und übers Geschäft.

Ich gehe aus der Bar, das Stück zum Lugeck. Etwas verwundert schaue ich auf die Gutenbergstatue über dem Brunnen. Die Tauben haben ihn immer noch nicht zugeschissen. Durch die Ertlgasse schlendere ich zum Bauernmarkt, zum Petersplatz, biege dann in den Graben ein. Vor dem ›Chattanooga‹ treffe ich zwei Bekannte. Mit einem von ihnen gehe ich ein Stück gegen den Stephansplatz.

»… wenn du mir das Bild morgen gibst, kannst du in zwei Tagen den Führerschein haben, also um zwei im Schwedenespresso«, sagt er.

Im Chattanooga ist es heiß. Ich sitze an der Bar, der Wodka ist ungewohnt, ich schaue ins Geschiebe der Tanzenden. Ich warte auf eine langsame Nummer, dann hole ich eine langhaarige Schwarze mit steilen Brüsten.

Mein Schwanz steift sich in ihren Schritt. Sie zögert einen Augenblick von mir weg, dann schmiegt sie sich eng an mich. Das Blut spült die Musik aus meinen Ohren – dann ist die Platte zu Ende –, sie geht lächelnd aus meinen Händen zurück an ihren Tisch. Ich hole sie später noch mal, doch die Musik tötet den Versuch zu sprechen. Ich streiche über ihren Hintern, ziehe sie eng an mich. Ihr Mund ist weich und heiß. Ich dränge sie zur Bar.

»Da kommt mein Begleiter«, sagt sie und deutet über meine Schulter. Ein junger Mann, etwa fünfundzwanzig, ziemlich breit gebaut, offenes Gesicht, bahnt sich einen Weg zur Bar.

»Komm, Doris!« sagt er und sieht dabei mich an. Ein klarer, sauberer Junge mit weißen Zähnen. Ich drehe ihm den Rücken zu.

»Geh mit ihm, er paßt besser zu dir«, sage ich zu dem Mädchen. Sie macht ein bißchen große Augen.

»Also dann, tschüß«, sagt sie. Er nimmt ihren Arm.

Sie gehen zur Tanzfläche. Über seine Schultern lächelt sie mir zu. Dann steht Helmut neben mir an der Bar. Er kostet das Wasserfarbene in meinem Glas, schüttelt sich.

»Einen großen Cognac«, sagt er zu dem Wesen, welches, nur aus Dekollete und Beinen bestehend, hinter dem Tresen kauert.

»Ich hab dir Geld gebracht. Sechstausend, bis du mal Land unter den Knochen hast. Mit dem Zurückgeben hast du Zeit. Ich gehe

wieder auf sechs Monate nach Düsseldorf, dort rollen die Kohlen besser«, sagt er.

»Jancsi geht nach Hamburg, hast du gehört?« sage ich und stecke die Scheine ein.

»Mhm, ein schöner Hase, das da drüben.« Er zeigt auf Doris.

»Die ist vor zehn Minuten noch auf deinem Barhocker gesessen, dann ist ihr Othello aufgekreuzt und hat sie vergattert«, sage ich.

»Bist du nicht normal, so etwas läßt du gehen? Do haust eahm net sofurt ane aufn Zylinder… wos is los mit dia… bist kraunk?« Er kann sich nicht beruhigen, daß ich das Mädchen ohne Einwand gehen habe lassen.

»Des is a wundafraunka Hoos, schau da den Oarsch an, de Goschn, do einipudan, heast, hoi den Hosn her.« Er starrt zu dem Paar hinüber, seine Knöchel klopfen gegen das Thekenholz.

»Wie lang bist jetzt heraußn«, frage ich.

»Genauso lang wie du, warum«, sagt er ohne Verständnis.

Ich rutsche vom Hocker.

»Scheiß auf das Mädel. Mir ist es zu laut, zu heiß, gehen wir woanders hin«, sage ich und bezahle. Er beachtet mich nicht, geht auf den Tisch zu.

Er sagt etwas zu dem Jungen. Der schüttelt verwirrt den Kopf. Helmut zieht das Mädchen an der Hand hoch und kommt in Richtung Bar.

»I hob dem Hülfsoarbeita gsagt, waun er wos wüll, du woartst oben auf eahm.« Sein Gesicht ist schmal und böse. Na schön.

»In fünf Minuten kommst du mit ihr nach«, sage ich.

Ich gehe ohne Eile die breite, dann die schmale Treppe hoch. Neben der Garderobe steht ein Kriminalbeamter. Diese Leute haben eigene Ausdünstungen, man riecht sie gegen den Wind, wie Iltisse. Es ist spät, der Graben ist menschenleer. Ich gehe rechts, zum Petersplatz. An der Ecke drehe ich mich um. Der Junge steht vor dem Lokal. Er hat mich gesehen, folgt mir.

Dann steht er vor mir. Es ist dunkel in der kurzen Gasse. Er fühlt sich im Ring oder ähnlich – linke Faust am Kinn, rechte am Auge, ein Linkshänder. Ein schneller Tritt zwischen die Beine, ein Stöhnen, er krümmt sich nach vorn, ich trete in sein freiliegendes Gesicht, zweimal, er fällt zur Seite.

Ich ziehe ihn gegen eine Hauseinfahrt, dort lasse ich ihn liegen.

»Wo ist er? Ist er weggelaufen?« sagt sie. Sie spricht Schriftdeutsch.

»Nein, er… er ist weggegangen. Wir wollten ja beide keine Prügelei«, sage ich. Helmut winkt einem Taxi.

»Bei mir gibt's Kaffee, Wein und gute Musik«, sagt er, »wir fahren zu mir, okay?«

»Du brauchst keine Angst zu haben, es passiert dir nichts«, sage ich und lege ihr den Arm um die Schultern.

»Ich müßte nach Hause… ich will nach Hause… bitte«, sie klopft dem Taxifahrer gegen den Rücken, »fahren Sie in die Peter-Jordan-Straße.«

»Aber…«, sagt er.

»Schon gut, fahren Sie in die Peter-Jordan-Straße…«, sage ich, und, »steig aus und rufe den Walter an, er soll uns den Wagen bringen«, flüstere ich Helmut rasch ins Ohr.

Er kneift ein Auge zusammen.

»Bleib stehen, ich möchte aussteigen… also«, er gibt mir die

Hand, »…bis morgen dann.«

Der Wagen hält, gegenüber ist eine Telefonzelle. Das Mädchen hat die Augen geschlossen, unsere Zungenspitzen reiben zart aneinander.

»Sie können hier halten«, sage ich.

»Dort, im vierten Haus an der linken Seite, wohne ich. Meine Eltern werden böse sein, wenn ich so spät komme«, sagt sie, lehnt sich aber eng an mich. Wir schmusen wild, ich habe drei Finger in sie gesteckt. Sie steht gegen eine Wand gelehnt, die Beine weit gespreizt. Wenn diese beiden Arschgesichter bloß bald kommen. Ich habe nicht auf die Uhr gesehen, aber es ist einige Zeit vergangen. Dann schießt ein Auto den Berg herauf. Ich ziehe den Kopf des Mädchens gegen meine Brust – ein Lichtzeichen. Ich ziehe die Hand aus ihrer Fut, drehe sie von der Wand weg und lege ihr die andere Hand von rückwärts gegen den Mund. Der Wagen hält, die Türen fliegen auf. Ich trete sie in die Kniekehlen, stoße sie durch die hintere Tür – der Wagenschlag fliegt zu –, wir fahren. Helmut sitzt allein im Wagen, Walter ist wohl vorher ausgestiegen. Ich nehme die Hand vom Mund des Mädchens. Mit weit aufgerissenen Augen starrt sie mich, an, plötzlich schluchzt sie.

»Nein… nein… das könnt ihr doch mit mir nicht machen… da könnt ihr mich umbringen… nein, nein…«

Ich zerre sie an den Haaren zwischen meine Knie. Sie braucht nicht zu sehen, wohin wir fahren.

Helmut fährt: Richtung Höhenstraße, dann ein Stück hinaus aus dem Stadtbereich, in einem Feldweg bleibt er stehen.

»Dreh das Licht ab«, sage ich. Links ist ein schwarzer Streifen – Wald, rechts decken Bäume und Gesträuch vor einer Sicht von der Straße. Ich öffne die Tür, ziehe das Mädchen an den Haaren nach.

»Klapp die Liegesitze runter«, sage ich. Helmut schiebt die Sitze nach vorn, dann legt er die Lehnen um.

»Wenn du schreist dabei… mich stört es nicht, wenn du dich wehrst… schau zu ihm hin, was wir da für ein Spielzeug mithaben.«

Helmut spielt mit einem langen Springmesser. Ein unangenehmer Ton, wenn die Klinge hervorspringt und metallisch einrastet.

»Damit schneide ich dir dein Gesicht auseinander«, sage ich. Sie steht, etwas schwankend, starrt blicklos auf das Messer. Ich steige aus den Kleidern, dann öffne ich ihren Rock, ich ziehe ihr das Höschen über die Knie. Ihre Finger zittern. Die Knöpfe der Bluse reißen unter meinen Händen. Steil schimmern ihre Brüste – ohne BH.

Ich ficke sie in die Fut, in den Arsch, dann in den Mund. Helmut ebenso, manchmal treffen wir uns bei einem Loch, dann hat der von rechts Kommende den Vorrang. Sie weint und stöhnt leise. Sie wehrt sich nicht, ihre Augen sind geschlossen, manchmal rinnen Tränen über ihre Wangen, tropfen auf den Sitz. Sie leckt an meinem Schwanz, dann habe ich genug. Ich klettere aus dem Auto, zünde mir eine Zigarette an.

»Du bleibst mit ihr da, dann kommst du mir nach, klar«, sage ich. Helmut nickt, er wickelt ihr sein Hemd um den Kopf, dann steigt er mit ihr aus.

Ich klappe die Sitze nach vorn, dann fahre ich auf die Straße zurück. Nach einer Kurve halte ich an, steige aus. Ich gehe zurück, bis ich in den Weg einsehen kann. Das Mädchen kauert, wo der Wagen gestanden hat. Helmut kommt schnell. Wir laufen zum Wagen.

Helmut versucht, mich einige Male anzureden. Ich schweige. Bei der Urania, wenige Schritte von meinem Hotel verlasse ich das Auto.

»Salut«, sagt er.

»Salut«, sage ich.

Im Hotel bade ich, dann falle ich müde in die Decken.

Am anderen Tag, es ist Mittag, ich liege im Bett und trinke. Das Mädchen – da ist wieder das Eis hinter meiner Stirn. Ich schiebe mit vielen Gläsern die Erinnerung in den Mülleimer. Nachmittag hole ich mir von Jancsi meine Waffe. Ein ›Nagan‹-Trommelrevolver, Kal. 7,62 mm, und drei Schachteln Munition. Für Alf hinterlege ich ein Foto in einem verschlossenen Kuvert, für den Führerschein.

Abends fahre ich zu Mutter. Ihre geräuschvolle, harmlose Freude entfernt mich weit von ihr.

Es ist ein Graben – tief und breit –, ich kann nicht übersetzen, nicht darüberspringen, nur stehen und warten auf die Ereignisse, die mich tuschieren. Ich treibe querfeldein oder mitten in die Scheiße, es mit mir egal. Ich bin müde – oder es ist ein Vorwand. Ich gehe zeitig schlafen. Den ganzen nächsten Tag sitze ich mit einem Buch in der Sonne. Die Zeilen sind fremde, verflochtene Buchstaben. Gegen Nachmittag packe ich meine Sachen.

»Morgen muß ich wieder arbeiten«, sage ich. Dann gehe ich zur Bahn. Ich löse eine Fahrkarte, warte am Perron.

»Am Wochenende kommst du doch«, sagt die ältere Frau, und »Baby«, zum Zwergpudel, »bleib ruhig.«

»Ja, Mama, sicher«, sagt das blonde Mädchen und nimmt eine Reisetasche vom Boden. Der Zug fährt ein. Ich steige hinter dem blonden Mädchen in den Waggon. Sie winkt zum Fenster hinaus. Wir sitzen einander gegenüber.

Ihre Beine sind zu dick. Ihr Gesicht zu süß, zu puppenhaft. Ich rauche, blättere in einer Zeitung. Die schräge Sonne blendet durch meine Sonnengläser.

Nach dem Umsteigen in Wiener Neustadt sitzt sie mir wieder gegenüber. Wir reden – Zuggerede, dann Unsinn, bis sie lacht. Später sagt sie dann Ernstes, ich flüchte lahm in Banalitäten. Wir verabreden uns für den Abend. Ihr Lächeln beim Abschied ist wie

Heimkommen. Rotwein und die leise Musik in der Bar und ihre bloßen Schultern im grünen Kleid. Der Dreck hat freundliche Nachbarn bekommen. Sie weiß nichts vom Gefängnis, wie sollte sie auch. Sie hört zu, hält meine Hände. Im Augenblick ist es richtig und gut, -und das Nachher sind fremde Nebel.

»Ich glaube ich habe dich sehr lieb«, sagt sie und beeilt sich, weil sie zur Arbeit muß.

Ich bin müde, aber der Tag hat Griffe, und ich drehe ihn mir zurecht. Mit dem Taxi ins Hotel – brausen –, alte Klamotten in einen Seesack und ab mit einem anderen Taxi an die Arbeit. In der großen Halle hocken drei Offset-Vierfarbenapparate wie Dinosaurier. Der Meister teilt mich zum Walzenwaschen ein. Gebeugt hantiere ich an den Rollen, zwei Jugoslawen sind meine Partner.

»Du machen so… nicht so… so muß«, sagt der eine.

»Okay, schon gut«, sage ich.

Nachmittags holt man mich zum Papiertransport. Bücken, eine Hunderterlage Papier greifen, auf den Wagen heben. Nach zwei Stunden zittert mir die Knie. Ich gehe auf die Toilette, halte den Kopf unter das kalte Wasser. Dann weiter.

»Wann ist Schluß?« frage ich gegen fünf Uhr.

Der Jugoslawe deutet auf seiner Uhr auf die Sieben.

Um halb acht bin ich gewaschen und voll Sehnsucht nach ihr.

Von einem Telefonautomaten an der Tramhaltestelle rufe ich sie an.

»Heute nicht, ich bin ganz todmüde… natürlich lieb ich dich… auch bis morgen…. abends… holst du mich ab… Bussi«, sagt sie.

Bei dieser Arbeit verdiene ich, wenn ich täglich zwei Überstunden mache maximal neunhundert Schillinge. Für mein Hotelzimmer zahle ich pro Tag zweihundert. Also, sofort eine billige Untermiete suchen. Dazu brauche ich Zeit, die hab ich zwar gehabt, aber verplempert, nun, ich werde anderntags mal in der Firma fragen.

»Ich dachte, Sie wohnen in dem Heim in der G-Gasse«, sagt der

Personalchef erstaunt, als ich ihn wegen einer Wohnmöglichkeit frage.

»Nein, dort ist es mir zu dreckig«, sage ich.

»Ja, wenn Sie Ansprüche stellen, es wohnen doch einige der Leute, die bei uns arbeiten, dort«, sagt er und schaut mich sonderbar an.

»Vielleicht stört die der Dreck nicht«, sage ich und meine es so.

»Das sind sehr brave Arbeiter, da können Sie sich ein Bespiel nehmen, das können Sie mir glauben«, sagt er aufgebracht.

»Das glaube ich Ihnen gerne«, sage ich.

»Also, wegen eines Zimmers, ich weiß da nichts, aber wollen Sie nicht doch…«, sagt er.

»Nein«, sage ich und gehe.

Walzenwaschen. Jedes Druckungetüm hat – ich weiß nicht genau, wie viele, jedenfalls viele, und die werden, nachdem jeden Tag gedruckt wird, auch jeden Tag dreckig, das heißt, circulus vitiosus, bis zum Ende meiner Tage werde ich hier Walzen waschen und Papier transportieren. Himmelarsch und Wolkenbruch, habe ich Säcke geklebt, ich habe mich in den Bau sperren lassen, weil mir das zu idiotisch war, und jetzt ziehe ich in der sogenannten Freiheit am selben Strang.

Eine Welle spült mich fort. Wut und Haß blockieren mir für Sekunden den Blick. Es ist mitten am Nachmittag. Ich dusche, wechsle meine Klamotten und stürze aus dem Haus.

»Sagen Sie denen in der Personalabteilung, sie sollen mir morgen das Geld herrichten – ihre Walzenwäscher sollen sie sich vom Idiotenhügel holen!« sage ich zu dem Portier. Er zwinkert entgeistert.

Die Kleider werfe ich in den nächsten Koloniakübel. Aus, Schluß – wenn da nichts anderes ist, scheiß ich auf arbeiten.

»Dann sehen wir eben in der Zeitung nach, ob wir etwas Besseres

finden, hm«, sagt sie und legt ihre Hand an meine Wange.

Wir sitzen in einem heimeligen Lokal. An der Wand lachen die lustigen Gesichter dicker Mönche. Ich bin gelöst und froh. Die Wut ist vergessen, ihre Augen sind blau wie ein Postkartenhimmel. Sie erzählt dann aus ihrem Leben, ich höre ihre netten Geschichten, der Tag ist leicht und glatt. Wir essen und trinken Rotwein, und oft sagt sie ›wir‹ und ›werden‹ – die Zukunft faltet zaghaft, hauchzarte Flügel.

Später begleite ich sie. Ich gehe nicht mit ihr hinauf. Aber etwas ist nicht glatt, etwas stimmt in dieser ganzen verfluchten, selbstverständlichen Sauberkeit nicht… aber was… was stimmt nicht?

Im Schwedenespresso hole ich meinen Führerschein ab – zwölfhundert –, saubere prompte Arbeit, dann fahre ich in die ›Orchidee‹.

Der Zerknitterte holt Manuela. Sie schaukelt durch die Schwungtüre. Ist besoffen.

»Liebling, wartest du auf mich? Dein Schnuckiputzi hat sich so gesehnt«, kugelt sie mit glasigen Augen hervor.

Was mache ich hier, was? Plötzlich werde ich zur Seite gestoßen. Ich pralle gegen das Mädchen. Zwei Männer drängen eilig in das Lokal. »Kennst du die?« frage ich den Mann hinter der Garderobe. Er schüttelt den Kopf. »Sind Strizzi.«

Dann kommen sie aus dem Lokal. Ich schlage den ersten gegen die Nase. Er taumelt. Der zweite springt zur Seite und zieht ein Messer. Ein schmales, langes Fixiermesser. Er ist klein und gedrungen, mit verzerrtem Lächeln lauert er vornübergebeugt. Seinen ersten Stoß kann ich mit dem dicken Vorhang, der den Eingang abdichtet. abfangen. Meinen Tritt bekommt er ans Knie. Er stößt wieder zu und wechselt unmittelbar das Messer von rechts nach links. Mein Abwehrschlag trifft ungenau, das Messer sticht

durch die Jacke in der Oberarm. Mit der Linken treffe ich dann voll seine Schläfe. Ich springe durch die Türe ins Freie und laufe durch ein paar Gassen. Die Wunde ist nicht tief, und ich binde ein Taschentuch darüber.

In einer Bar am Naschmarkt warte ich auf den Tag und trinke. Später gehe ich durch den Stadtpark, eine blasse Sonne versucht, den Nebel vor meinen Augen zu lichten.

Ich gehe zu ihr. Nach einigen Tagen zu ihren Eltern. Man sitzt da – schweigt sich ins Gesicht –, fünf Jahre Gefängnis lähmen die Kommunikation.

»Sechs Jahre war sie verlobt, mit dem Klaus. Im Frühjahr wollten sie heiraten… ich weiß nicht, was ich da sagen soll«, sagt die Mutter.

»Wir lieben uns«, sagt das Mädchen und »wir wollen heiraten.«

»Ja«, sage ich auch. Ich habe sogar einen Job. In einer Papierfabrik, im Auslieferungslager, als Mitfahrer. Ist ebenfalls ein Bücken-und-Heben-Job, jedoch mit mehr Pausen dazwischen und besserer Bezahlung. Es wird geheiratet. Alles geschieht etwas überstürzt, Mutter fragt: »Hast du das auch überlegt?«

»Nein«, sage ich.

Heirat in Weiß, mit riesiger Schleppe und Tränen bei der Verwandtschaft, ihrer, von meiner Seite aus gab es nur Mutter.

Eine Wohnung haben wir uns gemietet, in Floridsdorf, am Rand der Welt, zwanzig Meter neben der Tafel ›Stadtende von Wien‹.

Allfällige Probleme lösen wir im Bett. Alles läuft glatt, geschmiert, in Geleisen, dem Geländer entlang. Ich arbeite, schließe eine Lebensversicherung ab, dann geben wir die Wohnung auf, ziehen zu ihren Eltern. Ich gehe mit dem Pudel spazieren, gewöhne mich an den Fernseher, ans Bier, meinen Schwiegervater und höre langsam aber sicher auf, zu existieren.

Alles findet mich nett und bezaubernd… ›man sieht es ihm doch

gar nicht an, daß er so lange…‹ Manchmal, wenn mir alles zum Hals heraushängt, saufe ich mich an, aber auch da mit Maß. Dann Weihnachten, alles in Liebe, Geschenke und der unvermeidliche Karpfen, die Sängerknaben und… last not least die Mitternachtsmette in der nahen Pfarrkirche.

Beim Rasieren werde ich mir täglich fremder, bin aggressiv und trinke; nun nicht mehr Bier, sondern Whisky und Jamaikarum. Meine Muskeln sind steinhart, meine Schwiegermutter kocht fantastisch.

»Du wirst Vater«, sagt sie mir, als ich von der Arbeit komme. Es ist Anfang März, und ich gebe sofort meine Arbeit auf.

Die Firma ist erfreut, nachdem ich bereits zwei Leute blutig geprügelt habe. Abends sitze ich in Lokalen, trinke.

Meine Schwiegermutter kauft ein Auto. Ich reiße mich zusammen, über meinen Schwiegervater bekomme ich einen Job bei einer Spedition – Lastenkuli mit Aufstiegsmöglichkeiten. Ich fahre mit dem Wagen in die Arbeit – mein Auto ist das größte –, abends gehe ich in die Fahrschule. Manchmal besaufen wir uns beide, mein Schwiegervater und ich. Er ist ein alter, fremder Mann, ›und nach vierzig Jahren in der Firma wurde ich geehrt und bekam eine Sondergratifikation‹, mit unwahrscheinlichen Fähigkeiten im Reparieren häuslicher Pannen, vom Durchlauferhitzer bis zum Pudelfieber schafft er alles, und im Sparen. Meine Schwiegermutter lobt ihn. »Hundert Schilling kriegt er pro Woche, da kauft er sich seine Zigaretten, seine Wochenkarte für die Tram, und immer bringt er am Freitag eine Kleinigkeit mit«, sagt sie zu mir, der mit hundert Schilling nicht eine Stunde auskommt.

Zu dem werdenden Kind fehlt mir jede Beziehung.

»Wie soll es heißen?« fragt meine Frau.

»Irgendwie, es ist mir egal«, sage ich. Der Kittungsversuch mit dem Kind ist in die Hose gegangen. Sie hat eben auch das als das

Letzte versucht.

Unsere Ehe wird zur Farce. Manchmal komme ich bloß zum Umziehen nach Hause.

Dann kommt Cha-cha, ein Mädchen.

Ich kreuze einen Fußgängerweg mit dem Auto. Es ist sehr dunkel, und ich stoße sie beinahe nieder. Ich wende den Wagen, fahre ihr nach. Beim Landstrasser Bahnhof erreiche ich sie, ich steige aus.

»Verzeihen Sie, ich habe Sie nicht erschrecken wollen… darf ich Sie irgendwohin bringen?«

Ein schmales, unregelmäßiges Gesicht unter einer frechen, roten Kappe, rotes Kleid, offener, roter Mantel, hübsche, schmale Beine. Sie steht da, lächelt sehr kühl.

»Danke, ich wohne gleich um die Ecke«, sagt sie und wendet sich zum Gehen.

Ich suche nach Worten. Wo ist der Schmäh, der hier zieht, ich habe ein leeres Hirn, also dann eben trivial.

»Ich möchte Ihnen nicht auf die Nerven fallen, aber darf ich Sie nicht wenigstens auf einen Kaffee einladen«, sage ich, mit Pausen.

»Also, wenn Sie unbedingt wollen, gut«, sagt sie.

Ich fahre durch die Stadt, plötzlich fällt mir ein, ich habe nicht einen Groschen bei mir. Ich hatte mir nur vier Zehner für Batterien und Blitzlichter, die ich am Automaten geholt habe, eingesteckt.

»Ich kenne da auf der Höhenstraße, am Kahlenberg, ein kleines, ganz verschwiegenes Lokal…«

Bis dorthin war es weit, vielleicht fällt mir etwas ein.

»Wir müssen in kein Cafe gehen, ich laß mich gerne spazierenfahren«, sagt sie, der Engel. Ich bin zufrieden – pure Telepathie –, Benzin ist genug im Tank.

Sie spricht leise, sehr distanziert, dahinter zittert verhangene Traurigkeit. Ich fahre trotzdem auf den Berg. Türen schließen sich

lautlos und selbstverständlich. Vorsprünge rasten in Öffnungen – ihre Sprache fließt gegen das Glas, ich rauche. Die Stadt ist blendende, funkelnde Kulisse zu unseren Füßen. Ihre Einsamkeit siebt sich aus Wörtern in mein schweigendes Warten. Es ist spät. Langsam fahre ich gegen die Stadt. Sie küßt meinen Mund.

»Ich sehe dich morgen, dort«, sagt sie. Ein wuchtiges Tor schließt sich hinter ihr.

Meine Frau sieht aus dem Fenster. Ihr Körper ist dann fremd unter meinen Händen, alles lauwarm, gewohnt.

Ich warte auf Cha-cha, das Mädchen mit der weißen Haut, der zerbrochenen, leisen Stimme. Sie kommt, herb und spröde, silberne Lichtflocken am Kleid. Tage später liegen wir zusammen. Ich küsse über weißeste Haut, kleine, ängstliche Brüste, blaßrosa Warzen, seidigen, dunklen Flaum, duftendes, nasses Fleisch – sie vergeht vor Scham – ihr glühendes Gesicht preßt gegen meine Brust. Ihre Hände zucken vor meinem Schwanz. Lange Stunden später öffnet sie ihre Schenkel meiner Zunge.

»Du mußt mich festhalten, fest«, sagt sie.

»Du gehörst mir«, sage ich.

Tags danach treffe ich einen ehemaligen Bekannten.

»Dich sieht man nie. Bist du krank geworden?« sagt er.

»Gehn wir etwas trinken, ich hole ein Mädchen ab«, sage ich.

Wir sitzen im Arabia Cafe, am Kohlmarkt. Er hat sechs Jahre Gefängnis hinter sich, vier Jahre hat er noch bedingt.

»Du, ich bin auch verheiratet, aber da schläft dir mit der Zeit das Gesicht ein«, sagt er dann, und »arbeitest du?«

»Nicht mehr«, sage ich. Wir trinken schweigend.

»Brauchst du auch dringend Geld?« fragt er und verscheucht den aufdringlichen Kellner mit einer Handbewegung.

»Brauch ich«, sage ich.

Kurze Zeit später kommt Cha-cha. Ein violetter Supermini, die endlosen Beine auf hohen Absätzen. Schurl läßt die Ohren hängen.

»Ich gehe auf einen Sprung in die Putzerei«, sagt sie, küßt mich und geht. Alle Männer sehen etwas bei der Türe.

»Das ist ein Wuchthos, wo host de her?« sagt er zögernd, ohne den Blick von der Tür zu nehmen.

»Die ist Privateigentum«, sage ich.

»Geht in die Hockn, no ist eh kloar«, sagt er.

»Nein, sie geht nicht auf den Strich«, sage ich.

»No net, oba boid gö?« sagt er. Ich schweige. Er bestellt uns zwei weitere Bier, dann kommt das Mädchen. Ich verabschiede mich von Georg. »Wenn du Zeit hast, komm morgen ins ›Du und Ich‹ an Südtirolerplatz, so gegen drei Uhr«, sage ich. Im Gehen lege ich Cha-cha die Hand um die Schulter.

»Fahren wir mit meinem Auto«, sagt sie. Sie hat einen Peugeot 204.

»Gut«, sage ich.

Wir fahren in den Prater, sitzen uns gegenüber, trinken Rotwein. »Ich muß dann meine Frau abholen. Ich nehm dich ein Stück mit. Es dauert bloß eine Stunde, dann hole ich dich ab, und wir nehmen deinen Wagen«, sage ich.

Ich habe einen Liter Wein in mir und Kopfschmerzen. Von der Kaiserallee biege ich in die Rustenschacherallee ein. Vor mir fahren langsam einige Autos. Ich schere auf die linke Straßenseite und beginne zu überholen. Am unteren Ende der Allee, vor der Prater Hauptallee ist eine scharfe Linkskurve. Ich gebe mehr Gas, um auch den vordersten der Kolonne überholen zu können. Ein Wagen kommt mir rasch entgegen, dann bin ich auf der rechten Seite. Durch den Schwung des Einscherens komme ich mit dem rechten Hinterrad von der dort stark plombierten Fahrbahn. Der Wagen schleudert nach rechts gegen einen Baum. Mit einem Knall

zersplittert die Windschutzscheibe, der rechte Türpfosten wird eingedrückt. Die Wucht des Aufpralls schleudert den Wagen auf die linke Fahrbahnseite. Ein Mercedes kracht gegen die Vorderseite meines kreisenden Autos und wird aus der Fahrbahn gedrängt. Cha-cha schreit auf. Ein zweiter entgegenkommender Wagen streift mein Auto. Dann stoppt ein riesiger Baum das Karussell, der Kofferraum ist bis zur Heckscheibe eingedrückt. Cha-cha ist grau im Gesicht. Ich streichle ihr Haar.

»Steck den Führerschein und die Papiere ein und warte zu Hause, bis ich dich anrufe.«

»Reiß dich zusammen«, sage ich, dann ersuche ich einen der Umstehenden, meine Freundin nach Hause zu bringen. Unmittelbar danach kommt die Polizei. Niemand merkt, daß ich etwas getrunken habe. Zwei Wracks werden abgeschleppt. Ich muß aufs Wachzimmer mitkommen. Die Polizei erstattet Anzeige wegen Fahrens ohne Führerschein. Ein falscher, nicht am Verkehrsamt eingetragener Führerschein wird bei einem Verkehrsunfall mit polizeilicher Überprüfung wertlos. Ich unterschreibe ein Unfallprotokoll, dann frage ich den Beamten, ob ich anrufen könne.

»Ich bin im Wachzimmer am Handelskai, um die Ecke der Ausfahrt vom Lusthaus her«, sage ich und »hole mich ab.«

Nach einiger Zeit kommt Cha-cha. Der Polizist geht bis an die Türe. Cha-cha gibt mir aus Gewohnheit den Autoschlüssel. Ich steige ein, starte und fahre. Nach einigen zig Metern erwacht der Polizist aus seiner Erstarrung und fuchtelt hinter mir her.

»Schon wieder gut, Binki hm.« Sie ist blaß, und ihre Hände sind noch unruhig. Wir fahren aus der Stadt, an die Donau, essen Fische und küssen uns blaue Flecke von der Haut.

»Der schöne Wagen«, sagt meine Schwiegermutter.

»Laß ihm eine Messe lesen«, sage ich. Meine Frau grollt wegen Cha-cha. Keine Ahnung, woher sie es weiß.

»Wer ist dieses Flittchen?« schreit sie.

»Wenn du willst, kannst du sie anrufen. Ihre Telefonnummer ist in meiner Brieftasche«, sage ich und drehe mich zur Wand. Ich will nicht mehr zuhören. Endlich schweigt sie.

Cha-cha hat Urlaub. Wir werden an den See fahren. Von mir aus dürfte sie nicht in die Sonne. Diese Haut muß weiß bleiben.

In der Früh ruft Georg an.

»I muaß da wos wichtigs dazöhln«, sagt er.

»Okay, ich hol' dich ab«, sage ich.

»Kleines, du mußt allein baden, ich habe etwas zu tun«, sage ich zu Cha-cha.

Sie macht ein ›Teufelchen-Gesicht‹, dann bringe ich sie ins Gänsehäufl. Georg wartet an der Ecke.

»Paß auf, du kennst in Walter. Dea und i mochn heit a Villa in Perchtoldsdorf, dafia brauch ma an mit an Wogn. A aungsagte Hockn, do haut ollas hin«, sagt er.

»Wos is da Rebach?« frage ich.

»Des sogt da da Wäudl, kumm mia foan zu eahm«, sagt er und steigt in den Wagen. Walter wohnt im zwanzigsten Bezirk. Er hat einen soliden Ruf als Einbrecher.

»Der Schurl kannnet autofahrn und i a net. Ka Problem, des kann ma ruhig mit an fraunkn Auto mochn. Bist mit an Drittel am Teil«, sagt er. Das ist annehmbar.

»Wann?« frage ich.

»Um ein Uhr«, sagt Walter. Ich gehe, Georg bleibt.

Cha-cha liegt in der Sonne, als ich an die Alte Donau komme. Dann essen wir und aalen uns den ganzen Nachmittag.

»Ich brauche Geld«, sage ich. Sie liegt am Bauch und blinzelt mich an.

»Jetzt gleich?« fragt sie dann, »oder kannst du noch warten, bis die Sonne untergegangen ist? Ich habe es in der Kabine.«

Gegen sieben Uhr gehen wir. Sie gibt mir das Geld. Früh bringe ich sie nach Hause.

Meine Schwiegermutter zieht ein böses Gesicht, als ich für zehn Minuten sichtbar werde.

»Wiedersehen und wart' nicht, ich komme spät«, sage ich zu meiner Frau.

Dann fahre ich zu Karl. Er hat eine Tankstelle. Wir kennen uns aus Stein. Er hat selbstgemachte Nummernschilder mit Magnethaftern. Die brauche ich. Er windet sich wie ein Aal. Dann habe ich sie im Kofferraum.

Kurz vor eins warte ich vor Georgs Haus. Walter trägt eine alte Aktentasche. Beide haben dunkle Hosen und schwarze Pullis angezogen. Ich fahre los. In Perchtoldsdorf sagt mir Walter den Weg.

»Du kannst do auf uns woarten«, sagt er, dann steigen sie aus. Ich lösche die Lichter des Wagens, den Schlüssel lasse ich stecken, dann steige ich ebenfalls aus.

»Da müssen wir hinein«, Walter deutet auf eine mannshohe Mauer. »Ich warte fünf Minuten, dann fahre ich einen Dreißig-Minuten-Kreis, wenn ihr dann nicht da seid, fahre ich Fünfzehn-Minuten-Kreise. Wenn etwas nicht klappt, wartet ihr auf die nächste Runde, klar«, sage ich.

Ich schaue auf Walters Uhr, dann auf meine. Es ist auf beiden halb zwei.

Georg und Walter klettern über die Mauer. Ich warte. Nach fünf Minuten fahre ich Richtung Mödling. Ich drehe eine gemächliche Schleife, dann kehre ich zurück. Auf der Hauptstraße grölen einige Betrunkene. Ich gebe mehr Gas. Bei der Villa halte ich an. Es ist nirgendwo etwas zu sehen. Ich blende zweimal den Scheinwerfer auf. Nichts.

Dann fahre ich zur Triester Straße. Außerhalb des Ortes fahre ich

schnell. Nach fünfzehn Minuten bin ich da. Genauer Rundblick, dann blende ich das Signal. Bei der nächsten Runde begegnet mir ein Gendarmeriefahrzeug. Es schleicht mit dreißig Stundenkilometern am Straßenrand dahin. Ich überhole, ohne zur Seite zu sehen. Der Villa nähere ich mich mit großer Vorsicht. In den Seitenstraßen davor ist nichts zu sehen. Nach dem Signal halte ich kurz an. Die beiden springen über die Mauer. Ich öffne die Wagentüren. Sie steigen ein. Ich fahre in entgegengesetzter Richtung. Der Gendarmerie muß ich nicht mehr begegnen. Dann sind wir auf der Triester Straße.

»Genau wias aungsogt woar. Der Beste hot durt Fließen valegt und hot des durch Zufall gsegn«, sagt Walter. Georg hat einen vollen Seesack neben seinem Sitz auf den Boden gestellt.

Ich komme mit zu Georg in die Wohnung.

Walter nimmt eine Flasche aus dem Wandschrank. Georg holt Gläser. Goldfarben rinnt der Cognac in die Schwenker. Walter füllt die Gläser bis zum Rand. Wir trinken. Dann öffnet Walter die Tasche, Georg den Seesack, und sie räumen aus. Es gibt nicht viel zu sortieren… Bargeld, sechzigtausend und etwa dreihundert Fünfziger und Fünfundzwanziger in Münzen. Drei Armketten, gold, punziert; einige Damenringe, Broschen und Armreifen.

Georg, der Idiot, hatte die halbe Hausbar eingepackt.

»Bist du teppat, an Black Lebl sull i steh lossn«, räsoniert er gegen mich.

Dreiundzwanzigtausendsiebenhundertfünfzig Schilling schiebt mir Walter über den Tisch.

»Dein Teil, und des andere bring i morgn in Xandl, der nimmt des sicha, des Geld bring i da daun, geht des so«, sagt er.

»Sicher geht das. Also ich geh’ dann«, sage ich. Walter bleibt. Ich fahre nach Hause. Es ist knapp vor fünf Uhr. Vereinzelt gehen Leute auf der Straße. Ich bin müde, aber froh.

Georg und ich saufen uns quer durch die Stadt. Weniger um nur zu saufen, mehr aus Langeweile und um sich ein bißchen zu prügeln. In zwei Lokalen hatten wir schon festen Radau geschlagen, dann landeten wir gegen Abend in einem Lokal an der Donau. Im Garten sitzen eine Menge Leute. Der Kellner will uns nichts servieren. Kurz darauf erscheint der Chef und fordert uns rundweg auf zu gehen.

Ich gebe ihm eine Ohrfeige. Er fällt unter den Tisch. In der anschließenden Prügelei mit den Kellnern wird von beiden Seiten das Mobiliar eingesetzt. Der Chef schreit unter dem Tisch hervor:

»Gebt's eahm, haut's eahm am Schedl.«

Georg, das faule Schwein, sitzt beim Tisch, raucht und sieht zu. »No muaß i auf stehn wegn drei woame Buam«, schreit er. Mit einer riesigen Beule und ohne Schuhe bin ich plötzlich allein. Der Chef ist unter seinem Tisch hervorgekrochen und ist geflüchtet. Ich werfe die Trümmer eines Sessels zur Seite.

»Wia im Kino, woar richtig spannend«, sagt Georg.

Wenige Augenblicke später erscheint die Polizei. Bei meiner Festnahme kommt es zu einem Handgemenge. Im Wachzimmer schlage ich mich mit den Polizisten herum. Dann aber sind es zu viele, und ich kassiere eine Tracht Prügel. Meine Jacke ist voll Blut, zwei Knöchel sind gebrochen, ein Auge ist verschwollen, drei Zähne sind locker, der Rücken schmerzt von den Schlägen mit dem Gummiknüppel, der Kopf brummt gleichmäßig wie ein Hummelschwarm.

Zwei Tage später verurteilt mich ein Polizeirichter zu vierzehn Tagen Arrest.

»Die Anzeige an die Staatsanwaltschaft wegen Körperverletzung und Paragraph 81 ist gemacht, klar«, fügt er hinzu. Ich ersuche ihn um Strafaufschub… abgelehnt.

Man überstellt mich in das Polizeigefangenenhaus… im

Volksmund ›die Lisl‹.

Ich versuche mit einem Ansuchen um Strafunterbrechung durchzukommen, nichts, abgelehnt.

Am nächsten Tag schlucke ich zwei Löffelstiele. Zwei Stunden später bringt man mich auf eine Röntgenstation. Auf den Bildern sieht man die Metallstücke sehr deutlich.

»Essen Sie viel Sauerkraut, wenn Sie nicht wollen, daß die Stiele durchbrechen«, sagt der Arzt im Gefängnis, dann werde ich entlassen. Meinen Job bei der Spedition bin ich los.

»Und wie kriegst du das wieder heraus?« fragt meine Frau.

»Mit Sauerkraut und etwas Glück«, sage ich.

Beim nächsten Röntgenisieren zeigt sich, die Löffelstiele liegen schräg zum Magenausgang. Beste Chancen, daß das Kraut sie mitzieht. Cha-cha bringt mir Geld. Im Bett, mit ihr, stört mich das Eisen nicht.

»Du, ich brauche mehr Geld«, sage ich. Das Mädchen muß von mir abhängig werden.

Ich werde sie für den Strich vorbereiten. Warum, weil sie es ohne Schwierigkeiten tun wird, aus Liebe.

»Ich habe keines mehr, das habe ich dir gegeben«, sagt sie.

»Ich muß für einige Tage nach Innsbruck«, sage ich.

»Darf ich mitkommen?« fragt sie.

»Und dein Job?« sage ich. »Ich bekomme Urlaub«, sagt sie.

Abends massiere ich meiner Frau den stark gequollenen Bauch.

»Daß das ›Baby.‹ nicht runzelig wird«, dann liegt ihr Kopf in meiner Armbeuge… für Minuten ist es wieder gut und richtig, »… sei vorsichtig, die Löffel…«, sagt sie keuchend. Nein, nichts ist gut, nichts ist richtig. »Ich bin müde«, sage ich und drehe mich zum Schlafen. Sie weint leise an meinem Rücken.

Am anderen Tage packe ich ein paar Sachen in eine Reisetasche. Cha-cha wartet an der Ecke. Der Tag ist heiß.

»Geh'n wir baden. Wir können abends fahren«, sage ich. Das Mädchen liegt schweigend neben mir. Ich lese. Abends gehen wir ins Kino. Gegen Mitternacht sind wir auf der Autobahn. »Laß mich fahren«, sagt sie. Ich lehne mich zurück, schließe die Augen. Plötzlich ein lauter Knall. Ich fahre hoch. Der Wagen schleudert stark. Die Luft preßt scharf gegen meine Augen. Die Windschutzscheibe ist zerplatzt. Dann steht der Wagen endlich.

»Da ist etwas auf den Wagen gesprungen, ein großer Schatten«, sagt das Mädchen. Ich habe die Wagenbeleuchtung eingeschaltet. Cha-cha ist bleich, ihre Hände liegen noch immer verkrampft um das Lenkrad. Ich klettere aus dem Auto. Ein dicker Mond legt seidiges Licht auf die Szene. Ich betrachte mir den Wagen. Motorhaube eingedrückt. Der linke Kotflügel zerbeult, er blockiert den Reifen. Der Kühlergrill im Arsch. Die Stoßstange verbogen.

»Nimm die Taschenlampe, stell dich da her. Wenn ein Auto kommt, signalisierst du, und schiebe den roten Filter ein. Ich seh' mal nach, was das war«, sage ich. Das Mädchen steigt aus. Ich gehe die Fahrbahn entlang. Nach etwa hundert Metern sehe ich eine dunkle Masse neben der Fahrbahn liegen. Ein Reh. Der Aufprall hat es getötet und mehrere Meter zurückgeschleudert. Ich kehre zum Wagen zurück.

»Ich gehe eine Telefonsäule suchen. Der Wagen muß abgeschleppt werden«, sage ich. Nach etwa dreihundert Metern finde ich das Telefon. Ich verständige die Gendarmerie. Die versprechen mir, einen Abschleppdienst mitzubringen. Kurz darauf taucht der Einsatzwagen auf. Ich zeige den Gendarmen das Reh. Einer nimmt es bei den Läufen und wirft es in den Kofferraum. Dann kommt der Abschleppwagen.

»Ein paar Kilometer von hier ist eine Fernfahrerkneipe, die sperren erst um fünf. Ich lasse Sie dort aussteigen«, sagt der Fahrer des Kranwagens,

»Verfluchte Scheiße«, sage ich. Wir haben Kaffee vor uns stehen. Um fünf setzen wir uns zur Donau. Es ist unglaublich still. Ich rauche und sehe in die aufsteigende Sonne. Das Mädchen schläft, den Kopf an meiner Schulter. Später schlendern wir zur Werkstätte.

»Richten Sie den Wagen so, daß ich damit nach Wien zurück komme«, sage ich zu den Mechanikern. Ich kaufe einen neuen Reifen, der andere ist zerschnitten. Die Stoßstange wird gebogen, der Kotflügel ein Stück ausgeklopft, eine neue Windschutzscheibe wird eingesetzt. Langsam fahren wir nach Wien.

»Das tut mir so leid, daß dir jetzt das Geschäft in Innsbruck durch die Lappen geht. Was könnte ich nur tun?« sagt Cha-cha und ist verzweifelt. Ach ja, ein Geschäft wollte ich ja abschließen.

»Ich verliere eine Menge Geld dabei, warum du Affe auch nicht aufpassen kannst beim Autofahren«, sage ich langsam.

»Hör zu, ich hänge dadurch total in der Luft, du wirst dich verdammt anstrengen müssen, um das auszubügeln«, sage ich.

»Ja, aber wie…«, sagt sie.

»Das werde ich dir zu Hause erklären, jetzt steig aus und hol mir ein halbes Kilopaket Sauerkraut«, sage ich und halte in einem Ort vor einem Lebensmittelgeschäft.

Das Mädchen schläft. Ich habe sie sofort nach der Ankunft zu Bett geschickt. Ich bringe den Wagen zur Werkstätte.

»Eine Woche wird es dauern«, sagt der Meister.

Das Mädchen schreckt auf, als ich zu ihr ins Zimmer komme. »Weißt du nicht, was hübsche Mädchen tun, wenn sie dringend Geld brauchen? Sie angeln sich einen Freund, der welches hat. Um das Verfahren abzukürzen, wirst du dir gleich mehrere angeln, verstanden?« sage ich und lege mich zu ihr. Sie gibt keine Antwort. Sie klammert sich an mich.

»Ich soll… wie eine Hure… das willst du?« sagt sie abgehackt.

»Ja, das will ich und jetzt will ich schlafen«, sage ich. Ganz leicht

drückt sie ihre Zähne gegen meinen Arm, dann überrollt mich die Müdigkeit.

Gegen Abend weckt sie mich. Die Sonne verschwindet orangefarben hinter den Häusern.

Das Mädchen bestreicht Toastscheiben, schenkt Kaffee ein. »Ich habe nicht mehr geschlafen, ich habe nur dein Gesicht angesehen«, sagt sie.

»Du weißt, ich will das nicht«, sage ich zornig. Ich hasse es, wenn man mir beim Schlafen zusieht. Man ist ausgeliefert und wehrlos. »Na, und was hast du gesehen?« sage ich.

»Du brauchst nicht böse zu sein. Ich habe darüber nachgedacht, was du mir gesagt hast. Ich weiß nicht, ob ich es kann, aber ich werde es versuchen«, sagt sie. Ihre Stimme ist ruhig. Sie sieht aus dem Fenster.

»Du würdest mich wegschicken, wenn ich es nicht tue, vielleicht würdest du mich schlagen, sicher würdest du es tun«, sagt sie leise.

Ich warte und schweige

»Was soll ich tun«, fragt sie. Es ist nun ziemlich lange her, daß ich ein Mädchen für den Strich abgerichtet habe, damals 61 in Zürich. Es ist einfach, Geheimnisse gibt es da keine.

»Paß mal auf«, sage ich und nehme sie bei den Schultern.

»Ich bring' dich gegen acht Uhr zur Kärntnerstraße. Da spazierst du langsam auf und ab, aber nicht zu langsam, sonst fällst du zu sehr auf. In den Passagen und vor den Schaufenstern bleibst du stehen. Wenn du zweimal an einem Abend die Kärntnerstraße gegangen bist, weichst du in die Seilergasse, auf den Neuen Markt und zun Graben hin aus, ist das klar?« frage ich. Sie hat den Kopf gesenkt nickt. »Gut, dann weiter, das ist also das Gebiet, wo du dich bewegst. Die Nummern der Autos, mit denen die Sittenpolizei ihn Streifen fährt, gebe ich dir abends, ich weiß sie jetzt nicht. Deine Kunden nimmst du dir, indem du dich lieber ansprechen läßt als

selbst anzusprechen. Ein Mädchen, das sich bewegt, kann das tun, wenn du irgendwo stehst, dann mußt du ansprechen. Wie? Du kannst lieb lächeln. Du bist ein kühler Typ, siehst ganz anders aus als die meisten Dirnen, das ist für dich ein Vorteil.«

»Hast du Angst?« frage ich. Klar hat sie Angst. Ob sie es zugibt?

»Nein, was weiter?« Ihre zerbrochene Stimme, der blasse, weiche Mund, habe ich Hemmungen? Nein, also weiter.

»Einladungen akzeptierst du vorläufig keine. Den Kontakt machst du kurz, klar. Dein Grundpreis ist fünfhundert Schilling. Viele werden dir sagen, du bist zu teuer, das ist egal. Bei Deutschen verlangst du hundert Mark, von Schweizern hundert Franken, Engländern acht Pfund und Amerikanern zwanzig Dollar. Du gehst nie in eine Wohnung mit. Nur in Hotels, und zwar in folgende, paßt du auf?« sage ich. Es scheint mir, daß ihre Gedanken verlaufen sind, ihre Augen sind leer.

»Ja«, sagt sie.

»In die Goldene Spinne, bei der Ungarbrücke. Ins Orient am Tiefen Graben und ins Monopol in der Prinz-Eugen-Straße, los, wiederhole«, sage ich. Ohne zu zögern, wiederholt sie Namen und Adressen.

»Gut, weiter, gefickt wird nur mit Gummi. Sieh zu, daß du nie einen in der Handtasche hast, wenn dich die Polizei kontrolliert, in den Hotels bekommst du die Gummis mit dem Zimmerschlüssel vom Portier. Das Zimmer zahlt der ›Herr‹, unabhängig von deinem Preis. Nun hör mal genau zu, bei einer einfachen Fickerei ziehst du dir nur das Höschen aus, wenn er dich nackt möchte, kostet das zusätzlich. Schmusen, blasen, lecken, in den Arsch ficken gibts nicht, klar, uninteressant, was er auch bietet. Wenn du ihm den Gummi überstreifst, geilst du ihn mit der Hand schon so stark auf, daß er nach ein paar Stößen spritzt«, sage ich.

»Wann gibt er mir das Geld?« fragt sie dazwischen.

»Wenn du mit ihm ins Zimmer kommst und er dir das Geld nicht von selbst gibt, erinnerst du ihn daran, will er nachher bezahlen, gehst du sofort. Du bleibst maximal zwanzig Minuten mit einem im Hotel. Wenn er dich vorher fragt, wie lange du bleibst, sagst du eine Stunde, nach einer Viertelstunde gehst du.« Ich gehe mit ihr langsam Punkt für Punkt durch.

»Wenn dir ein Sadist über den Weg läuft, gehst du nicht mit, verstanden?«

»Ja«, sagt sie.

Es genügt, wenn sie den ersten Tag mit ›normalen‹ Kunden nicht aus den Schuhen kippt. Die Einlagen für Masochisten bringe ich ihr später bei.

»Und noch etwas, kümmere dich nicht, wenn dich eine Dirne anredet oder dich ausfragen will, dasselbe, wenn dich ein Mac anquatscht. Ich bin in der Nähe, du brauchst vor niemandem Angst zu haben, klar?« sage ich und, »bau dir eine nette Lebensgeschichte zusammen. Die meisten dieser Vögel haben den Besserungstick, aber sie quatschen nur blöd daher; da schneidest du am besten ab, wenn du ihnen sagst, ›gib mir dreißigtausend im Monat und ich höre damit auf; dann wird dich plötzlich keiner mehr rausholen wollen. Ja, und dann noch, wenn irgend etwas ist, wo du nicht weiterweißt, rufst du mich im ›Nessy‹ an. Such dir sofort die Nummer raus und schreib sie auf. Wenn ich nicht dort bin, gibt man dir die Telefonnummer, unter der ich erreichbar bin.« Die Schnauze ist mir bei der Litanei ausgetrocknet.

Sie bemerkt es.

»Ich hol dir ein Bier«, sagt sie und geht zum Eiskasten.

»Was soll ich anziehen?« sagt sie, ihr Gesicht drückt gegen meine Knie.

»Das blaue Minikleid und Schuhe mit sehr hohen Absätzen«, sage ich.

»Das ist… so… kurz«, sagt sie und zieht ein Gesicht.

»Kleines, du hast wunderschöne Beine, da hängt diesen Eierköpfen die Zunge heraus und mit der Hand spielen die Taschenbillard in der Hosentasche«, sage ich. Wir ziehen uns an. Mit einem Taxi bringe ich sie in die Stadt. Unterwegs ergänze ich noch einiges. Vorhaut gegen die Eichel drücken, wegen Tripper, und wo Schwellungen zu beachten sind und Pusteln und daß sie ihnen den Finger meinetwegen in den Arsch stecken kann, wenn einer zahlt dafür… und daß sie jedesmal einen Orgasmus vorspielen soll… und daß sie diesen Knilchen erklären soll, was für unwahrscheinliche Männer sie sind… und noch einige dieser Mätzchen.

»Hast du Zehner für den Automaten?« frage ich sie. Sie schaut verständnislos.

»Du gehst jetzt da hinunter in die Opernpassage und holst dir aus der Toilette vom Automaten Gummis, Präservative. Schau nicht so dumm, geh, ich warte hier.« Ich gebe ihr zwei Zehnschillingmünzen. Sie verschwindet auf der Rolltreppe. Es ist ein sanfter, fast zärtlicher Abend. Die Konturen der Oper erscheinen mir fließend, verwischt. Unaufhörlich fluten Autos über den Ring, der Bellaria zu. Aus dem Bristol kommt ein Paar. Über das Gesicht des Mannes läuft eine breite, zackige Narbe, er zieht sein linkes Bein hinter sich her. Die Frau greift an sein Gesicht, hält seine Hand umklammert.

Sie öffnet ihm die Türe des vorgefahrenen Taxis. Behutsam hilft sie ihm beim Einsteigen. Ruhe und Zärtlichkeit sind in ihrem Gesicht. Ich kaufe eine Zeitung. Ein Mord an einer alten Frau, ein Bankraub, die Täter sind entkommen. Regierungsumbildung in Italien, die D-Mark steigt, Sportresultate.

Das Mädchen kommt auf mich zu. Ein Mann, ein zweiter drehen sich nach ihr um. Der Abend ist zärtlich. Wir gehen zum Kuriereck.

Vom Sacher her kommt eine Menschengruppe. Englische Wortfetzen spülen an mein Gehör.

»Ja, ich geh′ schon«, sagt sie. Mit schnellen Schritten entfernt sie sich. An der nächsten Ecke quatscht sie ein verwelkter Jüngling an. Sie beachtet ihn nicht. Wechselt die Straßenseite, dann wendet sie den Kopf nach mir.

Es ist kurz nach acht Uhr. Die Kärntnerstraße ist belebt. Zahlreiche Menschen kleben vor den Schaufenstern. Manchmal ein interessantes Gesicht. Eine schöne Frau. Die Luft ist angenehm, der

Verkehr schwach. Vielfarbiges Licht flimmert in der Dunkelheit. Hundertfacher Schein spiegelt in Scheiben und im Lack der parkenden Autos. Langsam treibe ich an Menscheninseln vorüber. Es sind trotz des heißen Sommers viele Touristen in der Stadt.

Ein Liliputaner bettelt vor dem ›Europa‹. Ich werfe ein Silberstück in seine Kappe. Der riesige Kopf verneigt sich oftmals. Cha-cha spricht auf der vis-a-vis-Seite mit einem Dunkelgekleideten.

Ich treffe zwei Bekannte. Der eine ist Vickerl, der Rattensezierer von Stein. Der andere, groß, schmales Gesicht, die Mundwinkel abwärts gekerbt, heißt Karl. Er ist am großen Pott der Unterwelt beteiligt, dem ›Stoß‹, dem illegalen Glücksspiel.

»Servus«, wir begrüßen einander.

»Gehst proaumeniarn. Kum mit zum Otto ins Coque d’Or«, sagt Vickerl.

»Du i kaun net. I hob do wos neichs in da Hockn, i muaß a bissl schaun, wia sa si mocht, da earste Tog, waßt eh«, sage ich und zeige auf Cha-cha, die zu mir herüberschaut.

»Liab, wauns d’as uandlich orichst, wiards gnua aufstölln«, sagt Vickerl.

»Oba warum mochst da de Oarbeit, gibs zum Tauni in de Bar, wauns a bissl gscheit is, vadients da zwa Blaue pro Obnd«, sagt

Karl.

»Wauns bei dea a Ochtl vurbeitrogn is im Öl, und i scheiß auf angsoffane Weiwa«, sage ich.

»Du mit deine fraunkn Futna, das da de net aufs Oarschloch gehn… olleweu mit den Schatzi und Pipi, und i steh so auf di… mechst eahna net glei ane in die Goschn haun? Zwa, drei Wochn eingwehna in de Hockn, dann o ins Puff! Foahrst amoi im Maunat aussi, hoist da de Koin, haust ir ane iban Riassl, fickst das uandlich und leiwaund«, sagt Karl.

»Du bist übahaupt grean, fraunke Tanz, oarbeitn gehn, heiraten, daun wirft de Oide an Khelev… i hob gmant i tram wia i des gheart hob… maunatelaung host die vakrochen… jeda hot gsogt… der is fuart, a poar hom gsogt… dear is fraunk wurn… kumm mit, los di aunschaun bei de Leit, du waßt, wia wichtich des ist das' dei Gsicht sehng losst… Koin ist genug zum vadina«, setzt er fort.

War es bloß Zeitverschwendung gewesen, was ich da aufbauen hatte wollen, oder war es nur ein faules Hineinfallen in das langerträumte ›Nest‹ gewesen oder meine Vorliebe für Halbheiten, den Weg des geringsten Widerstandes?

»Vielleicht host recht, oba i loss mi gern treibn«, sage ich. Karl schüttelt den Kopf. Wir verabschieden uns.

Ich gehe schneller. Cha-cha ist Richtung Stephansplatz verschwunden. Aufmerksam sehe ich mich um. Ich kann sie nirgends entdecken. Ich gehe ins ›Nessy‹, blättere in Zeitungen, trinke.

Das Mädchen kommt nach einer Stunde.

»Bitte, kommst du mit mir«, sagt sie. Sie ist bleich und nervös. Ich bezahle, geh' neben ihr.

»Er hat mir die tausend Schilling wieder aus der Handtasche genommen, dann hat er gelacht, aber ich weiß, wo er wohnt«, stößt sie hervor.

Immer eines nach dem anderen. Wieso weiß sie, wo er wohnt? Ich frage: »Ich war in… seiner Wohnung«, sagt sie und schaut weg.

Momentan blockiert die Wut jede Überlegung. Ich treffe sie in den Magen. Sie kippt gegen mich. Ich ziehe sie an den Haaren hoch und gebe ihr zwei schallende Ohrfeigen. Ein Passant stürzt sich auf mich.

»Lassen Sie das Mädchen los«, schreit er. Ich lasse das Mädchen. Sie lehnt an der Wand, heult. Den Retter treffe ich absichtlich am Hals, dann trete ich ihm gegen das Schienbein. Er schreit. Die nächste trifft seinen Mund.

Er hat genug, fällt auf das Trottoir. Das Mädchen am Arm festhaltend, biege ich in die nächste Gasse ein.

»Wo wohnt er«, sage ich.

»Im achten Bezirk«, sagt sie und wischt sich die Tränen ab.

»Ist das Haustor geschlossen?« frage ich.

»Ja, er hat hinter mir abgesperrt«, sagt sie. Zusammengesunken geht sie neben mir. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen. Plötzlich beugt sie sich zur Seite, taumelt und kotzt dann auf das Straßenpflaster. Ich halte ihren Kopf. Sie keucht, dazwischen kotzt sie.

»Du bist sehr appetitlich, mein Kind, es ist höchst vergnüglich, dir zuzusehen«, sage ich.

»Kann ich nach Hause?« fragt sie leise. Ein trockenes Schluchzen schüttelt ihre Schultern.

»Nein«, sage ich.

»Muß ich noch einmal?« sagt sie.

»Deinen Galan besuchen wir morgen, klar, jetzt spülst du dir den Mund aus, dann verschwindest du, und ich wünsche es für dich, daß es klappt«, sage ich.

Sie läuft davon. Es sieht so aus, als wollte sie weglaufen, aber sie wird nicht weglaufen. Sie hat Angst, außerdem liebt sie mich. Aber momentan hat sie vor allem Angst, deshalb wird sie nicht

weglaufen. Helmut steht an der Bar, als ich ins ›Co-Co‹ komme. Wir reden, dann würfeln wir. Escalero-Poker. Er verliert. Helmut geht ins ›Nessy‹.

»Wenn Cha-cha kommt, sage ihr, ich warte hier«, sage ich.

Nach elf kommt das Mädchen. »Darf ich einen Kaffee trinken?« sagt sie und legt ihre Hand auf meinen Arm.

»Natürlich«, sage ich. Mit zwei Fingern hebe ich ihr Kinn, bis ich ihre Augen sehen kann. Ein blasses Licht reflektiert sich darin. Sie sieht mich ruhig an, dann flattert ihr Blick davon. Sie kramt in der Handtasche. Ihre geballte Hand steckt sie mir in die Rocktasche.

»Fünfhundert«, sagt sie, dann rührt sie in ihrem Kaffee.

»Gut«, sage ich.

Später bringe ich sie nach Hause. »Bleibst du bei mir?« fragt sie.

»Nein, ich fahre nach Hause, aber ich hole dich morgen um sechs Uhr früh ab. Dann machen wir einen Besuch«, sage ich. Das Taxi fährt los.

Meine Frau fragt vieles. Ich rede wenig. Ich gehe schlafen.

»Stell den Wecker auf halb sechs und lege mir einen Anzug heraus«, sage ich noch.

Es regnet leicht. Cha-cha sitzt neben mir im Taxi. Ihre Augen scheinen verklebt, müde.

»Hier«, sagt sie. Wir steigen aus. Diese Gasse, Nummer 46, im zweiten Stock.

»Du wartest hier«, sage ich.

Beim Treppensteigen drückt mich der Revolver an der Seite. Ich stecke ihn in den Hosenbund. Drei Türen auf der zweiten Etage.

›Girschek‹ sagte Cha-cha. Also diese Türe. Hohe Doppeltüren mit wuchtigen Schlössern. Ich läute.

»Wer ist da?« fragt jemand.

»Kriminalpolizei«, sage ich. Die Türe wird geöffnet, die Vorlegekette nicht. Durch den Spalt sehe ich einen Mann, etwa

Dreißig, dünnhaarig, mittelgroß, im Schlafrock.

»Was wünschen Sie?« fragt er mißtrauisch.

»Sie waren angeblich Zeuge eines Verkehrsunfalls vor vier Wochen, Man hat Ihre Nummer notiert. Darüber brauche ich einige Auskünfte«, sage ich und mache ein distanziert nettes Gesicht. Vier Wochen, kein Mensch, der in der Stadt ein Auto fährt, weiß, ob er nicht vor vier Wochen vielleicht wirklich Zeuge eines Unfalls war. Er weiß es auf keinen Fall sofort, dieser auch nicht. Er öffnet die Türe.

»Wenn Sie weiterkommen wollen«, sagt er verwirrt. Dann schließt er die Türe. »Hier bitte«, sagt er und öffnet die Türe zum Wohnzimmer. Ich komme sofort zur Sache und ziehe den Revolver.

»Wenn du schreist oder dich bewegst, bist du tot, klar?« sage ich. Er steht mit weitgeöffneten Augen vor mir. »Und jetzt bewegst du dich ganz vorsichtig und langsam auf deine Brieftasche zu und gibst mir die tausend Schilling für meine Schwester, los.«

Er schaut auf die Waffe. Die Mündung zeigt auf seinen Magen. Er geht zu dem Schreibtisch am Fenster. Ich folge ihm Schritt für Schritt. Die Entfernung bleibt dieselbe. Drei Schritt.

»Laß die Lade zu«, sage ich und »geh zur Seite.« Ich gehe zum Schreibtisch, öffne die mittlere Lade. Einige Geldscheine liegen lose auf einem Packen Papier. Ich nehme eine Tausendernote. Die anderen Scheine bleiben liegen. Ich sehe seine Augen wandern. Dann lege ich den Revolver auf den Tisch. Mit einem Schritt bin ich bei ihm. Er reißt seine Arme zu spät hoch. Etwas kracht in seinem Kiefer. Er fällt zu Boden. Ich trete in sein Gesicht, gegen die Nieren. Er stöhnt, krümmt sich gegen die Wand. Ich ziehe ihn hoch. Seine Lippen sind zerfetzt, das Kinn hängt schlaff. Ich hebe mein Knie. Er gurgelt auf, zweimal schlage ich noch in sein Gesicht. Er fällt schwer zu Boden. Ich nehme den Revolver vom Schreibtisch. Er liegt, das Gesicht nach unten, auf dem Teppich. Mit dem Fuß rolle

ich ihn zur Seite. Er scheint bewußtlos. In der Küche wasche ich mir das Blut von den Händen. Vor der Türe horche ich. Kein Geräusch am Gang. Ich verlasse das Haus, niemand hat mich gesehen. Etwa hundert Meter entfernt wartet das Mädchen in einer Toreinfahrt. Es regnet. Wenige Augenblicke später steigen wir in einen Bus.

»Um vier gehst du zum Friseur. Ich bin ab acht Uhr im ›Nessy‹«, sage ich.

»Und jetzt?« fragt sie.

»Gehe ich schlafen, und den gestrigen Abend hast du vergessen. Es hat ihn nie gegeben. Der Strich beginnt für dich heute, also zu niemandem ein Wort, klar?« sage ich und winke einem Taxi.

»Du hast die Pistole mitgenommen«, sagt meine Frau.

»Du weißt das?«

»Ich sehe immer nach, wenn du weggehst«, sagt sie.

»Ich habe sie jemandem gezeigt. Er möchte sie kaufen«, sage ich, dann lege ich mich nieder.

Mittags essen wir zusammen. Nach langer Zeit. Man sieht die Schwangerschaft schon sehr stark.

»Es bewegt sich, willst du es spüren, komm«, sagt sie.

»Nein, ich will nicht«, sage ich. Ich gehöre da nicht dazu. Ich bin der Erzeuger. Ja, das ist aber auch alles. Vater, ich… ein bitteres Lachen ist ganz hoch an der Kehle… ich wate in der Scheiße… in meinem ureigenen Gehirnkot… später… vielleicht… wenn noch etwas übrigbleibt…«

»Willst du nicht mit ›uns‹ Spazierengehen?« fragt sie leise. »Ich sehe dich nur mehr zum Schlafen und Umziehen.«

Wir gehen Hand in Hand durch die Praterwege. Reden über die Leiche, unsere Ehe. Ich werde nicht zurück kommen. Aus dem Schlamm kehrt man nicht zurück, dort versinkt man, früher oder später. Aber was, große Worte, fühle ich mich nicht wohl, so wie ich

lebe, keine Probleme, keine Gedanken, wozu denken? Rotwein und Whisky, ich brauche nicht zu denken, es lebt sich von selbst. Manchmal ruhige Stunden allein auf dem Berg in die Sonne gedacht, nicht zu genau, die Flasche ist dabei, ohne Mutter, wenn sie mit erdigen Händen aus dem Garten kommt, aufstrahlt, weil ich eine Stunde bei ihr sitze.

Cha-cha, mein kühles, zärtliches Mädchen, zwei Welten, ich will so leben, und wer will mich daran hindern. »Ich«, sagt da wer, »ich selbst«, aber ich höre nicht hin.

Abends in der Stadt. Cha-cha im schwarzen Mini. Sie küßt mich. »Ich liebe dich«, sagt sie. Geht dann. Georg ist da und Helmut. Wir würfeln. Ich bin müde. Die Zeit vergeht.

Das Mädchen kommt. »Ich habe zwei, darf ich bleiben?« sagt sie. Ihre Haut ist wie Porzellan, durchscheinend und kostbar. »Du liebst mich. Du liebst mich. Du wirst mich nie wegschicken, immer festhalten, fest.« Sie spricht in meine Wange. Wild waren wir ineinander, Hände sind da, streicheln. Die Nacht ist ein schwarzer Block, hinter Wänden, hinter Scheiben. Cha-cha verdient regelmäßig Tausend am Tag. Ich teile meine Zeit auf die beiden Frauen. Georg möchte mich zu einem Einbruch überreden. Ich sage nein, bin faul, liege mit Cha-cha im Bad, am Neusiedlersee. Das Schilf scheuert leise an unserem Boot, strichelt Schatten in das Segel. Gedämpft schnattert, zirpt und summt es aus dem dichten Röhricht. Die Zeit fließt schwerelos, hartes Licht spiegelt auf Gläsern. Wir haben keine Eile. Worte plätschern, nur um des Sagens, nie um des Gesagten.

Der Wein legt Daunen zwischen das Jetzt und das Später.

Dann zerbricht die Schwerelosigkeit. Zu Hause Streit.

»Trenn dich von dieser Hure«, sagt meine, die fremde Frau. Sie ist aufgedunsen und häßlich und voll Haß auf das weiße Mädchen mit den rötlichen Haaren.

»Halt die Schnauze«, sage ich. Sie redet und schreit und sprüht, steigert das Geplärr bis zur Hysterie. Ich schlage sie auf den Mund, auf den Kopf. Sie liegt am Boden. Ich schaue aus dem Fenster. »Du Schwein, du mieses, dreckiges Schwein«, sagt sie, »ich bring dich um.«

Sie hat den Revolver in der Hand, hat ihn aus der Jacke genommen. Mit beiden Händen umklammert sie den Kolben. Beide Zeigefinger am Abzug. Vier Schritte zwischen uns. Die Mündung zeigt gegen meine Brust. Zittert auf- und abwärts. Blut rinnt langsam über ihr Kinn, tropft auf ihre Brust. Meine Hände krampfen in das Fensterbrett. Die Sonne brennt gegen meinen Hals. Eine Fliege sitzt in meiner Armbeuge. Der Schweiß rinnt mir über den Rücken. Sie steht neben dem Schrank. Die Waffe zeigt auf mich. Sind Minuten vergangen oder Sekunden? Der Revolver ist geladen. Man würde sie nicht einmal bestrafen, wozu auch?

»Ich kann es nicht«, sagt sie abgehackt. Im nächsten Augenblick drehe ich ihr die Waffe aus den Händen.

Mit weichen Knien sitze ich im Wohnzimmer. Ein Schwein, klar bin ich ein Schwein. Mit weißem Rum spüle ich die Übelkeit weg. Die Frau schreit auf mich ein. In blinder Wut schlage ich ihr die Faust ins Gesicht.

»Hilfe, Polizei!« schreit sie. Ich nehme meine Jacke, dann gehe ich.

»Ich war mit meinen Eltern auf der Polizei. Ich habe dich angezeigt«, sagt sie mir eine Stunde später am Telefon.

»Gut, ich rufe dich morgen an«, sage ich und hänge ein.

Räder mahlen hinter meiner Stirn. Ich bin betrunken.

Cha-cha bringt Tausendfünfhundert.

»Kommst du mit mir?« fragt sie. Der Regen trommelt gegen die Scheiben des Cafes. In einer Ecke klebt Fliegenscheiße. Der Kellner hat Plattfüße und schlechte Zähne.

»Verschwinde, vielleicht komme ich in der Früh«, sage ich.

Später gehe ich durch die Wollzeile dem Ring zu. Zwei Männer kommen mir entgegen, lachen, grölen. Es ist zwei Uhr. Plötzlich sehe ich eine Funkstreife ohne Licht. Vom Ring her, gegen die Einbahn, eine zweite. Ich biege in die Riemergasse ein. Ein Motor heult hinter mir auf. Der Wagen biegt mit jaulenden Reifen ein. Bin ich gemeint? Ich springe über die Straße, in die Jakobergasse. Ducke mich hinter ein Auto. Plötzlich tauchen Stahlhelmmänner auf. Drei, vier stürzen sich auf mich. Einer springt mir auf die Brust! Ein stechender Schmerz rast durch meine Rippen. Handschellen klicken um meine Hände.

»Du Hund, wo is da zweite«, brüllt mich ein Zivilist an. Einer tritt gegen meine Kniekehlen. Einer kniet neben mir, schlägt meinen Kopf gegen den Asphalt. Sie sperren mich in eine Zelle. Eine Stunde später Vorführung zum Journaloffizier. »Sie haben einen Komplicen, wo ist er?« schreit er. Ich weiß von nichts.

Tags darauf überstellt man mich ins Landesgericht.

»Sie werden beschuldigt, in einem Geschäft in der Wollzeile 37 eingebrochen zu haben. Sie wurden von einem Zeugen beobachtet, der auch die Polizei verständigt hat. Sie bleiben wegen Verdunkelungsgefahr in Untersuchungshaft«, sagt der Journalrichter.

Dritte Etage, E-Trakt.

Im Gefängnisspital wickelt man mir Binden um den Brustkorb.

»Sind Sie gestürzt?« fragt der Arzt.

»Nein, ich habe zu tief eingeatmet«, sage ich.

»Raus mit Ihnen!« brüllt der Arzt. Die Schergen im weißen Mantel. Welche Ausrede die wohl haben? Sie brauchen keine. Es zieht sie niemand zur Verantwortung.

Tage später melde ich Hungerstreik an. Man holt mich aus der Zelle, gibt mir graue Sträflingskleider, dann bringen mich zwei Beamte in eine Einzelzelle. Die Fenster werden mit langen Nägeln vernagelt. Niemand soll mit mir in Kontakt treten können. Später spanne ich das Leintuch über den Strohsack, dann liege ich und warte. Die Zellentüre wird zweimal am Tag geöffnet. Der Hausarbeiter bringt mir einen Krug Wasser zum Waschen und Trinken. Tage vergehen. Türe auf, Wasser, Türe zu. Ich weiß, daß es ohne Sinn ist und daß die Beamten lachend Wetten abschließen, wie viele Tage ich durchhalte. Es ändert nichts, ich habe Vorstrafen, war am Tatort. Der Zeuge ist zwar siebzig Jahre alt, trägt Brillen, aber er hat mich erkannt. Um zwei Uhr früh, vom vierten Stock eines schräg gegenüberliegenden Hauses hat er mich erkannt… von rückwärts… von Gesicht zu Gesicht nicht.

Der Hunger kommt am fünften Tag. Am sechsten Tag ist Arrestvisite. Wöchentlicher Rundgang eines Richters durch das Gefangenenhaus

»Was ist mit Ihnen?« fragt er, fett und eilig. Kurz sage ich es ihm. Er macht Notizen.

»Sie hören von mir«, sagt er. Ich glaube ihm nicht.

Am zehnten Tag der Arzt.

»Ganz einen netten Puls hat er noch, der hält schon noch durch«, sagt er lachend zu den beiden Beamten, die in der Türe stehen.

Nach dreizehn Tagen werde ich enthaftet. Ohne Kommentar.

»Lieber, komm bitte zu mir«, sagt meine Frau, und »man hat mir alles gesagt, kannst du denn allein kommen?« Ich kann. Die Häuser, die Autos verschwimmen mir im Taxi. Dann ist plötzlich Zärtlichkeit und Wärme da. Ich esse wenig. In der Nacht überfällt mich der Hunger. – Tags darauf Stuhlgang. Als würde ich das Kind bekommen, dann ein schneidender Schmerz, ein Klirren, die Löffelstiele fallen mir aus dem Arsch.

»Läßt du jetzt die Hure?« sagt sie.

»Nein«, sage ich.

Cha-cha ist da, fremd, voll Angst. Einige Zuhälter haben versucht, sich bei ihr breitzumachen. Man hat erzählt, ich würde zwei Jahre bekommen. Abends komme ich mit ins ›Nessy‹.

»Du schaust aus, wia wauns'd in an Valies gwesen wast«, sagt Georg. Es stimmt. Ich bin etwas schmal geworden. Sechsundsechzig Kilo.

»Was war?« frage ich ihn.

»Da Jolly und da Peta hom sie am meistn einipressn woin und de zwa Ruamzuzla vaum Zweiten. Der Gscheate und der blonde Bua mit den Hund«, sagt er. Das Mädchen sagt mir nichts von alldem. Einige Tage hat sie nicht gearbeitet. Das Geld gibt sie mir in einem Kuvert.

Ihr Hintern würde einen Weltkrieg rechtfertigen. Rund, blaß, fest, glatteste Haut. Der Anus rosig, weich, zitternd, regelmäßig in Falten und Dehnung. Rührend, scheu, vibriert die Öffnung unter meiner Zunge. Langsam, mit spitzer Zunge in die Öffnung, tastend sauge ich den Muskel zwischen meine Lippen. Spürbar beruhigt sie sich in der warmen, saugenden Feuchte, weitet sich; meine Zunge sticht in die glitschige Nässe. Vorsichtig setze ich meine Rute an das bereitete Loch. Behutsam drücke ich die geblähte Eichel durch die geschwollene Öffnung. Kaum merklich zuckt sie von mir, dann schiebt sie ihre blassen Halbkugeln gegen mich. Unmerklich steigere ich das Tempo der Bewegungen. Taste den Kitzler, zart reibend, küsse ihre Schulterblätter, verliere mich in der schmalen Rinne ihres Rückgrats; tief ficke ich sie in den Darm. Dann ist nur Haut und Fleisch, ein heller Nacken leuchtet… die Welle schwemmt mich, die Zeit splittert im Augenblick… dann spricht sie leise, lange mit zersprungener Stimme…

»Du darfst mich nicht mehr allein lassen, gehen wir weg von

hier… ich kann überall verdienen… halt mich fest, dann habe ich keine Angst mehr«, sagt sie, flüsternd, mit langen Pausen. Ich werde fortgehen mit ihr. Morgen, oder in den nächsten Tagen. Was hält mich hier?

Tags darauf bekomme ich die Vorladung zur Verhandlung wegen der Schlägerei an der Donau und mit den Polizisten. Wenn das erledigt ist, verschwinde ich. Das Mädchen verdient wieder Tausend am Tag. Langsam nehme ich zu. Die Höhlen in meinen Wangen verschwinden.

Verhandlung. Der Richter hört den Zeugen gelassen zu.

»Der Angeklagte war allein«, fragt er einen Zeugen.

»Ja«, sagt der.

»Wie lange waren Sie dienstunfähig durch die Verletzung?« fragt der Richter einen Polizisten.

»Vierzehn Tage«, sagt der.

»…ist der ihm zur Last gelegten Vergehen und Verbrechen schuldig… und wird hierfür zu drei Monaten schweren Kerker verurteilt… nehmen Sie das Urteil an?« sagt der Richter.

»Nein, ich mache Berufung«, sage ich. Ich kann gehen.

Zwei Tage später fahre ich mit Cha-cha nach München. Von zu Hause habe ich mich für lange verabschiedet. Niemand weiß, daß ich mit dem Mädchen wegfahre.

»Du kannst mir postlagernd München-Hauptpost schreiben«, sage ich, dann gehe ich von Frau, Pudel und Schwiegereltern.

Warum München? Es ist ein Name, ob mehr daraus wird? Es ist egal, wo wir hingehen, mir egal.

Monotones Schnurren der Scheibenwischer. Die Regenfäden reflektieren das Licht der Scheinwerfer. Das Mädchen schläft neben mir. »Ich bin glücklich. Du bist bei mir«, hat sie gesagt. Der Motor läuft gleichmäßig. Ich zwinge mich, dem eintönigen Betonband Aufmerksamkeit zu schenken. Die Armaturen leuchten matt, der

Zeiger der Tachometernadel steht konstant auf hundert Kilometer. Es regnet in Strömen. Das Mädchen erwacht, nimmt meine Hand vom Lenkrad, preßt ihr Gesicht dagegen. Ich stupse sie mit dem Finger gegen die Nase.

»Schlaf, du versäumst nichts«, sage ich. Sie seufzt tief und schließt die Augen. Endlos prasselt der Regen gegen die Scheiben. Die Landschaft liegt in schwarzem Nebel versteckt. Bäume lauern zerzaust und geisterhaft im Hintergrund. Bei einem Rasthaus füllt mir ein verschlafener Mann im roten Overall den Tank. An der Grenze ist der Schlagbaum geöffnet. Ein Arm winkt aus dem Fenster – weiterfahren.

Das Wasser bedeckt in niederem Spiegel die Fahrbahn. Kein Fahrzeug ist zu sehen. Ich lege über das Mädchen ein warmes Plaid, fahre langsamer. Es ist vier Uhr morgens. In einem leeren, grellen Rasthaus trinken wir Kaffee. Die fremde Mundart klingt unfreundlich. Später fahren wir durch dichten Nebel.

Dachau – 3 km; ein Schild spiegelt matt im Dämmer. In einem Hotel quartieren wir uns ein. Der Mensch an der Rezeption ist glatzköpfig und zuvorkommend. Ein Stubenmädchen mit blanken Augen über großen Brüsten zeigt uns ein Zimmer. Müde falle ich ins Bett. Cha-cha macht ›Sightseeing‹.

»Eine große Konditorei und ein Konzentrationslager gibt es hier, in der Konditorei war ich schon, zum KZ gehen wir gemeinsam«, sagt sie und packt Tortenstücke aus einer Schachtel.

»Liebst du mich, sag sofort ja. Zum Lager fahren wir mit dem Auto, ich brauche ein anderes Make-up und einen dunkleren Lippenstift«, sagt sie. Wie ein hübscher, bunter Vogel flattert sie im Raum zwischen den Worten, räumt Hemden in den Kasten und Kleider, stellt ein Dutzend Dinge ins Bad, läßt Wasser in die Wanne laufen. »Komm schon, du Faulpelz, das Bad ist fertig«, sagt sie und

zieht mir die Decke weg.

Eine zaghafte Sonne hängt hinter Dunstschleiern. Blätter sind gelblich, zartbraun besäumt. Das Mädchen sitzt im kurzen Unterkleid vor dem Spiegel, bürstet ihr Haar. Ich springe aus dem Bett, steh hinter ihr. Über ihre Schultern steift sich mein Glied. Sie lächelt gegen den Spiegel, wendet den Kopf, legt die Lippen um die Eichel. Ihre Haare knistern. Zwei Flechten binde ich mir um die Hoden, sie gleitet auf die Knie, den Schwanz im Mund. Dann liege ich in der Wanne, pfeife ›Deutschland, Deutschland, nimmt sich alles‹, lasse mir die Nägel maniküren und dazwischen mit Tortenspalten füttern.

»Mein Alter war sicher nie hier«, sage ich.

Wir steigen aus dem Auto.

Am Parkplatz kaum Autos, die mit amerikanischen Kennzeichen. Stacheldraht, Wachtürme, dann die Räume des Holzhauses. Riesige Fotos ausgemergelter Gestalten, unzählige Broschüren, jede eine Dokumentation des Grauens.

Das Mädchen nimmt meine Hand, hält sie fest den ganzen Weg. Es gibt nichts zu sagen.

Ein Satz bleibt mir in der Kehle stecken. Wir gehen die Lagerstraße zwischen den Betonvierecken entlang. Laut knirscht der Schotter unter den Schritten. Kirchen… wozu drei Gotteshäuser? Katholisch, protestantisch, jüdisch. Bis zum Ende der Lagerstraße einigt das Leid, das Entsetzliche, dann… ›mein Gott ließ dort drüben bauen – wir treffen uns im Krematorium‹, oder ähnlich. Gott ist dort mit am Rost verkohlt.

Über der Ausdünstung einer grauenhaften Mitvergangenheit sprießt diskrete Geschäftigkeit. Gespenstisches im Sonderangebot, drei Karten mit Massakrierten eine Mark, sieben Karten zwei Mark. Ich greife ernüchtert nicht zum Billigen. Die blasse Sonne, die eintönige Moorlandschaft, der Stacheldraht hinter mir – der Tag hat

mich wieder. Ich löse die verkrampfte Hand des Mädchens aus der meinen.

München, Stadteinfahrt. Ich rolle zwischen Autos in endloser Kolonne. Das Mädchen ist still neben mir. In der Mitte, erhöht zwischen den Fahrbahnrichtungen, laufen die Schienen der Straßenbahn. An den Haltestellen ballen sich Menschentrauben. Von einer dieser Inseln läuft plötzlich eine Frau auf die Fahrbahn. Ich trete voll auf die Bremse. Ein dumpfer Schlag gegen die Wagenfront. Die Frau stürzt zu Boden. Der Wagen steht.

»Komm rüber«, sage ich zu Cha-cha, ziehe sie auf den Lenkersitz. Blitzschnell, halb im Aussteigen. Ich habe keinen Führerschein. Die Frau liegt bewußtlos. Sie blutet stark aus einer Wunde am Hinterkopf.

»Ja, mein Gott, sie ist ja direkt ins Auto gelaufen«, sagt ein Mann neben mir und beugt sich nieder.

»Ich rufe die Rettung und die Polizei an«, ruft ein anderer und verschwindet im Gewühl an der Haltestelle.

»Da können Sie nichts dafür«, sagt ein Mann zu mir. Umstehende reden. Ein Straßenbahner kommt gelaufen, »ich habe es genau gesehen, die Frau ist schuld«, sagt er.

»Ich weiß, meine Freundin hat sofort gebremst, aber die Distanz war zu kurz«, sage ich. Cha-cha stützt sich blaß gegen den Kotflügel. »Ihre Freundin?« Der Straßenbahner sieht mir überrascht ins Gesicht. »Es hat sie furchtbar aufgeregt. Sie fährt immer sehr vorsichtig…« Mit Verbandmull reibe ich das Blut vom Gesicht der Frau, »sie kann nichts dafür«, sage ich und nehme Cha-chas Hand.

»Schon gut, Fräulein, schon gut, ich kann bezeugen, daß Sie nichts dafür können«, sagt einer der Männer. Der Straßenbahner zögert noch, dann aber nickt er ebenfalls. Ich atme auf.

Mit Blaulicht und Folgetonhorn treffen kurz danach Rettung und

Polizei ein. Zwei Männer legen die Frau auf eine Bahre und heben sie in den Wagen. Nach zwanzig Minuten ist alles klar. Cha-cha ist schuldlos. Wir können weiterfahren. Nach hundert Metern hält das Mädchen. Sie wirft mir die Arme um den Nacken und schluchzt. »Ich hab' solche Angst gehabt…« Ihre Lippen sind blaß und zittern. Sie küßt mich lange mit geschlossenem Mund. Wir tauschen die Plätze. Ich fahre.

Die Frauenkirche taucht aus dem Auspuffdunst der Autos vor mir auf. Ganze Straßenzüge sind gesperrt, andere auf Ersatzfahrbahnen verlegt. U-Bahn-Bau. Ich schleiche in den Kolonnen zum Parkhochhaus beim Hauptbahnhof.

Es ist kühl, grau und unfreundlich. Cha-cha geht einkaufen, ich auf ein Bier. Ich gehe zum Stachus, Menschenströme treiben. Riesige Tafeln über dem Mathäser. ›James Bond‹. Mir ist nicht nach Kino zumute. Ich schaue mich um, aber dafür ist es zu früh. Cha-cha wartet im ›Massimo‹ auf mich.

»Könnte ich nicht nachmittag schon arbeiten? Ich habe ein paar Lokale gesehen, die interessant sind. Männer, allein«, sagt sie. Sie ist lebhaft, eifrig.

»Geh zum Coiffeur, in der Passage unter dem Bahnhof. Ich hole dich dann ab«, sage ich.

Ich schlendere durch die Goethe- und Schillerstraße, stecke den Kopf in einige Lokale. Es ist nichts los. Einige Besoffene lärmen herum. Dann hole ich das Mädchen ab. Eine wogende Dame stürzt auf mich los, bietet jedes Haar- und kosmetische Service. Lächelnd

schiebe ich sie zur Seite und suche mein Eigentum. Die Wogende bleibt mir. Ich frage, werde vertröstet.

»Ach ja, die Frau Gemahlin, haben Sie ein bißchen Geduld, sie ist gleich fertig, aber hier gibt es Journale«, auch ihre Stimme wogt.

»Pralinen haben Sie nicht?« frage ich. Sie ist irritiert. Wogt nicht mehr. Ist steif und distanziert. Denkt, wogt dann in andere

Richtung. »Bin ich schön?« sagt Cha-cha. Ich bin fasziniert, bezahle. Beim Stiegenaufgang gebe ich ihr eine Ohrfeige, dann eine zweite. Leute werden aufmerksam, murren. Cha-cha zieht ein Weingesicht.

»Wenn du heulst, gibt's noch eine«, sage ich.

»Ich hab'… vergessen, daß der Wind so stark ist«, sagt sie stockend und begreift. Kunstvoll verspielte Löckchen. Sie sieht süß aus. Im Wind nicht mehr. Im Schottenhamel essen wir.

»Liebst du mich?« fragt sie.

»Das weiß ich nicht«, sage ich. Cha-cha trinkt Burgunder. Ich Wodka. Schiebe den vollen Teller zur Seite. Neben uns soupiert ein glatzköpfiger Rundmensch mit einem Kind. Das Kind trägt eine durchsichtige Bluse und keinen BH, außerdem schaut es mich fortwährend an.

»Dieses Flittchen möchte mit dir ins Bett«, sagt Cha-cha böse.

»Ja, wahrscheinlich«, sage ich und bestelle mir noch einen Wodka.

»Trink nicht soviel… du bist unerträglich, wenn du eifersüchtig bist«, sage ich.

»Du brauchst ja nicht hinüberzuschauen! Ich bin viel schöner als sie«, sagt sie. Möglich, aber dich kenne ich und dieses Kind… grüne, weite Augen, ein See, zwischen Bäumen und Gras…

Das Zigarettenmädchen stört meine Versunkenheit. »Gitanes, ja, ohne Filter«, sage ich und bezahle.

Der Glatzköpfige kaut wie eine Kuh. Malmend und gleichmäßig.

»Eine halbe Flasche habe ich dir erlaubt«, sage ich. Mehr verträgt sie nicht.

»Ich besaufe mich und mache dir eine Szene. Mir ist es egal, wenn du mich schlägst«, sagt sie. Auf ihren Wangen sind Flecken. »Ich liebe dich… dich, Lockenmädchen, auch wenn du dumm bist, eine kleine, aggressive, dumme Dirne«, sage ich. Ich streichle ihre verkrampfte Hand.

»Ich will mit dir ins Bett«, sagt sie. Blanke Augen im weichen

Licht.

»Später, später, jetzt muß ich dir einen Standplatz besorgen«, sage ich.

»Und ich?« sagt sie.

»Du setzt dich ins Auto und versuchst es mal so, hinter dem Regina-Hotel. Diesen Kreis siehst du dir genau an. Fahr nicht zu langsam«, sage ich und verlange die Rechnung.

Ich sitze in der Imperial-Bar, betrachte mir die Typen. Langbeinige Superminis streunen auf der Bayerstraße gegenüber. Ein Klotz in einer blauen Lederjacke lümmelt neben mir an der Bar. Unsere Hände stoßen beim Griff nach dem Aschenbecher zusammen.

»Paß mal auf, wo du hinlangst«, sagt er kernig. Er wartet.

»Hast du zuwenig Platz?« frage ich freundlich.

»Von wo bist denn du?« sagt er. Schwerfällig zieht er dicke Brauen hoch.

»Aus Wien«, sage ich. Der Keeper lächelt.

»Bist du schon länger da?« sagt die Lederjacke.

»Seit heute«, sage ich. Ich zünde mir eine Zigarette an, dann bezahle ich meinen Wodka.

»Wo gehst du hin?« fragt er.

»Ich suche einen Platz für meinen Hasen«, sage ich über die Schulter, »oder weißt du einen?« Er schweigt. Schaut zum Keeper. Der zuckt die Achseln. Ich gehe.

Es gibt zwei Möglichkeiten, entweder plaziere ich Cha-cha auf einen guten Platz und warte, was geschieht – oder ich versuche mit den Zuhältern Kontakt zu bekommen und handle einen Platz für sie aus. Letzteres ist besser – es gibt dann keine Schwierigkeiten, und ich habe genug Zeit für mich selbst. Ersteres ist für Idioten und Lebensmüde, letztlich mache ich ersteres. Vorläufig aber gehe ich ins Nachtlicht hinter dem Starnberger Bahnhof. Zwei Wodka, und

der Mensch hinter der Bar hält mir einen Vortrag über das Münchner Nachtleben und daß Österreicher so ziemlich das Letzte sind, was man hier am Strich akzeptiert.

»Den letzten, der es versucht hat, den haben sie halbtot geprügelt«, sagt er eifrig. Na, wenigstens nicht ganz. Ich schaue auf ein rauchschwarzes Lebkuchenherz schräg hinter der Bar – ›Ich öffne dir mein Fensterlein, ach komm doch bald und steig herein‹, die Zuckerschrift ist leicht gelblich. Der Wodka klopft schüchtern in meinen Schläfen. Ich gehe in die Goethestraße. An der Ecke Beine, Silberfuchs, dazwischen eine sorgfältig gemalte Nuttenschnauze.

»Na, willste mal?« gurrt sie.

»Ja, aber nur, wenn du einen Handstand dabei machst. Mir steht er nicht, aber da kann ich ihn reinhängen«, sage ich und, »später, Kleines, jetzt habe ich ein Rendezvous.« Eine schweigsame Nutte. Kein Wort, sie sieht mir nach.

In der zweiten Bar, einer blaurot getönten Schrumpfbude, komme ich mit zwei Loddin ins Gespräch.

»Hinstellen, eine Wienerin«, sagt der Schwarzhaarige, Leichenfarbige, »nee, Junge, hier im Zentrum nicht.« Der andere, rundgesichtig, Narbe am Jochbein, nickt in sein Glas.

»Warum nicht?« frage ich.

»Zu überlaufen«, sagt die Leiche. Wir reden hin und her. Die beiden scheinen mir nicht mehr kompetent. Ich gehe. Der Wodka dämpft die Lichterflut vor meinen Augen.

Cha-cha sitzt im Nachtlicht. Drei trübe Figuren schwirren um sie, Fleischmotten. Ich ziehe unfreundliche Falten ins Gesicht. Dann sehe ich drei Rücken.

»Wieviel?« frage ich

»Magst du nicht raten?« sagt sie.

»Nein«, sage ich düster.

»Vierhundert«, sagt sie.

»Ich habe das Auto stehen lassen. Sie kamen, einer nach dem anderen, lauter angenehme Typen.« Sie scheint froh und ruhig.

Im Bett rast sie, als hätte sie Pfeffer am Kitzler. Ich halte den Kopf unter die Brause. Der Wodka versickert.

Rosiges, glattes, schimmerndes Hurenmädchen, heißhäutig, müde wühlt sie sich unter meinen Arm.

»Du, du… ich liebe dich so… Cha-cha, festhal…«, murmelt sie und schläft. Aufdringlich klopft der Regen gegen die Scheiben. Das Land ist versunken in grauem Brei. Mit schlechtem Gefühl döse ich vor mich hin. Ich kümmere mich zuwenig um das Ganze. Heute muß ich für Cha-cha einen Platz auftreiben.

»Los, ich hab' Hunger«, sage ich und werfe sie aus dem Bett. Es ist Mittag. Essen, dann gehen wir ins Kino. Der Film interessiert mich nach zwanzig Minuten nicht mehr, ich schlafe ein.

»Versuchs mal hier am Stachus, wenn etwas los ist, ich bin in der ›Imperial‹«, sage ich abends.

Betäubender Lärm, ein schwacher Wodka. Ich setze mich auf den Barhocker. Warte. Nach zwei Stunden kommt das Mädchen. »Das Geschäft ist gut, aber da sind zwei Mädchen, die mir nachgehen«, sagt sie mit roten Wangen.

»Na und, deswegen störst du mich hier«, sage ich. Sie sieht mich nur an, sagt nichts mehr. Geht.

Der Keeper ist schweigsam. Ich auch. Ich schlendere durch die Bayerstraße. Haufenweise schieben sich Menschen entlang der Gehsteige.

Plötzlich ist Cha-cha da. Ihre Jacke ist zerrissen, die Haare zerzaust. Auf der Wange hat sie einen roten Fleck.

»Sie sind auf mich losgegangen, haben mich um die Ecke zum Justizpalast gedrängt. Ich konnte aber gleich davonlaufen«, sagt sie keuchend.

»Gleich«, sage ich und betrachte die Jacke.

»Wie sehen sie aus?« frage ich. Sie frisiert sich, beschreibt die beiden.

»Hol den Wagen, dann gehst du wieder dorthin, wo du gestern warst… ich bin im ›Nachtlicht‹«, sage ich. Sie zögert, legt die Hand auf meinen Arm, geht.

Ich kaufe mir eine Zeitung. Die beiden beschriebenen Mädchen stehen keine zehn Meter von mir. Engste Hosen, hochgezurrten Busen, gleißendes Blond, die andere tiefschwarz. Ich begleite sie langsam etwa eine Viertelstunde. Immer sind einige Passanten zwischen uns. Bei einer Passage sind wir plötzlich unter uns. Ich schiebe sie in den Durchgang, schlage sie abwechselnd ins Gesicht. Dann trete ich die eine in den Hintern, die andere schreit. Ich laufe über die Straße und verschwinde zwischen Bauzäunen. Dann gehe ich ins ›Nachtlicht‹. Cha-cha kommt spät, mit fünfhundert. Ich bin zufrieden.

»Geh'n wir tanzen«, sagt sie. Ich nehme ihre Hand von meinem Schwanz.

»Nein, ich will mit dir ins Bett, gleich«, sage ich. Sie öffnet die Augen.

»Fahren wir schnell«, sagt sie rasch.

Diese Ohrfeigen können teuer werden. Ich liege auf dem Rücken. Cha-cha hat sich eine Hand zum Schlafen genommen. Morgen werden die Brüder auftauchen, ihren Reitstall rächen. Ich ziehe Cha-cha eng an mich und lösche das Licht.

Cha-cha ist im Nachmittagsgeschäft. Ich bummle in der Gegend. Sie dreht sich zu mir, ruft etwas über die Straße. Neben ihr steht einer. Hut, brauner Mantel, Dutzendgesicht, irgendwo klingelt es in meinem Kopf. Ich hetze über die Straße.

»Er sagt, er ist von der Polizei und will mich mitnehmen«, sagt sie aufgeregt.

»Lauf«, sage ich und gebe ihr einen Stoß. Sein Arm rutscht von ihr

ab.

Ich sehe eine Marke blinken, vielleicht irre ich mich. Ich erwische ihn voll, gegen den Kieferwinkel. Er fällt nieder. Im Menschengewirr am Hauptbahnhof tauche ich unter. Eine unfriedliche Stadt.

Cha-cha ist beim Friseur. Ich sitze im Cafe ›Künstlerhaus‹, langweile mich mit zwei älteren Herren. Wir tauschen zweimal untereinander die Zeitungen. Ein verhangener Tag. Der Ober schlenkert wie eine Marionette zwischen den Tischen, bringt mir Wodka und schaut dann aus dem Fenster.

Cha-cha bringt eine neue Frisur und vertreibt meine Langeweile.

»Ich hab' ein wunderschönes Kostüm gesehen, darf ich es mir kaufen?« sagt sie aufgeregt.

Sie sieht aus wie ein Mädchen aus dem Pensionat, eine Spur zu kühl vielleicht. Kein Mensch vermutet eine Dirne in ihr.

»Mein Fräulein, ich werde mal zu Hause anrufen, ob ich schon Vater bin«, sage ich. Sie beißt sich auf die Lippen.

»Willst du zurück, wenn das Kind da ist?« sagt sie.

»Nein, aber es interessiert mich«, sage ich. Sie rührt langsam ihren Kaffee.

»Was wirst du tun, sag es mir bitte genau. Du weißt, wie ich diese Frau in Wien hasse«, sagt sie leise.

»Bei dir bleiben, zufrieden?« sage ich und küsse ihre Fingerspitzen. Sie denkt daran. Dieses Kind weiß sie nicht einzuordnen. Sie hat Angst, ich gehe.

»Wo ich gestern war…«, sagt sie.

»Gehst du auch heute«, unterbreche ich sie. Dann gehen wir essen. Mein Revolver liegt im Donaukanal. Meine Schwiegermutter hat ihn dort versenkt, während ich eingesperrt war. In Wien habe ich mir keinen besorgt. Jetzt würde ich dringend einen brauchen. Ich fühle mich reichlich unwohl in meiner Haut – nackt.

Aufmerksam gehe ich die Bayerstraße entlang. In der ›Imperial‹-Bar trinke ich einen Kaffee. Dann steht die weißblonde Nutte vom Vortag in der Türe. Ich lehne mich gegen die Bar. Sie verschwindet. Ich zünde mir eine Zigarette an und setze mich auf den Hocker bei der Wand.

»Einen Wodka«, sage ich zum Keeper. Er bringt, fragt dann, ob ich meine Biene schon untergebracht hätte.

»Nein«, sage ich.

Die beiden bleiben an der Türe stehen, schauen zu mir hin.
Dunkle Anzüge über breiten Schultern, grelle Krawatten. Dann kommen sie an die Bar. Ich sehe ihnen entgegen. So einfach ist das. Jetzt ist der dritte gekommen.

»Zwei Whisky«, sagt die rote Krawatte. Meine Hand umschließt einen Springer in der Hosentasche. Die andere Hand hält eine Zigarette und zittert leicht. Wenn sie Könner wären, läge ich schon auf der Straße.

»Wie war das gestern«, knurrt mich die gepunktete Krawatte an.

Beide stehen vor mir. Der eine etwa einen halben Schritt zurück. Der dritte redet mit dem Keeper. Plötzlich ist es sehr heiß.

»Was gestern?« frage ich langsam. Ich habe die Hand fast aus der Tasche.

»Von wo kommst du?« sagt die rote Krawatte.

»Komm raus, auf der Straße unterhalten wir uns lieber«, setzt der Gepunktete hinzu. Sie haben keinen Plan. Reden durcheinander.

»Eure Weiber haben mein Mädchen verprügelt«, sage ich schnell, »und… weil sie… klein ist und schwach… habe ich ihr geholfen«, sage ich weiter.

»Dasselbe machen jetzt wir«, sagt der eine.

»Bevor ihr hier Gift zu spucken beginnt, hört mir mal zu. Ich komme aus Wien, mich sucht die Polizei, und ich brauche dringend Geld, und deswegen geht das Mädchen hier, deshalb, versteht ihr,

weil mir die Scheiße bis zum Hals steht, ist euch noch nie passiert, oder?«, sage ich deutlich und scharf. Das Messer liegt jetzt unter der Jacke verborgen, so in meiner Hand, daß herausschnellen und zustechen eine Bewegung wäre.

Die zwei nuckeln an ihrem Whisky. Ich habe noch immer Angst, aber meine Finger sind jetzt ruhig. Sie sind am Zug.

»Und das mit den Mädchen?« murrt die rote Krawatte.

»Ist bedauerlich«, sage ich freundlich. Das ist keine erste Garnitur. In mir spült eine warme Welle hoch.

»Wollt ihr, daß ich mich einkaufe?« sage ich. Von den Mädchen ist nicht mehr die Rede.

»Du hast Schiß davor, rauszukommen«, sagt die rote Krawatte lauernd.

»Vielleicht«, sage ich. Er steht jetzt dicht vor mir. Der Springer schnellt vor. Ich ziehe ihn mit der anderen Hand am Revers zu mir. Die Spitze des Messers sticht leicht in die Haut unter seinem Brustbein.

»Nein«, sagt er, als der Gepunktete aktiv wird.

»Ich habe gesagt, daß ich mich einkaufen möchte. Die Klinge ist sechzehn Zentimeter lang, vier Zentimeter sind es in dein Herz«, sage ich.

Der Schweiß läuft mir über den Rücken, verflucht, wie komme ich hier raus.

»Steck das Messer weg, reden wir«, sagt der Rote gepreßt.

»Nein«, sage ich und rutsche vom Hocker. Der Keeper schaut teilnahmslos ins Lokal. Der dritte tuschelt mit dem Gepunkteten. Jede Drohung nutzt sich ab. Ich drehe den Roten gegen die beiden. Ich greife ihm ins Jackett, er ist sauber. Mit einem Stoß und einem Tritt in den Hintern der roten Krawatte blockiere ich die beiden. Blitzschnell bin ich aus dem Lokal. Verschwinde unter besoffenen Oktoberfestbesuchern und abendlichen Bummlern.

Zehn Minuten später finde ich Cha-cha. Ich gehe mit ihr zum Auto.

»Wenn du tanzen magst, fahren wir«, sage ich. Sie fällt mir um den Hals, dann zieht sie ein Ichmöchtesogern-Gesicht. »Aber ich hab' erst…«, sagt sie leise. »Das ist mir scheißegal«, sage ich und steige in den Wagen.

Wir sitzen in der Roxy-Bar in Dachau. Ich schütte den Wodka in Wassergläsern hinunter, und Cha-cha schmollt.

»Warum sagst du denn nichts? Weißt du, wie schön das für mich ist?« Sie schnüffelt gegen meinen Hals.

Etwas stimmt nicht… die Musik unterwäscht die Fragen… was stimmt nicht, du Schwein… was?

Es ist zwei Uhr früh. Ich gehe zum Telefon, wähle Wien.

»Ja! Ich freu' mich so… in zwei Tagen, meint der Arzt… bitte, schreib doch oder rufe an… bitte…«, sagt meine Frau weich und atemlos. Ich lege auf.

Bleich mit schmalen Lippen wartet Cha-cha.

»Ist es da?« sagt sie. Die Frage vibriert abseits der Musik.

»Nein«, sage ich, dann bin ich betrunken. Im Hotel prügle ich Cha-cha, weil sie schuldlos ist, weil ihre Haut so unbeschädigt ist… weil… dann bohr ich mich in sie. Meine Eichel platzt, und sie weint.

Cha-cha kann sich kaum bewegen. Sie liegt teilnahmslos.

Ihre rechte Gesichtshälfte ist stark blutunterlaufen. Ich ziehe sie aus dem Bett. Sie taumelt, fällt auf den Boden. Ich gehe frühstücken. Sitze allein. Eine blanke Sonne vergoldet Häuserfronten. Dann setze ich mich ins Auto und fahre in die Gegend. Kleine Dörfer, leere Felder. Vor einer schmalen Brücke über einen Bach halte ich an, gehe zu dem trüben, langsam fließenden Wasser.

Diese Karre, mein Junge, läuft mitten in den Dreck… es ist nur eine Frage der Zeit… was tust du dagegen… dich besaufen… verschwinden, wäre das Klügste… verschwinden… wie immer.

»Hast du dich erholt?« sage ich. Sie liegt gegen die Wand gedreht. Ich setze mich aufs Bett.

»Es tut mir leid«, sage ich.

»Nein, das ist ja das Furchtbare, daß es dir nicht leid tut. Du spürst ein Unbehagen, dann sagst du, es tut dir leid, aber es stimmt nicht. Du würdest mich tot schlagen, vielleicht wirst du es tun«, sagt sie weinend.

»Red keinen Unsinn, kannst du aufstehen?« sage ich und ziehe die Decke langsam von ihrem Körper.

»Darf ich im Bett bleiben?« sagt sie und hält die Decke fest. Ihre schmalen Schultern sind blutunterlaufen.

»Ja«, sage ich und lasse die Decke los. Sie dreht sich wieder zur Wand. »Ich gehe essen«, sage ich.

Ein weiter Ausschnitt gerät in mein Blickfeld.

»Ist das Fräulein krank?« sagt das Mädchen. Es serviert das Essen. Wir sind allein.

»Ja, sie hat sich erkältet«, sage ich und schaue auf den runden Hintern, der unter dem kurzen, weißen Rock deutlich ist. Sie hat lange, schmale Beine.

»Kann ich vielleicht helfen«, sagt sie eifrig. Gewölbte Lippen, feuchte, blaue Augen, weiches, gelbes Haar.

»Nein, nicht nötig«, sage ich. Sie bleibt bei mir. Zwischen großen Brüsten baumelt ein Medaillon an schmaler, gelber Kette. Ich lehne mich bequem in dem breiten Sessel zurück.

»Eine Flasche Wodka«, sage ich. Sie nickt, geht. Trotz des eingeschalteten Lichtes ist der Raum dämmerig. Die dunklen Täfelungen schimmern warm, heimelig.

Sie stellt eine Flasche und ein großes Glas vor mich auf den Tisch. Es scheint, als wollte sie etwas sagen. Ich trinke, das Mädchen ist aus dem Raum gegangen. Der Wodka zieht eine spröde Grenze.

Cha-cha sitzt vor dem Spiegel und versucht Make-up über die

Schlagspuren zu legen. Ihr Gesicht ist verschwollen.

»Ich bin gleich fertig«, sagt sie und lächelt. Ihre Augen bleiben stumpf. Sie zieht schwarze Netzstrümpfe an.

»Da schau'n sie mir auf die Beine und nicht ins Gesicht«, sagt sie. Ich warte neben dem Fenster. Dann gehen wir.

»Liebst du mich?« fragt sie im Auto. Behutsam ziehe ich sie zu mir. »Ja«, sage ich in ihr Haar. Sie hält meine Hand, bis ich sie zum Schalten brauche.

»Warum trinkst du soviel? Es geht mich nichts an, du brauchst nicht gleich so finster zu schauen, aber ich habe heute nachgedacht; warum, bist du mit mir so unglücklich? Ich weiß gar nichts von dir – bin ich schuld?« sagt sie. Ihre Blicke sind zarte Hände, die sich auf mein Gesicht legen.

»Ich trinke, weil… es mir Spaß macht, weil mir langweilig ist. Ich bin nicht unglücklich, und du kannst nichts dafür«, sage ich. Es ist nicht die Wahrheit, und wir beide wissen, daß es nicht die Wahrheit ist. Ich könnte keine andere Antwort geben. Wir schweigen. Ich parke den Wagen wieder in der Parkgarage neben dem Hauptbahnhof. »Hast du Hunger?« sage ich.

»Nein, vielleicht abends«, sagt sie leise. Wir gehen in ein Kino. »Ich möchte fort von hier«, sagt sie und zieht meinen Arm um sich. »So rasch«, sage ich. Nebelige, feuchtkalte Luft weht uns entgegen. Wenige Menschen sind unterwegs. Um die Straßenlampen hängen bleiche Lichtmäntel. Vor dem Mercedeshaus zünde ich mir eine Zigarette an. »Du gehst jetzt, und halt die Augen offen«, sage ich. Sie nickt, geht.

Ich stelle den Mantelkragen hoch und werfe meine Zigarette in den Rinnstein. In der Schillerstraße setze ich mich in eine Heulbude. Ein auf Babyvamp getrimmter Transvestit versucht mich zu kapern. Mit einem Drink schicke ich ihn fort. Er kreuzt die glatten Beine im bis zur Hüfte geschlitzten Rock und blickt mich schmachtend an.

Ich warte. Die Minuten tröpfeln kaum merklich. Gegen zehn gehe ich ins Nachtlicht. Einer, den ich vom Sehen kenne, kommt mir entgegen.

»Hör zu, dich suchen sechs Leute, sind auch nicht meine Freunde. Verschwinde«, sagt er mit gespanntem Gesicht.

»Wenn die Kleine kommt, schick sie sofort zum Auto«, sage ich. Wir geben uns die Hand. Meine Zigaretten sind aus. Gitanes liegen im Auto. Ich fahre mit dem Lift in den zweiten Stock der Garage. Matte Lampen erhellen undeutlich die lange Halle. Die Stahlstreben werfen düstere Schatten. Irgendwo summen leise Generatoren. Mein Schritt hallt laut gegen die gläsernen Wände. Im zweiten Sektor steht der Wagen. Ich schließe auf und setze mich in das Auto.

Er kauert gegenüber hinter dem Mercedes. Im Rückspiegel sehe ich einen Teil seiner Schulter, einen flachen, hellen Streifen von seinem Gesicht. Ich nehme eine Schachtel Zigaretten vom Rücksitz. Wollen sie hier lebhaft werden? Ich glaube es nicht. Es ist zu früh. Beim Betreten des Gebäudes war ich sehr vorsichtig. Niemand ist mir gefolgt. Ein kurzer Blick in den Rückspiegel. Vom Gesicht ist nichts zu sehen. Seine Schulter und ein Knie sind deutlich sichtbar. Ich steige aus dem Wagen. Meine Hand ist um den Springer geklammert. Der Bursche ist ein Idiot. Im Lack des Wagens neben ihm spiegelt er sich klar erkennbar. Meine Hände sind feucht. Ich zähle meine Schritte bis zum Aufzug. Vor Verlassen der Halle sehe ich mich um. Er ist nicht zu sehen. Mein Rücken ist zwei Meter breit, nicht zu verfehlen. Mein Schatten schrumpft, dann schließe ich die Türe. Beim Gehen habe ich den Atem angehalten. Mit dem Taschentuch wische ich mir den Schweiß von Gesicht und Hals. Hinter dem Durchgang ist tiefster Schatten, zwei Autos parken dort. Hinter dem ersten ducke ich mich aus dem Sichtbereich. Leise surrt der Lift aufwärts. Niemand ist eingestiegen. Er bleibt im

Eingang stehen, geht wenige Schritte, zündet sich eine Zigarette an. Von der Seite schlage ich ihm gegen die Schläfe. Er verliert das Gleichgewicht. Dann treffe ich ihn am Hals. Ich schleife ihn vorsichtig durch die Einfahrt. Links davon ist eine Baugrube. Schwitzend wuchte ich ihn über den Rand. Ein dumpfer Aufschlag. Ich warte, bis sich mein Atem beruhigt hat. Beim Ausgang sehe ich Cha-cha. Sie kommt schnell auf mich zu.

»Ich glaube, die Polizei ist auf mich aufmerksam geworden«, sagt sie.

Es ist Unsinn, blanke Idiotie, aber es ist keine Frage, und es dauert fünf Minuten. Vielleicht gibt es Nachricht aus Wien.

»Hol den Wagen, ich gehe zur Post«, sage ich. Das Mädchen schaut entgeistert, dann werden ihre Lippen schmal.

»Ach ja, postlagernd. Ich gehe mit«, sagt sie.

»Komm«, plötzlich bin ich erschöpft und habe Angst. Wir gehen über den Platz. Cha-cha redet. Ich höre nicht zu, versuche, die Schattenfelder zu durchdringen – nichts. Der Platz ist nahezu leer. Vor dem Eingang zum Bahnhof stehen ein paar Leute. Männer mit älteren Frauen. Die interessieren mich nicht.

»Bleib da, ich brauche eine halbe Minute«, sage ich. Sie nickt. »Ist Post für mich da?« sage ich und lege meinen Paß auf das Pult. Der Beamte wirft einen Blick auf meinen Namen, greift in ein Fach und legt zwei Briefe auf das Pult. Dann gibt er mir einen Umschlag. Ein Telegramm. Ich reiße es im Weggehen auf… ›ein Mädchen‹… steht da. Ich öffne die Türe. Einer hält sie. Sie schreit. Der zweite schlägt gegen ihren Kopf. Ihre Gesichter sind bleiche Scheiben. Im Sprung lege ich mein ganzes Gewicht in den Schlag. Es reißt ihn von den Beinen. Er fällt im Bogen hintenüber. Einer ist an die Wand zurückgewichen. Cha-cha hat die Hände vor dem Gesicht. Unter dem Kopf des Liegenden bildet sich eine Blutlache, ein dünner Faden rinnt aus seinem Ohr. Der zweite bewegt sich im

Zeitlupentempo. Alles geht blitzartig. Ich trete ihn gegen einen Bauzaun. Blut, die Augen starren über mich hinweg. Ich reiße das Mädchen an der Hand mit mir. Es scheint, als würde uns jemand verfolgen.

»Los, lauf da hinüber und von rückwärts in die Garage um den Wagen. Ich warte unten beim Kreisverkehr«, sage ich.

Das Mädchen verschwindet zwischen den Bäumen des Parks neben der Straße. Ich schaue die Straße entlang. Es ist niemand zu sehen. Ich winde ein Taschentuch um meinen zerschlagenen Knöchel, dann gehe ich ein Stück hinter Cha-cha her. Nichts.

»War das eine Platzwunde?« fragt das Mädchen im Auto.

»Hoffentlich«, sage ich. Sie sitzt ruhig neben mir, zündet eine Zigarette an und steckt sie mir in den Mund.

»Gehen wir jetzt weg von hier«, sagt sie später.

»Ja, aber vorher möchte ich morgen in die Zeitungen schauen, ob…«, sage ich.

In der Nacht liegt sie gegen mich gedrängt und ist unruhig. Ich setze mich an den Bettrand. Die Leuchtziffern meiner Uhr zeigen auf drei.

»Ein Mädchen«, sage ich flüsternd. Ich gehe zum Fenster.

Die Nacht hängt düster hinter den Scheiben. Nebel und Wind. Lampen schwingen über den leeren Straßen. Ein Mädchen, na und. Gebärde dich nicht wie ein wildgewordener Vater! Dieses Kind ist dir genauso egal wie das Mädchen da hinter dir. Was ist dir nicht egal?… »ich«, sagt die Stimme, aber ich höre nicht hin… mit Wodka spüle ich die Bitterkeit weg, dann bin ich müde und leer…

»Das wird ein riesiges blaues Auge«, sagt Cha-cha vom Spiegel her. »Ich weiß gar nicht, ob ich das überdecken kann.«

»Besorg mir einen starken Kaffee, aber nicht diesen Negerschweiß, wenn dich jemand fragt, sag, du bist gegen eine Tür gelaufen«, sage ich. Der Satz ist mir vom Polizeiarzt in Wien

geläufig.

»Außerdem«, ich richte mich auf die Ellbogen auf, »geht das niemand etwas an.«

»Es wird auch niemand etwas sagen«, sagt sie und macht die Türe zu.

Über dem Frühstückstablett die großen Brüste der Serviererin. Sie sieht auf meine nackte Brust, lächelt.

»Der Kaffee ist sehr stark«, sagt sie.

»Na, hoffentlich«, sage ich und setze mich auf. Ich verschiebe die Decke. Sie schaut auf mein steifes Glied.

»Ach, Verzeihung«, sage ich langsam. Jetzt hat sie Farbe in den Wangen. Cha-cha kommt durch die Türe. Die andere geht hastig.

»Was war denn?« fragt Cha-cha.

»Nichts, vielleicht mag sie keine nackten Männer«, sage ich.

Ich gehe pinkeln. Die wassersteife Herrlichkeit beruhigt sich.

»Läßt du dich scheiden?« sagt sie mit der Tasse in der Hand. Mir fällt beinahe die Semmel hinunter.

»Warum… ja, irgendwann sicher«, sage ich vorsichtig.

»Einmal hast du gesagt, du wirst mich heiraten«, sagt sie schwach lächelnd. Jetzt verstehe ich. Wenn das Kind da ist, rechnet sich das Mädchen keine Chance aus… oder will sie nur Versuchsballons erproben… bitte.

»Da war ich betrunken«, sage ich leicht.

»Nein, da warst du sehr nüchtern und auch sehr entschieden«, sagt sie.

Ich kann mich nicht erinnern, aber möglich ist es schon.

»Laß den Blödsinn. Ich will die Mittagszeitungen haben, wenn es welche gibt, klar?« sage ich und denke an die großen Brüste.

Mein Arm schmerzt im Schultergelenk immer noch von dem Schlag, und die Hand ist geschwollen. Cha-cha packt. Ich sitze unten, trinke Wodka und versuche, mit dem runden Hintern einig

zu werden.

»Ich habe einen Freund, der ist bei der Bundeswehr«, sagt sie und streichelt das Medaillon. Sie ist ein gesundes, robustes Ficktier mit militärischem Gewissenskonflikt.

»Trinken Sie immer?« sagt sie und kommt langsam zum Tisch. Sie zerreibt die Schritte ganz oben zwischen den Beinen.

»Wenn ich nicht gerade mit einer Frau im Bett bin, ja«, sage ich. Sie lacht unsicher.

»Und Ihre Leber«, sagt sie. Meiner Leber… was hat meine Leber, ach ja.

»Ich habe eine Abmachung mit ihr… ich habe versprochen, nichts über sechzig Prozent zu trinken, und sie läßt mich bis zu meinem schmerzlosen Ende in Frieden«, sage ich. Dann lacht sie nicht mehr. Die Arme auf die hölzerne Trennwand zwischen den Nischen gelegt, sieht sie mich starr an.

Ihr Gesicht ist zwischen meinen Händen. Ich küsse ihren Lippenrand entlang… den Haaransatz an den Schläfen… dann sauge ich mich in ihren Mund. Ihr Körper ist warm und fest.

»Du würdest nie warten…«, sagt sie abgehackt.

»Bis du deine halbseidenen Bedenken überwunden hast?«

»Nein«, sage ich.

Sie hat ihr Zimmer im zweiten Stock.

»Nach dem Essen«, sage ich. Sie nickt, zittert unter meinen Händen. Dann lasse ich sie los.

»Hier gibt es keine Mittagszeitungen. Setz dich in den Wagen und hol welche von München«, sage ich. Cha-cha kämpft mit dem Gepäck.

»Hilfst du ihn mir zumachen?« sagt sie, am Koffer sitzend. »Du hast gesagt, ich darf mir das Kostüm kaufen. Ich möchte dich so gerne überraschen«, sagt sie. Wir schließen gemeinsam den Koffer,

»Meinetwegen«, sage ich einsilbig. Sie legt mir die Arme um den

Hals, drückt sich gegen mich.

»Mach dir keine Gedanken, ich werde viel verdienen. Ich versprech' es dir«, sagt sie mir ins Ohr. Ich schiebe sie von mir. Cha-cha hat das Fenster geöffnet.

Ein Windstoß streift mich wie eine feuchtkalte Hand. Beim Essen plaudert Cha-cha von Nebensächlichkeiten. Ich vermeide, die andere anzusehen. Cha-cha plaudert mit ihr über Salate. Ich habe keinen Appetit.

Die Zigarette schmeckt nach getoastetem Gras. Dann geht Cha-cha. Sie winkt mir durchs Fenster.

Ich gehe ins Zimmer, trinke aus der Flasche und schaue auf die Uhr.

Leichtes Klopfen an der Türe. Ich drücke meine Zigarette aus. Gehe in den zweiten Stock. Die Türe ist angelehnt. Sie steht beim Fenster, sieht mir entgegen.

»Ich heiße Gerda«, sagt sie leise, »sei lieb zu mir.«

Langsam ziehe ich sie aus. Die Dutteln sind beste Brustfickwerbung, groß und fest mit prallen, rosafarbenen Warzen, die Nippel stechen wie Patronen gegen meine Zunge. Ich werfe meine Kleider weg. Ihre Hände flattern, dann sind sie hart an meinem Bauch, an meinem Schwanz. Unsere Zungen verhaken sich in den Zähnen. Dunkelblondes, hartes Vlies, ich drücke ihre Beine auseinander, meine Hände streichen über festes, gespanntes Fleisch. Der Kitzler rollt wie auf Kugellagern.

Ich beiße in ihre Schrittfalten, wühle die Zunge in ihren Hintern, dann schließ ich die Lippen um den harten Widerstand. Wellen laufen durch ihre Beine über ihren Bauch. Sie drückt das Polster gegen das Gesicht, jault wie ein gepeitschtes Tier – rinnt und rinnt. Ich hebe ihre Beine, schiebe mich von der Seite in sie, die dunkelroten Nippel im Mund. Ihre Fut ist naß, eng und heiß. Sie liegt Sekunden ruhig, heult, kreist, strömt über meine Eier – küßt,

redet, ihre Zunge tanzt wie ein harter Kreisel über meinen Hals, mein Gesicht, saugt und keucht… das Nässe aus ihrer Spalte ist mein Speichel – dann, wie ein Hammer, die unbarmherzige Welle – ich – höre meinen eigenen Schrei, bleibe eine unhaltbare Unendlichkeit am Kamm… mattes, gelbes Weich liegt über meinen Bauch geweht. Sie leckt mich langsam, behutsam zwischen Eiern und Arschloch, lutscht an der Eichel. Ich ziehe sie zu mir hoch. Wie Wassermelonen wuchten die Brüste gegen mich, dann wühle ich in Haut und Warzen.

»Angst hab' ich gehabt… Angst vor dir… vor dir…«

Meine Lippen drücken ihre zu. Ich will nichts hören, nichts.

»Liebster«, sagt sie. Ich drücke mit der Zunge gegen ihre Worte. Küsse mich in Haut und duftendes, dichtes Haar.

»Wann… gehst du fort?« sagt sie.

»Heute«, sage ich.

»Nein…«, sagt sie leise in den Rauch meiner Zigarette. Ich ziehe mich an. Sie blickt nicht zu mir hin. Dann schließe ich die Türe.

Ich habe gebadet, liege im Bett, trinke.

»Er ist tot«, sagt Cha-cha und lehnt blaß neben der Türe. Sie gibt mir die Zeitung.

»Auf der zweiten Seite unten«, sagt sie. Ich blättere um.

…wurde der siebenundzwanzigjährige N. N. bei einer Auseinandersetzung niedergeschlagen. Er erlitt einen Schädelbasisbruch und erlag wenig später seiner Verletzung im Krankenhaus N…

»Der Ort, der hier angegeben ist, stimmt genau«, sage ich.

»Ja, ich war dort, es stimmt«, sagt sie und setzt sich aufs Bett.

»Fahren wir«, sagt sie. Sie streichelt nervös meine Hand.

»Ja«, sage ich, dann zünde ich mir eine Zigarette an und trinke einen tiefen Schluck. Der Wodka rieselt glättend in mich. Das Mädchen preßt die Handflächen gegeneinander und schüttelt den

Kopf.

»Aber du kannst doch nichts dafür«, sagt sie immer wieder.

»Nein, und deshalb schiebe den Vorfall so bald wie möglich aus deiner Erinnerung… es ist besser«, sage ich.

Eine Stunde später sind wir Richtung Salzburg unterwegs. Das Mädchen sieht schweigend ins Dämmerlicht. Die Konturen sind undeutlich, fliehen ineinander.

»Du hast dir das Kostüm nicht gekauft«, sage ich.

»Nein, ich habe nicht mehr daran gedacht«, sagt sie.

Wien fällt mir wie ein Eisbeutel ins Genick. Ich sitze im Kaffeehaus und schaue durch dreckige Scheiben in einen tristen Vormittag. Seit gestern weiß ich, daß mich die Polizei sucht. Eine Blonde am Nebentisch schwenkt ihren Hintern zum Journalkasten. Sie hat leichte O-Beine. Leute hasten vorüber. Gesichtlose im Spiel um die Kohlen, mit ernsten, angestrengten Gesichtern, bleich und ungesund, im verhangenen Tag. Der Ober kommt. Brust wie eine eingedrückte Wirtshaustüre, Plattfüße, saures Lächeln.

»Der Herr?« sagt er.

»Einen großen Schwarzen«, sage ich.

Die Blonde geilt mich an, legt die Beine übereinander, sitzt halbseitig im Freien. Ich schaue zu ihr. Sie betrachtet eine Seite, lange, aufmerksam. Ein Mann… ach ja, die Illustrierte bringt ›den männlichen Akt‹ in Serie… darüber steht groß gedruckt, der ›Brite‹… schmalarschig, kurzschwänzig, haarlos, hübsch…

Cha-cha ist beim Friseur, dann hat sie zwei Kunden. Alte, fette Knaben mit Zeit und Geld. Ich brauche Geld. Bei Otto im ›Alkron‹ habe ich mir Paß und Führerschein bestellt, die ›Flebben‹ sind teuer und nicht original, aber ich brauche sie dringend.

Der Ober bringt den Kaffee. Heiß und schwach. Ich klopfe mit dem Feuerzeug gedankenlos gegen die Marmorplatte des Tisches.

Eine alte Dame hebt mißbilligend ihr Gesicht aus der Zeitung. Ich schaue böse zurück und klopfe weiter. Sie versenkt sich wieder kopfschüttelnd in die Zeilen.

Verkriechen ist kostspielig. Ich wohne mit Cha-cha in einem Privatzimmer am Bisamberg. Gute Luft, nette, neugierige Leute.

Cha-cha verdient zweitausend am Tag. Tausend streue ich in die Gegend. Wodka und Stunden am Albener Hafen. Ich sitze im Auto und starre allein in die braune Donau.

Zweimal war ich im Krankenhaus bei ihr. Das Kind sieht aus wie ein Affe. Sie war beleidigt, aber für mich sieht es so aus. Die Schwestern sehen mich komisch an. Dann erfahre ich, die Polizei war vor mir bereits da.

Manchmal bin ich nüchtern, wenn Cha-cha kommt, meistens aber betrunken und aggressiv.

»Du liebst mich nicht mehr«, sagt sie und weint sich in den Schlaf.

Der Ober schaltet die Lampen ein. Aus dem Plüsch staubt die Langeweile. Die Blonde scheint enttäuscht. Außer einem Fettnacken drei Tische weiter ist kein Opfer zu sehen. Sie zieht sich energisch den Rock über die Schamhaare. Der Wind treibt am Trottoir eine leere Zigarettenschachtel vorbei. Leise klicken Billardkugeln im Nebenraum. Ich bestelle ein Bier. Es ist acht Minuten vor elf Uhr. Ich ziehe mir den linken Socken hoch. Die dicke Frau am Tisch neben dem Eingang kratzt sich diskret am Busenansatz. Ich zünde mir eine Zigarette an und trinke von meinem Bier.

»Du saufst olleweu allanich… geh a bissl unta Leit«, hat mir Otto vorgeworfen. Ich will niemanden sehen und reden… nach ein paar Gläsern rede ich mit jedem oder schweige und warte auf etwas, was nicht geschieht…

Helmut war aus Düsseldorf da.

»So hoitst di kane vier Wochen… kumm mit mia«, sagt er.

Ich habe nur den Kopf geschüttelt.

Ich bezahle. Dann fahre ich über den Ring zur Oper.

7. November 68.

In zwei Tagen bin ich vierundzwanzig, als hätte das eine Bedeutung. Hinter mir hupen Autos… ach ja, es ist Grün.

Ich sitze im Biedermeier, trinke Wodka und sekkiere Mias Pudel. Sie poliert ihre Nägel und plappert Unsinn. Lore schleppt einen verlegenen Knilch durch den Seitenausgang ins Hotel hoch. Erna gähnt und nimmt sich eine Zigarette aus meiner Schachtel.

»Ka Geschäft«, sagt sie. Monika schaukelt zur Musikbox und wirft Münzen ein. Rasselnd setzt die Lärmtruhe ein. Tom Jones. Der Pudel japst. Mia lüftet Brauen. Da kommt Helga. Sie betrachtet mich langsam.

»Du bist?« sagt sie. Ich schaue auf ihre Brustwarzen. Sie sind deutlich unter dem dünnen Pulli gereckt. Sie setzt sich zu mir. Schwarzes Nylon reibt auf schwarzem Nylon. Ihre Augen sind braun, seicht und hungrig.

»Kommst du jetzt öfter?« fragt sie leise.

»Schon möglich«, sage ich unbestimmt. Erna gibt mir ein gefülltes Glas. Ich trinke, gehe, ›When a man loves a woman‹ weht mir durch die Türe nach.

Wir ziehen in ein Hotel nach Korneuburg. Ich schreibe meinen neuen Namen auf den Meldezettel. Hans Jürgen Koch, der Paß ist gut, der Führerschein weniger, aber ich habe ja zwei.

Cha-cha hat Blutungen.

»Kann ich aussetzen, ich müßte zum Arzt«, sagt sie.

»Nein, vielleicht in einigen Tagen, jetzt auf keinen Fall«, sage ich.

»Du, ich will ein Kind haben… ich will mich nicht kaputt machen… weißt du überhaupt, was du von mir verlangst… jeder Gummi ist voll Blut und die Handtücher in den Hotels, die ich

unterlege, auch… gestern bin ich in der Spinne zweimal ohnmächtig geworden… ich kann nicht mehr… hörst du… ich kann nicht mehr«, sagt sie laut schluchzend. Ihre Augen sind tief und weh, wie die eines gemarterten Tieres.

»Hör zu, ich brauche das Geld, klar?« sage ich. Sie schiebt ihren Kopf gegen mich.

»Das bist doch nicht du. Du liebst mich doch«, weint sie. Ich ziehe sie auf mich, dringe in sie ein. Tief und hart. Sie schreit auf, dreht sich von mir. »Bitte, ich halte es nicht aus«, wimmert sie. Mein Schwanz ist voll hellem Blut. Ich spüle ihn an der Wasserleitung.

»Heute kannst du im Bett bleiben. Morgen gehst du und wenn ich dich an den Ohren festnageln muß, daß du nicht umfällst«, sage ich und fahre nach Krems - Stein.

Vor eineinhalb Jahren habe ich einem versprochen, ihn abzuholen. Er wird heute, am fünfzehnten November um acht Uhr früh entlassen. Es ist sechs Uhr früh. Die leichte Trunkenheit stört mich nur wenig beim Fahren. Die Straße ist leer. Nebelbänke liegen über dem Wagram. Ich fahre langsam. Nasses Laub liegt über die Fahrbahn geschmiert. Knapp vor sieben halte ich vor der Strafanstalt. Ich kurble das Fenster herunter und zünde mir eine Zigarette an. Beamte hasten dem Eingang zu. Keiner erkennt mich im diesigen Licht. Der breitarschige Major radelt durch das Tor. Der Posten reißt die Hand gegen die Mütze. Die Nachtdienstbeamten verlassen einer nach dem anderen das Tor. Einer zögert, kommt zum Wagen.

»Jössasna, Se san des«, sagt der Ruschi, nervös und hastig wie eh und je.

»Ich warte auf den Marik«, sage ich.

»Do sans z'spät kumma, sei Bruada hot den glei noch sexe mitn Auto ghoit«, sagt er. Ich zucke die Achseln. Sein kälterotes Gesicht verschwindet. Müde lege ich den Gang ein, fahre im Schrittempo

die wenigen hundert Meter in die Stadt. Ein Mädchen geht am Fahrbahnrand. Ich halte an.

»Ich bin müde und möchte einen Kaffee trinken, wo ist um diese Zeit offen?« sage ich. Braunes, langes Haar, ein hübsches Dutzendgesicht. Sie lächelt.

»Nehmen Sie mich mit, ich zeige es Ihnen«, sagt sie. Ich öffne, sie steigt ein. Sie ist frisch, die Probleme sind vergessen. Ich fahre mit ihr in die Umgebung. Sie ziert sich nicht, lutscht ungeschickt an meinem Schwanz. Nach dem Spritzen schmeiße ich sie aus dem Auto.

Wohin treibe ich? Was ist mit Cha-cha… warum läßt es mich gleichgültig, in den letzten Tagen war ich nur in Lokalen, wo die Polizei regelmäßig Razzien macht… was will ich eigentlich?

Cha-cha ist blaß und verweint. Ich gehe zur Donau, starre in den trüben Strom. Schmutzige Schaumblasen quellen aus den Wellenkämmen. Der schneidende Wind treibt schwere Wolken, irgendwo trinke ich weiter. Cha-cha schaut mir ängstlich entgegen. Schweigend ziehe ich mich aus. Die Müdigkeit deckt ihren Blick zu. Nicht denken, schlafen. Sie steht beim Fenster. Ihre Gestalt verschwimmt in der Dunkelheit, ich schaue auf meine Uhr am Handgelenk. Zwei Uhr früh. Ich habe vierzehn Stunden geschlafen.

»Komm ins Bett«, sage ich. Sie bewegt leicht die Schultern, spricht gegen das Glas.

»Warum haßt du mich… oder dich so sehr… du bringst uns damit um… jetzt wirst du aufstehen und trinken… ich sehe dich, wie du mit dem Glas spielst, es gleichgültig anschaust, dann langsam trinkst… ohne Gier scheinbar… jemand sollte versuchen, dir das Glas aus der Hand zu schlagen… du würdest ihn umbringen… wenn du noch stehen kannst… manchmal, wenn du so betrunken durch die Straßen fährst, wünsche ich mir, du würdest gegen eine Mauer oder einen Baum rasen… dann wäre es vorbei… wir wären

tot.«

Ich zünde mir eine Zigarette an. Ich schaue zu der Wodkaflasche neben dem Spiegel. Sie hat recht… ich möchte aufstehen, trinken… dieses miese Hotelzimmer vergessen… mir die Fortsetzung dieser Scheiße im Kino ansehen oder erzählen lassen… ich habe keine Antwort für sie. Sie setzt sich an den Bettrand. Spricht lange in die Schwärze zwischen uns. Ich schlafe dann ein.

Am Vormittag hole ich ihr etwas zu essen. Sie lächelt angestrengt.

»Das Liegen hat mir gutgetan, abends geht es schon wieder«, sagt sie schwankend. Ich schaue aus dem Fenster. Winzige Flocken torkeln gegen die Scheiben. Es schneit.

Ich trinke und warte, bis Cha-cha mit dem Bemalen fertig ist, dann fahren wir. Beim Brunnen am Neuen Markt steigt sie aus.

»Du wartest im Wienerwald, vielleicht wird es später«, sagt sie und küßt mich.

»Dann bin ich im Park Cafe«, sage ich und biege in die Kärntner Straße ein.

Cha-cha habe ich für zwei Monate zum letztenmal gesehen. Eine Stunde später wird sie von der G. M. (Geheimprostitution und Mädchenhandel) verhaftet und ins Polizeigefängnis gebracht. Am nächsten Tag stellt der Arzt bei ihr einen Tripper fest, und sie wird in die Heilanstalt nach Klosterneuburg gebracht… am Weihnachtstag wird sie entlassen…

Ich sitze im Wienerwald und warte auf sie. Ich bin in das Lokal im dritten Bezirk ausgewichen, im ersten Bezirk, in der Annagasse, ist mir zuviel Polizei. Die unauffälligen Herren im knautschfreien Anzug. Später schlendere ich ins Park Cafe, dann ist es vier Uhr, und Cha-cha hat sich noch immer nicht gemeldet. Wahrscheinlich ist sie verhaftet, wollte nicht mehr.

Ich setze mich ins Auto, fahre ins Hotel, packe die Koffer, trage sie

ins Auto, dann verschwinde ich.

Tags darauf, höre ich später, kam die Polizei. Tagelang spült es mich durch die Stadt. Walter hat für mich herausbekommen, daß Cha-cha in Klosterneuburg ist. Ich schicke ihn mit dem Auto hin, er soll sich die Gegend ansehen.

»Nichts zu machen, die rufen sofort die Polizei an«, sagt er zu mir.

Ich sitze im Biedermeier. Helga tröstet mich.

»Ich will dich sehen«, sage ich am Telefon zu meiner Frau.

»Die Kleine schläft noch nicht. Ich komme später«, sagt sie. Ich lege auf. Dann fahre ich vor das Haus und warte. Sie kommt aus dem Haus, sitzt neben mir.

»Und deine Tochter interessiert dich nicht«, sagt sie.

»Nein«, sage ich und lege die Hände um ihr Gesicht.

»Die Polizei kommt jetzt nur noch selten. Ich habe gesagt, daß wir uns nicht mehr sehen. Komm in die Wohnung«, sagt sie.

Pudel und Schwiegermutter und Wiege. Fläschchen und winzige Hemden und Strampelhosen.

»Ein Brief von deiner Mutter ist da«, sagt sie und gibt ihn mir. »… ich bin seit zehntem Dezember im Krankenhaus und werde bald operiert…. möcht' ich dich gerne sehen… es ist nur eine kleine Geschwulst in der linken Achselhöhle, aber ich weiß es besser, komm… in Liebe umarmt dich Mutter.‹

»In zwei Tagen ist die Taufe. Du bist doch da?« sagt sie und setzt sich zu mir.

Mutter hat Krebs. Sie wurde schon einmal operiert. Die ganze Brust wurde ihr weggeschnitten. Ich rufe im Krankenhaus an. Es meldet sich ein Arzt. Er behandelt Mutter seit Jahren.

»Sie wartet sehr auf Ihren Besuch. Es geht ihr nicht sehr gut, aber… Herr N. da waren zwei Herren, die nach Ihnen gefragt haben. Wir wurden ersucht, die Polizei zu verständigen, wenn Sie ins Krankenhaus kommen. Rufen Sie vorher an, ob Sie mich

erreichen können«, sagt er.

Die Kreise, mein Junge, werden enger. Sie haben Zeit und sind viele.

Das Kleine sieht gar nicht mehr wie ein Affe aus.

»Du kannst es ruhig fester halten, du zerbrichst es nicht«, sagt die Frau. Das Baby gummelt, und ich stehe irgendwo und schaue mir zu, wie ich es schaukle und halte. Der Schweiß rinnt mir über den Rücken. Sie nimmt es mir aus den Händen und legt es in die Wiege. Ich beuge mich über ihre Schulter und schaue in das runde, zufriedene Gesicht mit dem dunklen Flaum darüber.

»Ich bitte dich, geh selbst zur Polizei… und bring das hinter dich… wir brauchen dich doch… ich brauche dich«, sagt sie an meinem Hals.

»Nein«, sage ich.

Tags darauf rufe ich wieder im Krankenhaus an. Der Arzt ist für eine Woche weggefahren. Ich schreibe an Mutter, daß ich kommen werde.

Zur Taufe tauchen eine Menge Verwandte auf. Die Stimmung ist voll Rührung und Schmalz. Ältliche Tanten weinen. Maria-Christiane muß das Mädchen heißen. Es heißt so. Mein Schwiegervater ist vor mir besoffen, und ich habe mir solche Mühe gegeben. Später werde ich dann nüchtern und fahre eine ältliche Tante nach Hause. Sie keift wegen meiner Fahrweise. Ich lasse den Wagen durch zwei Kurven schlittern, dann ist sie ruhig, vielleicht betet sie. Erleichtert stürzt sie aus dem Wagen. Am Praterstern hält mich eine Polizeistreife an. Routinekontrolle. Ein junger Beamter starrt mißtrauisch das Bild auf dem Führerschein, dann mich an.

»Ihre Nummerntafel ist stark verschmutzt, die sollten Sie mal reinigen«, sagt ein anderer von rückwärts.

»Mach' ich, Herr Inspektor«, sage ich und fahre.

Vor dem Haus steht eine Funkstreife. Ich schlängle mich vorbei

und biege rechts ein. Der Wagen kommt ums Eck. Ich gebe Gas. Rechts, Schüttelstraße, dann Rotundenbrücke… fahrt nur, ihr Knilche, ich habe Frontantrieb… der Wagen rutscht, ich schlage mehr ein… Erdbergerlände… dann gegen die Einbahn… wieder links, dann rechts Erdbergerstraße… ich sehe niemanden mehr… Wassergasse… Neulinggasse, beim Modenapark biege ich ein, halte an und steige aus. Schräg vis-a-vis ist eine Telefonzelle.

»Was ist los«, sage ich.

»Irgend jemand hat sie angerufen, daß du hier warst, wahrscheinlich vom Haus«, sagt sie leise.

»Mach dir keine Sorgen, ich ruf später wieder an«, sage ich.

Ich fahre zu Walter, vorsichtig, Nebenstraßen. Er schuldet mir noch Geld.

»Di gibts a no«, sagt er unwillig, als ich ihn herausläute.

»Ich brauche eine Bleibe… für ein paar Tage«, sage ich.

Er legt den Finger an die Lippen, deutet zu einer Türe.

»Heast, waun i alanich wa, sofuat, oba i hob jetzt a fraunke Oide, und du waßt eh wia de san… du kriagst oba no a Göd von mia… drei Blaue«, sagt er hastig. Es ist ihm unangenehm, oder will er bloß nicht? Er weiß natürlich längst, daß ich gesucht werde.

Er kommt aus einem Zimmer.

»Du, i hob nua Zwatausendviahundat… mochts da wos«, sagt er und sieht mich unsicher an.

Ich müßte ihm eine in die Schnauze klopfen.

»Gib her«, sage ich und gehe. Die üblichen Lokale, die lang geöffnet haben, kann ich vergessen. Dort sitzen Bullen oder Konfidente. Ich stehe neben dem Wagen und überlege… Helga – sie hat mir ihre Adresse irgendwo auf einem Zettel aufgeschrieben. Ich suche im Handschuhfach. Zerdrückt liegt er neben Kaugummi und Zigarettenschachteln. Praterstraße 43, Tel. 24 65…

Aus einer Telefonzelle in der Augartenstraße rufe ich an.

»Hallo«, sagt sie ungläubig, »du?«
»Ich brauche eine Bleibe, ein paar Tage«, sage ich.
»Komm«, sagt sie.
Sie wartet im Haustor und hat eine starke Cognacfahne.
Ich schenke mir ein Glas ein, werfe mich auf eine Couch. Sie hantiert in der Küche,
»Magst du auch etwas essen«, sie schiebt den Vorhang zur Küche weg.
»Nein«, sage ich.
Dann sitzt sie mir gegenüber, ißt Harm and Eggs und erzählt Tratsch vom Cafe Biedermeier.
Auf dem Plattenspieler drehen sich Beatlesnummern, der Cognac entzieht dem Nachher das ungute Gefühl des Unvermeidlichen. Sie sitzt neben mir, knöpft mein Hemd auf, dann nuckelt sie um meine Brustwarzen. Ich schäle sie aus der Wäsche.
»Fick mich in den Arsch«, sagt sie. Ich rühre ohne Begeisterung im engen Kacker, dann fließe ich. Gedankenlose Zärtlichkeiten küsse ich müde in ihre Haut, den Mund, die scharfriechende Spalte, die Handflächen, erschöpft spüre ich Hände, dann nichts mehr.
Ein Halbschlaffick, ein Glas Cognac, das Tageslicht mündet undeutlich in meinen Augen.
»I steh auf di«, sagt sie und geht Kaffee kochen. Ich zünde eine Zigarette an. Der Geschmack im Mund, als hätte ich Scheiße gekaut. Der Ekel ist dicht und erbarmungslos. Ich stehe im Bad, spucke gegen den Spiegel. Der Speichel baumelt am Glas.
»Was machst du denn«, sagt sie von der Tür.
»Ich habe versucht, ob ich es spüre, wenn ich mir im Spiegel ins Gesicht spucke«, sage ich.
»Na und«, sie lacht, »hast du es gespürt?«
»Nein«, sage ich… ›ja‹ sagt jemand, aber ich höre nicht hin.
»Ich brauche Geld«, sage ich. Sie gibt mir zweitausend.

»Bleibst du da«, fragt sie und spielt mit meinen Fingern.

»Nein«, sage ich, »gestern hab' ich Glück gehabt, das möchte ich nicht strapazieren.« Ich nehme das Telefon, lege mich auf das Bett.

»Jetzt halt den Mund«, sage ich und wähle.

»Mein Gott! Ich hab' schon solche Angst gehabt. Wo bist du denn?« sagt meine Frau verzerrt.

»Bei einem Freund… ich bin beim Frühstücken… bleibst du zu Hause?« sage ich.

»Ja… um eins fahre ich mit der Kleinen in den Prater zum Konstantinhügel«, sagt die Frau.

»Ich komme hin. Beim Teich finde ich euch schon«, sage ich und lege auf.

»Ist sie das«, sagt Helga.

»Nein, sie ist es nicht, aber sie ist mir jetzt wichtig, verstehst du«, sage ich laut.

»Dann schlaf doch bei ihr«, sagt sie und kann der Ohrfeige nicht mehr ausweichen, dann geht sie zum Fenster.

»Ich schlafe bei dir… ich brauche Geld… ja, ich weiß, du warst lieb zu mir und jetzt gehst du… wer scheißt sich schon um mich… wer… Ansprüche – kriegst eine aufs Maul… oba is jo Wuascht, bei ana Hua… i steh jo trotzdem auf di…«, sagt sie dann im Dialekt, leise und weich und hoffnungslos.

Ich springe durch das Treppenhaus, steige ins Auto. Gebe den Wagen zum Waschen und Tanken. Ich blättere in Zeitungen. Schaue plötzlich im Spiegel der Seitenwand in ein blasses Gesicht zwischen schwarzem, stumpfem Haar.

Nervöse Finger streichen über eine gefaltete Zeitung. Die Serviererin kippt mir den Aschenbecher über die Hose, klopft unter hundert Entschuldigungen an mir herum. Verschreckte Augen beruhigen sich in einem Lächeln.

»Am Knie ist noch etwas Asche«, sagt sie.

Ich streife den Dreck weg.

»Gut so!« sage ich. Sie nickt. Ich setze mich zu ihr. Die Zeitung fällt zu Boden. Ein Ring rollt zum Nebentisch. Ein schmaler, glatter Ehering. Ich hebe beides auf. Sie steckt den Ring in ein Seitenfach der Handtasche.

»Haben Sie etwas zu tun«, sage ich.

»Ja, ich warte auf den Zug nach Hainburg. Ich möchte nach Hause fahren«, sagt sie und sieht auf die Uhr.

»Ich habe nichts zu tun, wenn Sie wollen, fahr' ich Sie nach Hause«, sage ich und drücke meine Zigarette aus.

Sie zögert, sucht eine Ausflucht. Ich bezahle. Wir gehen. Die Servicestelle ist nahe. Auf der Simmeringer Hauptstraße ist Kolonnenverkehr. Sie raucht hastig und unbeherrscht. Autos gleiten wie an Bändern gezogen vorüber.

Ich achte auf den Verkehr, sie schweigt. Ihre Beine sind schlank im kurzen, roten Rock. Schmale Kerben laufen von den Nasenflügeln zum Mundwinkel. Die Lippen weich, geteilte, blasse Hautlilien. Schlanke, schlecht gepflegte Finger. »Ich lass' mich nicht angreifen«, sagt sie plötzlich mit schmalgezogenen Lippen.

»Das hatte ich auch nicht vor«, sage ich und schaue ruhig zu ihr.

»Dann wären Sie der erste!« sagt sie scharf. Ich fahre zum Straßenrand.

»Bitte«, sage ich. Sie putzt sich die Nase, schaut, langsam lichtet sich der Schrecken.

»Entschuldigen Sie, aber ich…«, sagt sie stockend. Der Wagen rollt. Sie knetet das Taschentuch zwischen den Fingern. Endlos zieht sich die Mauer des Zentralfriedhofes an der rechten Seite der Straße. Das Land zum Flughafen hin ist glatt und öde. Sie schweigt beharrlich. Alleen und braune und braungraue Felder.

»Ich möchte hier essen«, sage ich in Deutsch Altenburg. Sie nickt verlegen. Es gibt Wels, mit Kräutersauce, der Wein ist hell,

blaßgolden. Ihr Lächeln ist still und zurückgezogen. Über der Donau hängt ein schwacher Dunst.

Ich bezahle, wir steigen ins Auto.

»Kann ich hier aussteigen«, sagt sie hinter dem Stadttor, auf einem kleinen Platz. Sie dreht sich zu mir.

»Warum haben Sie das… so getan«, sagt sie. Das Licht spiegelt auf ihrem Haar. Sie kramt in der Handtasche, dann kritzelt sie auf einem Stück Papier.

Ich rauche und warte, daß sie aussteigt. Sie legt kurz ihre Hand auf meine, dann geht sie.

›Danke‹ steht auf dem Papier, ein Name und eine Telefonnummer. Ich zerknülle den Zettel und werfe ihn aus dem Fenster. Das Ich im Du hat keine Telefonnummer, nur große verschreckte Augen.

Schnell fahre ich nach Wien zurück. Triste hängen die Zweige der Sträucher über dem schwarzgrünen Wasser. Hundescheiße liegt herum und ein blauer Kinderfäustling. Die Bänke stehen leer und aufdringlich da. Laub klebt an meinen Schuhsohlen. Die Wege am Teich sind menschenleer. Es ist halb drei. Ich suche ein Telefonhäuschen.

»Es ist kalt, und ich habe eine Stunde gewartet«, sagt die Frau bedrückt.

»Leg die Kleine in die Tragtasche und komm«, sage ich, »ich warte bei der Schnellbahnbrücke.«

»Ich hab' solche Angst. Was wird jetzt«, sagt sie. Unten wälzt sich eine dreckige Brühe, der Donaukanal.

»Wir suchen eine Wohnung, dort wohnst offiziell du mit dem

Kind, und bei dir ist eben manchmal ein unbekannter Mann«, sage ich. Ein Schnellbahnzug donnert über die Brücke.

»Ja«, sagt sie und schaut in die Tasche.

Von einer Agentur holen wir uns Adressen. Dann haben wir eine

Wohnung. Klein, in einer versteckten Gasse im sechzehnten Bezirk. Sie schleppt mit dem Taxi haufenweise Kram von zu Hause an. Um die Ecke ist eine Leihbücherei. Ich lese acht Bücher in der Woche und lerne. Baby baden und wickeln.

»Bleibst du jetzt bei uns«, sagt sie.

»Ja«, sage ich und kaufe eine Kiste Wodka.

Ich rufe im Krankenhaus an.

»Ihre Mutter wird morgen operiert, am späten Nachmittag, gegen fünf, können Sie kommen.«

Es ist der 23. Dezember. Der Tag dunkelt rasch. Die großen Fenster des Krankenhauses werfen breite, gelbe Lichtrinnen auf die nackten, hohen Sträucher im Park.

»Sie ist munter«, sagt eine blasse Ordensschwester auf meine Frage. Ich geh' in das bezeichnete Zimmer. Ein Weihnachtsbaum steht auf einem langen Tisch in der Mitte des Raumes.

Mutter ist gedunsen und fahl. Sie hält meine Hände und weint still. »Daß du doch gekommen bist«, sagt sie. Ich schiebe die Tasche mit den Geschenken zum Nachttisch.

»Das siehst du dir morgen an, heute mußt du schlafen«, sage ich.

»Du darfst noch nicht fortgehen«, sagt sie schnell und klammert die Hände um meinen Arm.

»Ich bleibe hier sitzen, bis sie mich hinauswerfen«, sage ich. Sie schläft. Nach einer Stunde muß ich gehen. Ihr Gesicht ist entspannt, sie atmet ruhig. Leise schließe ich die Tür.

»Weißt du noch… voriges Jahr«, sagt meine Frau und kitzelt die Kleine an den Fußsohlen. Die lacht und kackt in die eben gewechselte Windel, man sieht es am konzentrierten Gesicht.

»Nein«, sage ich, »ich habe es vergessen.«

Durch dichtes Schneetreiben gehe ich tags darauf zum Krankenhaus.

Mutter lächelt mir schwach und froh entgegen. Matt und langsam

sagt sie in mein Zuhören: »Bitte, geh zur Polizei und bringe diese Affäre hinter dich.«

Ihr Gesicht ist flehend gegen mich gekehrt. Sie meint es ernst, und keine Ausflucht, die ich gebrauchen würde, könnte sie beruhigen.

»Ja, aber du weißt doch, daß sie mir nicht glauben werden. Für sie bin ich vorbestraft, und das genügt. Sie sperren mich ein und lassen mich monatelang hocken«, sage ich. Mutter weiß das ebensogut wie ich, aber sie muß dieses Wissen verleugnen. Daß ich als Zuhälter lebe, weiß sie nicht, doch selbst wenn sie es wüßte, es würde sie nicht berühren. Ihr Sohn kann so etwas nicht tun. Ergo – wozu darüber reden.

Alles, was mich je mit dem Gesetz in Konflikt brachte, ist für sie Ausdruck einer unerklärlichen geistigen Erkrankung. Ich bin deshalb für mein Tun nicht verantwortlich. Die Ärzte haben versagt, haben mich statt ins Krankenhaus ins Gefängnis geschickt. Dort wurde ich brutal, roh und grausam. So zählt sie eines zum andern, und daraus ergibt sich für sie und gleichzeitig für mich eine Rechtfertigung.

An dem Abend, als ich nach dem Raubüberfall nach Hause kam, hat sie kurz danach das Haus verlassen und ist zu einer Ärztin gegangen, welche unsere Familie seit Jahren behandelt hat. Von dort aus hat sie einen Facharzt für psychiatrische Erkrankungen verständigt, der mich als Dreizehnjährigen nach dem Raubüberfall behandelt hat. Er hat sie angehört und dann die Gendarmerie verständigt.

»Aber ich wollte doch nur dein Bestes«, sagte sie Jahre später zu mir. Ich war ihr nicht böse deshalb, sie war nur naiv. Sie hat immer zu Ärzten grenzenloses Vertrauen gehabt. Sie betete den weißen Kittel an, wieviel Dreck und Manipulation besonders bei den Psychiatern sich darunter verbergen, hat sie nie begriffen.

Mit zwölf nannten sie mich einen potentiellen Mörder. Mit

vierzehn einen irreparablen, schwer abartigen Psychopathen. Mit siebzehn einen pathologischen Säufer und mit neunzehn einen permanent Suizidsüchtigen und asozialen Neurotiker. Die Gutachten über mich füllten Hunderte von Seiten. Meine Eltern hielten sie vor mir verschlossen. Nur einmal, mit vierzehn, habe ich eines gelesen. Die Aufzählungen meiner Persönlichkeitsmerkmale verursachten in mir so etwas wie perversen Stolz. Ich fragte auch meinen Vater. Er holte zu einer großen Erklärung aus, dann verfinsterte sich sein Gesicht.

»In dir kommt der Dreck aller unserer Generationen zum Ausdruck«, sagte er kurz.

Ich verschloß es in mir und war auch darauf stolz.

Meine Überlegungen, ihn umzubringen, schienen mir von da ab ganz und gar berechtigt. Gewissensbisse und Schuldbewußtsein wurden mir fremd. Mutter war laut, harmlos und fromm. Mutter hatte ich geliebt und liebte sie auch noch. So wie ich eben Liebe kannte. Mutter hatte ihren Gott, und es war furchtbar für sie, als sie bemerkte, daß mich Gottesglaube, Gebet und Hostie kalt ließen.

Ich liebte mich selbst. Ehrlich und angestrengt. Oft bin ich zu intensiv mit mir beschäftigt, dann schafft die Selbstzerstörung wieder erträgliche Maßstäbe…

Aufmerksam schaue ich durch die Gänge, dann verlasse ich das Spital. Das Schneetreiben ist dichter. Dumpf und verhalten klingen Geräusche. Ich fahre noch mit Sommerreifen, und der Wagen stellt sich einige Male quer zur Fahrbahn. Ich habe Glück, niemand kommt auf der Gegenseite.

Sie ist mit der Kiemen bei ihren Eltern. Ich treibe durch Kaffeehäuser.

Im Cafe Westbahn treffe ich Smolek. Wir kennen uns von Stein. Er arbeitet als Vertreter.

»Alles habe ich versucht. Bratpfannen mit garantiert haltbarem

Teflonbelag… zerbröckelt erst nach zwei Wochen… Gesundheitspolster… ein halber Quadratmeter überzogener Schaumgummi… Autowachs… Paraffin und Seifenwasser… alles Scheiße… nichts zum Reichwerden…«, sagt er und starrt verbissen in seinen Kaffee.

Er sticht mit dem Finger gegen mich.

»Ein halbes Dutzend seriöse Angebote vor einem Monat… und jetzt… vier davon sitzen im Landesgericht… unschuldig natürlich… und die anderen beiden sind auf der Flucht.« Sein Gesicht ist grau, die Hände rot und rissig – vermutlich war das Autowachs der letzte Verkaufsschlager. Ich stoße ihn an.

»Wer ist das Mädchen da drüben«, sage ich.

»Eine von den Huren, die den ganzen Tag da herumsitzen«, sagt er und verzieht den Mund. Smolek ist Betrüger, nicht Zuhälter. Er betrügt seine vierundachtzigjährige Großmutter um den letzten Groschen ihrer Rente, aber von einer Dirne nimmt er kein Geld. Er hat es mir einmal beim Spaziergang in der Strafanstalt erklärt, aber ich habe es vergessen. Es war sehr kompliziert. Von irgendeiner Ehre war die Rede.

»Gefällt sie dir«, sagt er und dreht sich zu der Nutte.

»Nein, aber ich brauche Geld«, sage ich.

Das Fleischstück steht auf, schwingt die auf geil getrimmte Unterpartie durch den Raum und verschwindet in Richtung Toilette. Ich gehe ihr nach. Im Vorraum der Toilette steht sie vor dem Spiegel und drückt wohlfrisierte Haare, zupft da und dort.

»Ich kenne dich von der Stadt«, sagt sie. Ich schiebe Haare zur Seite, küsse sie auf den Hals. Ihr Parfüm verstopft mir die Nase.

»Wie heißt du?« sage ich.

»Erika«, sagt sie und schaut dumm und langsam.

»Setz dich zu mir«, sage ich und gehe aus dem parfumgesättigten Raum.

Schwarze Strümpfe und hohe Stiefel. Ein gürtelbreiter Rock und ausladende Brüste. Sie setzt sich geziert. Smolek schaut auf die Beine, die Brustwarzen, redet von einem wartenden Kunden und geht.

»Was machst du hier am Gürtel«, sagt sie.

»Einen Ausflug aufs Land«, sage ich.

»Kennst du meinen Alten?« sagt sie. Ihren Alten? Ihre Augen schwimmen verfickt. Sie ist geil und möchte gustieren… die Beste.

»Nein, wer ist es«, sage ich und schaue betont uninteressiert auf einen runzeligen, schorfigen Kaktus am Fensterbrett.

»Du kennst doch den Kurtl. Du warst ja mit ihm in Stein, er hat es mir erzählt«, sagt sie eifrig.

»Und«, sage ich und greife ihr zwischen die Beine.

»Gehn wir ficken«, sagt sie.

»Gehn wir«, sage ich und stehe auf.

Sie bezahlt. Wir gehen durch den rückwärtigen Ausgang. Dort ist die Rezeption für das angeschlossene Hotel.

»Ich habe ein Zimmer, komm«, sagt sie.

Im ersten Stock öffnet sie die Tür zu einem geräumigen Doppelzimmer.

Wenn Cha-cha gustiert hätte und ich davon Wind bekommen hätte… es wäre ein längerer Spitalaufenthalt für sie geworden.
Huren gehen manchmal gustieren – nach dem Gusto ficken –, sie suchen sich jemand, der ihnen sehr gut gefällt, und den bezahlen sie dann fürs Ficken. Ein rotes Tuch für jeden Zuhälter…

Ihre Brüste sind wie Kürbisse mit korallenroten Warzen. Ihr Arsch, wie von einem Hundert-Gulden-Gaul, fast weiß und hart, man könnte mit dem Hammer draufschlagen. Die Strümpfe und Stiefel behält sie an. Ich habe meine Kleider über den Sessel geworfen, dann ziehe ich sie an den Titten aufs Bett. Zärtlichkeit brauchen sie und eine glasharte, schnelle Zunge, dazwischen aber

die Zeichen brutaler Dominanz… dann rutscht ihr Gehirn in den Kitzler, in den Enddarm… dann rinnen sie ins Leintuch und scheißen aus gedehntem Schließmuskel eilig ins Bidet… ihre Orgasmen sind geräuschvoll und gründlich wie eine Klosettspülung, dann reden sie Hurenquatsch oder Liebe, oder sagen es auf ihre Art, wie es jede Frau sagt, wenn sie befriedigt ist. Sie leckt und saugt an meinem Schwanz, und ich denke an verstümmelte Kinder, um nicht zu spritzen, dann binde ich mir einen abgeschnittenen Straps um den Schwanz. Sie drückt Blut zur Eichel, die schwillt an wie ein Grammelknödel. Ich drehe sie um und rühre in ihren Gedärmen, der Geruch nach Scheiße, ihre kernigen Fleischkugeln, dann reiße ich den Fetzen vom Fleischast, und es schießt wie aus einem Hydranten – dünn wie Katzendreck läuft ihre Scheiße ins Bidet, dann wäscht sie mir den Schwanz und sagt mir, daß sie schon vor einem halben Jahr mit mir ficken wollte.

»Also, was ist mit dem Kurt. Stehst du auf ihn?«, sage ich und streichle sie langsam und sorgfältig, als würde ich in der Haut schadhafte Stellen suchen.

»Nein, aber du weißt ja«, sagt sie und windet Arsch und Becken. Ich hebe den Hörer vom Telefon und lasse mich mit einer Nummer verbinden.

»Servus«, sagt Jancsi.

Er ist seit einiger Zeit aus Deutschland zurück und kontrolliert mit einem zweiten das obere Stück des Gürtels mit den Hotels Bauer und Schwarzinger. Ich erkläre ihm kurz die Situation. Er schweigt.

»Mach dir das mit ihm allein aus… die anderen bleiben weg, das kann ich dir garantieren, sag, warum man dich nie sieht, wärst du zu mir gekommen, hätte es die Scheiße in München nie gegeben… aber du mußt ja immer neben der Reihe tanzen«, sagt er.

Ich bin froh, daß ich ihn erreicht habe. So ist das kein Problem,

und wenn Jancsi etwas verspricht, kann man sich verlassen.

»Du bist lieb«, sagt sie, und ich säge mit den Zähnen an ihren Nippeln, die groß sind wie Zigarrenkippen.

»Du gehst auf der Mariahilferstraße, klar«, sage ich, »wo ist dein Alter?«

Sie gibt mir eine Adresse im zehnten Bezirk, in der Streudelgasse.

»Ist er allein?« sage ich.

»Nein, sein Bruder wohnt dort«, sagt sie.

Ich ziehe mich an. Sie gibt mir Geld aus der Handtasche, schaut mich von unten her an. Sie ist eine Hure, die es versucht… wahrscheinlich denkt sie sich nichts dabei… da sind noch Scheine… aber darauf komme ich später zurück.

»Ich bin um zwei Uhr im ›Goal‹«, sage ich.

Ich fahre den Gürtel entlang, die Landgutgasse, die Gudrunstraße und biege dann in die Steudelgasse ein. Drei Häuser vor der Nummer halte ich an. Die Wohnung ist ebenerdig. Durch die Fenster ist nichts zu erkennen. Dichte Vorhänge versperren den Blick in die Räume. Ein schneidender Wind bläst über den Berg herunter. Ein vermummter Mann geht vorüber. Ich gehe durch das Haustor, den Gang, zur Wohnung. Ich klopfe gegen die Tür. Ein Mann öffnet. Es ist ein Unbekannter.

»Ist der Kurtl da«, sage ich nett.

»Er ist weggegangen. Ich weiß nicht, wann er kommt«, sagt der Mann. Ich drehe mich weg und gehe. Von einer Telefonzelle rufe ich nochmals Jancsi an.

»Weißt du, wo er hingeht… in welche Lokale«, sage ich.

»Warte«, sagt er. Der Hörer wird abgelegt, dann, »schau ins Effenberger«.

Ich fahre denselben Weg zurück. Dann gehe ich in das Cafe an der Gürtelecke. Schmierige Luft, puppengesichtige, weißblonde Huren an zwei Tischen. Langweile, niemand ist zu sehen. Ich nehme eine

Zeitung, trinke Kaffee, eine trübe Brühe, und lese.

Die Nutten spielen Rummy und bohren in der Nase. Die Zeit spiegelt auf den glatten Tisch. Ich bin eben beim Zahlen, als er kommt. Er lacht und kommt zum Tisch. Wir haben uns lange nicht gesehen. Er freut sich.

»Was treibst du, man hört manchmal etwas, aber sehen tut man dich nie«, sagt er und will mich einladen.

»Hör zu! Wir haben ein Problem, deine Alte«, sage ich.

Ich habe das Messer im linken Jackenärmel und die Hände gegeneinander vor mir auf dem Tisch.

Er hebt erstaunt die Brauen.

»Meine Alte, was ist mir ihr«, sagt er.

»Paß auf, wir kennen uns schon lange. Ich war heute mit deiner Alten ficken, sie will weg von dir… sie will bei mir bleiben«, sage ich langsam. Seine Augen sind kalt und glatt. Die Muskeln an seinen Wangen tanzen.

»Und du«, sagt er zögernd.

»Ich will sie auch«, sage ich und schiebe meinen Sessel unmerklich zurück.

»Des gibt an Köch«, sagt er im Slang. Er redet, also…

»Ich habe ein Auto da… wir können uns irgendwo weiter unterhalten«, sage ich.

Er nickt, steht auf. Ich gehe hinter ihm. Ein Schritt hinter der Tür kommt der Angriff. Ich habe ihn in der Tür erwartet. Er dreht sich blitzartig, aber er sticht daneben. Mit der rechten Hand hat er die Zigaretten eingesteckt, er konnte sich nur über links drehen. Ich habe einen Schritt nach rechts gemacht. Mein Tritt erwischt ihn an der Brust. Er fällt. Ich trete gegen seine Hand, das Messer klirrt gegen die Hausmauer. Ich hebe es auf und stecke es ein. Dann zerre ich ihn an der Schulter zum Auto. Er sitzt verkrümmt neben mir und würgt keuchend. Wenige hundert Meter danach, in einem

kleinen Park an der Goldschlagstraße, halte ich an. Das Messer, meines, halte ich in der Hand. Er ist mit Atemholen beschäftigt. Ich fahre weiter.

»Warum host net odruckt«, sagt er später.

»Wozu«, sage ich.

Der Tritt genau unter das Brustbein hat ihn angeknackst.

Ich halte an.

»Da vorne ist ein Bauplatz. Da können wir uns weiter unterhalten. Steig aus«, sage ich und ziehe den Schlüssel aus dem Zündschloß. Wir sinken beide bis über die Knöchel in den Schnee. Er ist kleiner als ich, gedrungen, mit schaufelartigen Händen. Er steht unschlüssig, dann zieht er den Mantel aus, wirft ihn in den Schnee. Mein Mantel liegt im Auto.

»Du bist ein Scheißhund«, sagt er und wartet. Er ist schnell. Ich schlage in seine Deckung und bekomme den Konter aufs Auge. Auf dem weichen, rutschigen Untergrund hat Treten wenig Sinn. Wir prügeln uns eine Weile, ohne daß einer den anderen richtig trifft. Dann rutsche ich aus, und er erwischt mich mit einem Tritt am Ohr. Die weiße Fläche beginnt zu schwanken. Ich kann mich aufrichten. Er keucht, ebenso ich, und schlägt zu. Von weit her geholt. Ich erwische ihn am Hals. Er fällt auf die Knie. Ich ziehe ihn hoch und schlage in sein Gesicht, einmal, zweimal. Er rutscht mir aus den Händen. Wieder ziehe ich ihn hoch und schlage in sein zerfetztes Gesicht.

Dann sitze ich im Auto und rauche mit zitternden Händen und jagendem Atem.

Ich schleppe ihn ins Auto und fahre ihn in die Steudelgasse. Er lallt manchmal, am Wagenboden liegen ausgespuckte Zähne. Ich zerre ihn aus dem Auto und lehn’ ihn zur Türe. Dann steige ich ein und fahre. Sein Messer werfe ich bei einer Kreuzung aus dem Fenster.

»Wie siehst du denn aus«, sagt sie und streichelt mein Gesicht. Ich sage etwas von einer Wirtshausrauferei. Bade und ziehe mich um. Manche Leute tragen auch im Winter abends Sonnenbrillen. Ich, zum Beispiel. Ich nehme Erika von der Straße ins Auto und fahre in die Bar in der Webgasse zum Jancsi. Er hört sich die Geschichte an.

»Was da sonst noch kommt, erledige ich«, sagt er.

»Brauchst du ein Eisen… ich habe eine FN… eine 9 mm mit Handballensicherung… zum Sonderpreis… für dich… zwölfhundert… drei Schachteln Muni…«

Es ist schade, daß ich damals nicht mit ihm und Otto gegangen bin, wahrscheinlich hätte ich mir einiges erspart.

»Hol sie«, sage ich. Dann rede ich mit Tommy, meinem ehemaligen Partner beim Saustallmisten in Stein.

»Fia di is des grean, do umanaunkakreun, waun di di He suacht, i schau scho auf de Gschissane«, sagt er. Ich schicke das Mädchen wieder auf die Straße.

Der Ungar bringt die Pistole. Ich gebe ihm das Geld.

»Wos is mit da Helga«,sagt Vickerl zu mir. Ich gehe zum Telefon, rufe im Biedermeier an.

»Die Helga ist fuatgfoahrn«, sagt Mia mit Blechstimme. Ich lege auf, sage es Vickerl.

»Auf de hest aufpassn soin«, sagt er und poliert den Kolben seines Trommelrevolvers, den er im Schulterhalfter trägt. Ich trinke aus, fahre nach Hause. Das Baby brüllt, und nach einer Stunde sitze ich wieder im Auto.

Erika ist steifgefroren. Sie umarmt mich stürmisch und gibt mir Tausend. Mein Verdacht bleibt, aber ich sage nichts, dann bringe ich sie in ein Hotel. »Morgen suchen wir eine Untermiete für dich«, sage ich. Ich kenne den Portier, bleibe eine Stunde bei ihr, dann fahre ich zurück zu Schreien und kleinen, rosigen geballten Fäustchen. Eine halbe Stunde gehe ich mit ihr auf und ab, obwohl

mir die Frau erklärt, wie falsch dies sei… vorsichtig halte ich das verpackte Wesen, dann schläft es, und ich lege es in die Wiege.

»Liebst du es«, fragt sie in die Dunkelheit. Ich gebe keine Antwort, was weiß ich von dieser Art Liebe.

Tags darauf finde ich mit Erika eine Untermiete in der Ölweingasse im fünfzehnten Bezirk. Anspruchslos, aber gemütlich und mit Dusche und Telefon. »Bleibst du hier?« fragt sie. Winzige Schneeflocken weht der Wind gegen das Fenster. Mein Feuerzeug streikt. Sie zündet mir die Zigarette an.

»Nein, aber ich komm' dich besuchen, wenn ich Zeit habe«, sage ich – ›und mir Geld abhole‹, aber das weiß sie, auch ohne daß ich es ausspreche.

Einige Tage später fahre ich spät am Abend über die Gürtelbrücke. Ich fahre schnell, und dann rutsche ich auf dem Glatteis quer und krache in die Leitplanken. Der Aufschlag schleudert den Wagen gegen die andere Straßenseite und dort wieder mit voller Wucht gegen die Leitplanken. Meine Hände verbiegen das Lenkrad zu einem formlosen Stück Plastik. Der Wagen ist ein Wrack.

Ein Kranwagen schleppt ihn ab. Cha-chas Auto – eine Menge Schrott.

Das Baby wird runder und ich gegen Erikas Verdienst mißtrauischer. Ich hole sie von der Straße weg und fahre mit ihr im Taxi zur Wohnung. Sie spürt meine Veränderung und plappert, um über mein Schweigen zu kommen.

»Was hast du verdient«, sage ich langsam und drücke mir vor dem Spiegel einen Mitesser aus der Nase.

»Zwölfhundert, ich habe sie dir gegeben«, sagt sie und legt die Hände auf meine Schultern.

»Hast du… war das alles, oder?« sage ich. Ich bin ausschließlich mit meiner Nase beschäftigt.

»Ja, alles, aber warum fragst du danach… du weißt doch…«, sagt sie und bewegt die Hände.

»Was weiß ich?« frage ich leise und drehe mich um. Ihre Hände fallen herunter. Ich schlage ihr zwischen die Augen. Sie prallt gegen die Wand.

»Alles hab' ich dir gegeben«, schreit sie und preßt die Hände vors Gesicht. Ich ziehe sie an den Haaren zu mir, dann verprügle ich sie planmäßig und ohne Wut. Ich schlage sie nur dorthin, wo es sehr weh tut. Nieren, Magen, Schenkel. Sie schreit nicht mehr, wimmert nur dumpf in den Teppich.

Ich zünde mir eine Zigarette an und warte.

»Also«, sage ich dann.

Sie hebt den Kopf, sieht mich aus verquollenen Augen an. Sie versucht sich aufzurichten, schafft es nicht. Sie krümmt sich und weint leise.

»Hol das Geld«, sage ich.

Sie kriecht zum Bett und zieht sich hoch. Dann stützt sie sich am Bettrand. Sie preßt eine Hand gegen den Körper, steht verbogen und versucht, zur Tür zu gehen. Die Knie knicken ihr weg, und sie schlägt gegen den Türstaffel.

»Ich brauch' es für mein Kind«, schluchzt sie.

Das würde ich glauben, wenn ich nicht wüßte, daß sie sich seit vier Jahren um ihr Kind nicht eine Minute gekümmert hat und… auch kein Geld dafür verwendet hat… ich habe Leute aus der Branche gefragt, und die haben mir einiges von ihr erzählt… zum Beispiel, daß sie regelmäßig einen Herrn unterschlägt. Tommy hat sie beobachtet und mich gefragt, wie lange ich noch Geduld mit ihr hätte. Mißtrauisch wurde ich schon am ersten Tag, sie geht schon zu lange im horizontalen Gewerbe, um so überstürzt abzuliefern. Sie lehnt sich gegen den Türpfosten, dann geht sie langsam und unsicher in die Küche. Sie kramt zwischen Emaillegeschirr. Ich höre

es klappern. Dann kommt sie mit einem Packen Geldscheine in der Hand. Zögernd streckt sie die Hand aus. Ich stecke die Scheine in die Rocktasche, gehe durch das Zimmer, nehme meinen Mantel vom Haken und verlasse das Haus.

Totschlagverdacht, Urkundenfälschung… die Polizei war bei Mutter. Seit einigen Tagen ist sie aus dem Krankenhaus. Ich bin mit der Frau und dem Baby bei ihr.

»Aber du hast das doch nicht getan«, sagt Mutter.

»Nein… da möchte mir jemand etwas anhängen«, sage ich. Mutter ist nervös und die Frau hysterisch. Ich bin angespannt, am ruhigsten ist die Kleine. Sie lächelt freundlich und quiekt. Da sitze ich mit der Flasche, und sie saugt ernsthaft. Mutter und die Frau sind bei Nachbarn. Plötzlich klopft es. Die beiden sind es nicht, sie haben Schlüssel mitgenommen. Ich halte die Kleine am Arm und habe sie geschaukelt, daß sie ›hicke‹ macht. Es klopft wieder. Ein hartes, aggressives Klopfen. Ich gehe in das Vorzimmer, ziehe meine Pistole aus dem Mantel und schiebe sie in den Wickelpolster. Die Waffe ist durchgeladen. Dann öffne ich die Tür. Der Schweiß rinnt mir aus den Achseln. Die Kleine stößt geräuschvoll auf, schaut selbstzufrieden. Ein Unbekannter steht vor mir. Er sucht meine Mutter, ist Versicherungsagent… ich habe Lust, ihm den Schädel einzuschlagen, dann werfe ich ihm die Tür vor der Nase zu, sperre ab und stecke die Pistole wieder in den Mantel, dann lege ich die Kleine auf den Diwan. Sie kullert die Augen und macht Fäuste.

… nein… nein… Speckfaltenzwerg, das ist für dich keine Umgebung… was will ich… ›das weiß ich nicht‹… ich höre hin, aber das weiß ich auch…

Meine Frau geht zwei Tage später mit dem Kind zu ihren Eltern zurück, wir geben die Wohnung auf, und ich treibe… Lokale, Gesichter, Weiber… besoffen und verrückt… Erika hängt mir einen Tripper an, oder ist es eine der Nachtasseln… es ist egal… dann

wird Erika verhaftet… wegen Beischlafdiebstahl… ich vergesse sie.

Selten telefoniere ich mit meiner Frau. »Sie hat schon sechs Kilo«, sagt sie, und ich warte bei der Mütterberatungsstelle, aber dann rede ich sie nicht an, weil ich dreckig und unrasiert bin. Das Geld geht zu Ende. Ich besorge mir drei Millionen Einheiten Penicillin und jage sie mir in die Arschbacke. Dann gabelt mich Vera auf, eine hautkranke Nymphomanin. Es hat sich alles gegen mich verschworen. Jancsi ist in Deutschland, Helmut ebenso, der Rest sitzt im Landesgericht. Walter ist mir nicht sicher genug. Einige andere auch nicht. Der Griff zum Telefon, es ist zu einfach. Vera spielt Hausmütterchen, wäscht und kocht und ist fickrig wie ein ganzes Frauenzuchthaus. Mit Mühe entgehe ich im Biedermeier einer Razzia.

Welche der Süßen hat angerufen?

»Brauchst du dreitausend Schilling«, fragt mich ein schmächtiger Mann, »der Walter hat mir deinen Namen gesagt, und wo ich dich finden könnte.«

Er hat gespreizte Zähne und eine schlaffe, feuchte Hand. Es ist zehn Uhr abends im Wienerwald in der Fasangasse. Ich bin seit einigen Tagen wieder häufig hier. Das Lokal ist ungefährlich, und Veras Wohnung ist in der Nähe. »Was willst du«, sage ich. Er bestellt ein Glas Wein, wartet, bis das Serviermädchen gegangen ist.

»Walter hat mir gesagt, daß du Geld brauchst«, sagt er. Sein Gesicht ist klein und faltig, die Augen laufen, verschlagen und unruhig. »Ja… und«, sage ich. Er spielt mit einem schweren, goldenen Feuerzeug.

»Es wäre da jemand zu verprügeln«, sagt er und bietet mir eine Zigarette an. Ich nehme sie, und er gibt mir Feuer.

»Machst du es?« sagt er.

»Ja, aber nicht um dreitausend… um fünftausend«, sage ich. Was will er… wenn dieser jemand irgendeiner ist, kann er sich um

tausend einen auftreiben, der das besorgt… also.

»Er hat ein Elektrogeschäft in der Schönbrunnerstraße und heißt Joseph Krenn. Er ist vierunddreißig Jahre alt… abends ist er immer in einer Wohnung in der Erdbergerstraße bei einer Frau… bleibt aber nicht über Nacht… zwischen zwölf und eins geht er. Sein Wagen, ein roter Ford 20 M, parkt vor dem Haus. Das ist er…«, sagt er und gibt mir ein Foto. Der Mann darauf ist untersetzt. Ein breites, sympathisches Gesicht, weiße Zähne und volles, schwarzes Haar.

»Wann?« sage ich.

»Wann du es machen willst«, sagt er. I »Gut, fünftausend«, sage ich. Zu meiner Überraschung nickt er.

»Geht es um eine Frau?« sage ich.

Er nickt. Eine Welle läuft über sein Gesicht.

»Walter hat mir gesagt, du bist in Ordnung… aber…«, sagt er und windet sich.

»Zweitausend jetzt, den Rest morgen«, sage ich.

Er zieht die Brauen hoch.

»Ich möchte zusehen«, sagt er.

»Nein«, sage ich. Ich gebe ihm das Foto zurück. Er nimmt eine Brieftasche aus dem Jackett und gibt mir zwei blaue Scheine. Ein Päckchen, vielleicht zehn, liegen in dem Fach. Er schließt die Brieftasche und steckt sie ein.

»Morgen abend um sechs in der Operngasse«, sage ich.

Er bezahlt und geht. Es ist zwanzig Minuten nach zweiundzwanzig Uhr. Ich rufe das Serviermädchen.

»Der Herr hat alles beglichen«, sagt sie.

Ich lasse mir ein Taxi bestellen, dann fahre ich zu Willi ins Cafe ›Straub‹ auf der Favoritenstraße.

Willi war mit mir in Stein. Ich habe ihn in den letzten Wochen öfter gesehen, und ich habe einen Schlagring, ein Prachtstück mit vier Zoll hohen Zacken, bei ihm bemerkt.

Er sitzt mit einer Runde neben dem Eingang. Wie er mich sieht, stellt er das Glas weg und kommt mir entgegen.

»Servas, wos is«, sagt er.

»Ich brauche deine Nelly«, sage ich.

Seine Narbe über dem Jochbein verschiebt sich in einem Lächeln. Wir trinken, er Brandy, ich Kaffee; dann habe ich das gute Stück in der Tasche. Am Südtirolerplatz stoppe ich ein Taxi und fahre zum Rochusmarkt. Es ist eiskalt, leichter Schneefall und keine Menschen auf den Straßen. Ich gehe an den dunklen Marktbuden vorbei zur Erdbergerstraße. Nach etwa hundert Metern stehe ich vor dem Haus mit der angegebenen Nummer. Schräg gegenüber ein weinroter Ford 20 M. Ich schaue an der Häuserfront hoch. Fünf Fenster sind beleuchtet. Zwei im ersten und drei im zweiten Stock. Ich schaue an den Häusern entlang. Lichter, undeutlich hinter Vorhängen, nirgends ein Fenster geöffnet, aber das habe ich bei dem Wetter auch nicht erwartet. Ein beißender Wind kommt auf. Ich rauche zwei Zigaretten, dann gehe ich ein Stück bis zur Wassergasse. Ein Pärchen geht vorbei und ein Mann mit Krücken. Etwas weiter oben ist ein Kaffeehaus. Aber… der Mensch braucht auch etwas Glück… ›Heute Ruhetag‹, steht auf einer Pappendeckeltafel an der Tür.

Es ist zehn Minuten nach zwölf. Ich gehe wieder ein Stück. Ein Auto fährt vorüber. Dann stelle ich mich hinter den Vorbau des Nebenhauses und lasse die beiden kleinen Fenster oberhalb der Haustür nicht aus den Augen. Wenn jemand eine Wohnung verläßt, wird er das Licht einschalten, dann… Ich schiebe meine Finger in den Ring, mit den Handschuhen sitzt er wie nach Maß gegossen. Die Zacken blinken im Licht. Ich stecke die Hand damit in die Manteltasche. Langsam kriecht mir die Kälte an die Haut, dann flammt Licht auf. Langsam gehe ich auf die Tür zu. Ich bin

etwa drei Meter vor dem Haustor. Die Tür wird geöffnet. Ein Mann tritt aus dem hellen Viereck. Er ist es. Das schwarze Haar, das breite Gesicht. Er steckt den Schlüssel von außen ins Schloß, wendet den Kopf. Der erste Schlag trifft ihn aufs Ohr. Er fällt auf die Knie, hebt die Hand. Ich trete in einen abgerissenen Schrei auf seinen Mund. Er versucht sich an der Türklinke hochzuziehen, dann bin ich dicht vor ihm. Ich spüre, wie seine Knochen unter den Schlägen brechen, das Gesicht ist unkenntlich. Über mir wird ein Fenster geöffnet/schreit gellend eine Frauenstimme. Ich schau' in die beiden Fahrbahnrichtungen, nichts. Dann werfe ich einen Blick auf ihn. Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt. Blut rinnt über seinen Mantel, den Schnee. Ich laufe zur Wassergasse, quer durch zur Landstraße und zum Ahrenbergpark. Den Ring wickle ich in ein Taschentuch. Dann stoppe ich ein Taxi und fahre in die Moosgasse.

Zwei Häuserblocks von Veras Wohnung steige ich aus dem Taxi und gehe zu ihr. Ihre Fut kocht, und nach dem Spritzen weicht der Druck hinter meiner Stirn. Vera orgelt wie ein Hurrican, meine Schultern sind zerbissen, und meine Eichel ist blutig gerieben. »Trink und denk an nichts, wenn du nachdenklich bist, bekomme ich Angst«, sagt sie,

und ich trinke… wer läßt fragen?… wer?… ›Ich selbst‹, aber da höre ich ganz sicher nicht hin.

Tags darauf hole ich mir das Restgeld. Der Mickrige strahlt wie ein Blaustern. »Ich habe mich erkundigt, und ich habe gehört, daß er schwer…«, sprudelt er hervor.

»Das Geld«, sage ich und schneide seinen Wortschwall ab. Er gibt mir ein verklebtes Kuvert. Ich reiße das Papier auf, stecke die Noten in die Rocktasche und das Kuvert in den Mantel.

»Kann ich dich auf etwas einladen«, sagt er.

Irgend etwas kommt mir hoch.

»Nein«, sage ich und gehe. Das Kuvert werfe ich in einen

Müllschlucker.

Eine Stunde später läuft mir Georg über den Weg. Wir haben uns lange nicht gesehen. Er gestikuliert, dann zucke ich zusammen.

»…ist sie in einen Schnellbahnzug eingestiegen, bist du denn nicht mehr mit ihr beisammen?« sagt er. Er redet von Cha-cha. Ich schleppe ihn in ein Kaffeehaus, lasse mir die Geschichte noch einmal erzählen.

»Sie arbeitet dort irgendwo in der Nähe. Ich habe sie im ›Centro‹ auch sitzen sehen«, sagt er.

Cha-cha ist also wieder da, und ich habe davon nichts gewußt. Wilde Freude überfällt mich… ich muß sie sehen.

Georg geht, und ich bleibe allein im Kaffeehaus. Warum hat sie nicht versucht, mich zu finden… sie kennt viele der Lokale, wo ich sein könnte… vier Wochen war sie in Klosterneuburg, im gesperrten Spital, dann wurde sie von Kriminalbeamten abgeholt und kam auf die ›Lisl‹, das Polizeigefängnis… seither weiß ich nichts mehr, und das ist über einen Monat her… hat sie… und was hat sie der Polizei erzählt… ich werde mir die Sache einmal mit Vorsicht ansehen… dazu brauche ich Willi.

Am Ring nehme ich ein Taxi und fahre ins Cafe Walter am Reumannplatz. Wie ich vermutet habe, sitzt er mit einem zweiten und ›zensert‹. Ich gebe ihm den Ring, dann schaue ich dem Spiel zu. Die Kellnerin bringt mir ein Glas Wein, dann unterbricht Willi das Spiel.

Wir setzen uns an einen anderen Tisch.

»Du mußt mir einen Gefallen tun«, sage ich.

Er nickt. Ich erkläre ihm die Situation.

»Paß genau auf, ob ihr jemand folgt, steige mit ihr in den Schnellbahnzug. Ich warte in Floridsdorf«, sage ich. Er wiederholt das ganze.

»Wann«, fragt er.

»Heute, gegen vier Uhr. Ich weiß nicht genau, wann sie kommt und ob sie ins ›Centro‹ geht, du wartest bei der Sperre«, sage ich. Dann gebe ich ihm ein Foto von ihr. Er steckt es ein.

»Du wartest ab halb fünf im Bahnhofsespresso in Floridsdorf«, sagt er.

(…Cha-cha hat geplaudert… ich erfahre es fünf Monate später… nach der Verhaftung… ahnungslos soll ich in eine Falle gelockt werden… Kriminalbeamte überwachen das Mädchen von Zeit zu Zeit, aber das weiß ich nicht…)

Ich sitze im Bahnhofsespresso und klopfe mit dem Fingernagel gegen mein Glas. Einige Vorstadtstrizzis lümmeln an der Theke, werfen langsam Aggression gegen mich. Ich sehe zum Fenster hinaus . Ein 132er biegt kreischend vom Spitz her ein. Menschen hasten zu einem Bus. Ein Zeitungsjunge stolpert über einen Hund. Dreckiger Schnee liegt herum. Das Mädchen hinter der Bar ist bleich und schwarzhaarig. Ein gieriger Mund, feucht, offen, wie der After eines Schwulen. Meine Nerven zucken, aber ich sitze ganz ruhig da.

Cha-cha kommt durch die Tischreihen. Willy und noch einer sind hinter ihr.

»Schlecht siehst du aus«, sagt sie und küßt mich auf die Wange.

»Kane Probleme, da Kibarar woar scho furt«, sagt Willy.

Also doch – über sie finden wir ihn –, sonnenklar. Dann geht Willy mit seinem Kumpel.

»Ich habe dich gesucht«, sagt sie.

»Hast du…?« sage ich.

»Ja, aber die erste Zeit haben sie sehr aufgepaßt, und dann habe ich einen getroffen, der mir gesagt hat, daß du ins Ausland bist… ich bin froh«, sagt sie, und ich weiß, daß da nichts mehr ist.

»Du bleibst bei mir«, sage ich.

»Ja«, sagt sie.

»Du gehst wieder ins Amt«, sage ich.

»Ich weiß«, sagt sie.

Am Abend steht sie auf der Kärntner Straße, dann kommt sie mit Tausend. Wir schlafen in einem der Hotels, wo mich niemand nach einem Ausweis oder Namen fragt. Sie verdient, manchmal muß ich sie eine Stunde abreiben, bis sie auftaut, die Nächte sind eisig. Sie beklagt sich nie, weint nie. Wir leben in Hotels. Ich kaufe mir ein Auto, und wir wohnen dann außerhalb der Stadt.

Ich trinke Barrak und vergesse die Polizei, die Gefängnisse und daß mir die Scheiße im Gehirn schwappt.

Ich breche die Kontakte zu allen Bekannten ab, manchmal, nachts, besuche ich Mutter.

Einmal noch besuche ich meine Frau, die Kleine, dann die Scheidung.

Sie erzählt es mir am Vormittag im Prater. Schattenscheiben wandern über die Bespannung des Kinderwagens.

»Ist es jetzt zu Ende«, sagt sie.

»Ja«, sage ich, dann zerreißt auch dieser Faden.

Cha-cha und ich baden, wandern in der Sonne, und abends promeniert sie anderwärtig.

Eine kleine, geiläugige Spießbürgerin läuft mir nach. Ich bin ungeduldig und brutal… im Schock will sie nackt aus der Wohnung laufen… ein Zahn fällt ihr aus dem Mund, auf den Asparagus. Ich vergesse sie sofort.

Angenehme Weibchen laufen mir über den Weg, dann wird Cha-cha mißtrauisch.

»Du betrügst mich«, sagt sie geziert.

»Ja«, sage ich. Sie ist bockig. Zwei Tage verdient sie wenig. Ein Sonnentag, ich küsse ihre Wünsche von den Wimpern, einige aufmunternde Ohrfeigen, dann spurt sie wieder und bringt

sechzehnhundert im Schnitt. An der Flughafenmauer in Schwechat zertrümmere ich mein Auto.

Dann treffe ich Malin. Wir kennen uns von Stein. Er redet hastig, ist nervös und unsicher. Sein Problem, ein Mädchen, Studentin, gebildet, kultiviert, arrogant, spielt mit ihm, der von acht Jahren Zuchthaus kam, bestellt ihn zum Rendezvous, läßt ihn brav wie ein Hündchen warten. Er erzählt, trinkt schnell.

»Ich liebe sie«, sagt er hoffnungslos.

Das Weib ist geil wie Schaumcreme und hart wie ein Diamant. »Ich will vor allem frei sein, wenn ihm das nicht paßt, kann er gehen«, sagt sie zu mir und greift mir unter dem Tisch auf den Schenkel. Es ist sinnlos, und ich sage es ihm. Es ist ihm egal.

Es ist der 10. Juli 1969, und ich bin mit Cha-cha bei Mutter. Sie ist ängstlich.

»Sei vorsichtig, sie passen sehr genau auf«, sagt sie.

Ihr halbes Lächeln begleitet Cha-cha und mich bis zur Gartentür. Unmittelbar darauf kommt der Bus. Ich hebe die Hand, der Fahrer hält, die Preßluft zischt, klappernd schwingen die Türen auf. Das Mädchen steigt vor mir ein, löst für uns beide die Karten. Ich setze mich weit nach hinten, neben den zweiten Ausgang. Cha-cha kommt, der Wagen fährt an.

»Dort«, sagt sie, und ihre Hand zeigt nach rückwärts.

»Das war doch ein Gendarm.«

Ich drehe mich schnell in die Richtung, sehe niemanden… habe auch kein schlechtes Gefühl… nichts signalisiert.

»Du siehst Gespenster«, sage ich und ziehe sie neben mich.

Es sind keine Fahrgäste im Wagen. In Neudörfl steigen zwei ältere Frauen ein, setzen sich auf die Sitzbank hinter dem Fahrer. Der Bus fährt über die Leitabrücke.

Sonnenglast liegt über den Feldern. Plötzlich ist das Signal stark

und ausgeprägt hinter meiner Stirn. Das Mädchen spürt meine Unruhe sofort.

»Was ist?« sagt sie leise.

»Wenn sie warten, dann entweder am Hauptplatz oder am Bahnhof. Wir müssen beim Krankenhaus aussteigen«, sage ich. Der Bus fährt an der Station vorbei. Ich bin sitzen geblieben, schaue wie gelähmt zu den verwilderten Sträuchern im Garten der Neuklosterkirche. Die Ampel bei der Grazerstraße zeigt Grün. Der Bus biegt nach rechts auf den Platz ein, fährt entlang der Arkaden, niemand, nichts Auffälliges ist zu sehen.

»Heinz«, sagt Cha-cha. Ich drehe mich zu ihr um, stehe mit dem Rücken zum Fahrer und Eingang. Sie sind drei und sind plötzlich da. Offene Pistolentaschen. Das Mädchen krampft sich an mich.

»Ihren Ausweis«, sagt der eine Polizist. Langsam ziehe ich den Rock auseinander… die Brüder sehen sehr nervös aus… ich möchte nicht irrtümlich erschossen werden… mit spitzen Fingern ziehe ich einen Paß aus der Innentasche…

›Hans Jürgen Koch‹… steht auf der ersten Seite… der Beamte blättert, die anderen lassen mich nicht aus den Augen… dann klopft er mich sorgfältig ab… findet den zweiten Paß in der anderen Innentasche… ›Heinz Sobota‹ steht da… Handschellen klicken… die Hände am Rücken gefesselt, führen sie mich über den Platz… es ist wieder einmal zu Ende.

Cha-cha läuft weinend neben mir. Ich schicke sie um Zigaretten. Sie kommt ins Wachzimmer, sitzt neben mir. Die Tränen fallen auf die Stahlspangen.

»Je weniger du redest, um so früher siehst du mich wieder«, sage ich, dann bringt man sie weg. Einige Minuten danach holen mich drei Kriminalbeamte und fahren mich zum Hauptquartier. Sie filzen mich, als hätte ich einen Mikrofilm an mir versteckt, nehmen mir Schuhbänder, Zigaretten und Feuerzeug, Uhr und Krawatte ab,

dann führen sie mich in eine Zelle. Schlüssel klirren, ein Riegel wird vorgeschoben… ich bin wieder im Gefängnis.

Nach einigen Stunden holen sie mich. Eine Runde Beamter in Zivil. Sie sekkieren mich mit Fragen, drohen, spucken große Töne. Ich sitze, schaue Löcher in die Wand, die Zeit vergeht. Es ist halb zwölf Uhr abends. Sie zeigen mir ein unterschriebenes Geständnis von Cha-cha. Zuhälterei, Erpressung, Körperverletzung usw. Ich werfe nicht einmal einen Blick darauf. Gegen halb drei Uhr früh werden sie müde, und ich bin es auch. »Sie werden dem Landesgericht in Wien überstellt. Ein Haftbefehl liegt von dort gegen Sie vor«, sagt einer der Bullen, dann bekomme ich meine Zigaretten und Schuhbänder usw. Vier Tage bleibe ich in Wiener Neustadt, im Kreisgerichtsgefängnis, dann bringen mich drei Beamte nach Wien.

Der graue Block an der Zweierlinie, widerlich wie eh und je. Uninteressierte Fragen.

»Homs Vuastrofn«, sagt ein Kontrolleur zu mir, ein rothaariger Ladestock.

»Ja«, sage ich. Filzen und Zugangsduschen, ein steifes Leintuch zum Abtrocknen und der Hefengeruch nach Schweißfüßen und mit Ammoniak verrührter Scheiße.

»Zweiter E 167«, sagt der Beamte.

Ineinander geschachtelte Blöcke… E, A, B und Frauentrakt, Inquisitenspital… dreizehnhundert Männer, zweihundert Frauen… vierhundert Gefangene Überbelag.

»Sie bekommen drei Matratzen, die können Sie abends am Boden auflegen«, sagt der Stockbeamte.

Er sperrt in einer langen Reihe von Türen eine auf. Zwei Männer sind in dem dämmrigen, kleinen Raum. Einer kommt auf mich zu. Er gibt mir die Hand. Wir kennen uns aus der Karlau, haben nebeneinander Säcke geklebt und Pensen gestohlen. Er sitzt seit

acht Monaten in Untersuchungshaft wegen Einbruchs mit Waffengebrauch. Er heißt Novak. Der zweite sitzt seit vier Monaten wegen eines Wohnungseinbruchs.

Beim anschließenden Hofgang treffe ich Unterweltprominenz. Alois Schmutzer und Heinz Karrer. Loisl stürzt sich sofort auf mich.

»Kummst zu mir auf die Zölln«, sagt er. Ich lehne dankend ab. Loisl ist ein wunderbarer Kerl, aber er hat einen Sporttick. Sein riesiger, muskelbepackter Körper braucht ununterbrochen Bewegung, stundenlang übt er Schlagkombinationen und turnt, daß die Wände zittern. Ich bin mehr für Ruhe.

Er ist nicht verstimmt.

»Bei mir hest da wenigstns des Rauchn ogwehnt«, sagt er.

Karrer ist blaß und hohlwangig. Zwei Jahre hat er in Deutschland nach einer Schießerei hinter sich, jetzt versucht man ihm einen Betrug anzuhängen… seine Frau macht Schwierigkeiten… er hat sichtlich Sorgen… selten nur flammt die alte, gefürchtete Dominanz auf… mit der er Wiens etablierter Unterwelt… der Stoßpartie des ›Gschwinden‹ den Kampf antrug und dann am hellen Tag auf der Ausstellungsstraße zu schießen begann.

Loisl ist bedrückt… das Sicherheitsbüro hat ihn auf der Abschußliste… Postraub, lautet die Anklage gegen ihn… Hauptbelastungszeuge ist ein Mittäter, ein deutscher Schwergewichtsboxer namens Adolph.

»Dera Scheißfigur homs vasprochn, daß eahms hoibate Schmoiz schenkn, waun a mi einidraht«, sinniert der Loisl und schaut auf den dritten E hoch auf die kurze Seite, dort sitzt in einer Sicherungszelle der Mörder seines Bruders… Als die beiden Schmutzer, ›Die Schmutzerbuam‹, wegen Mordverdachts an Oswald Stanka nach der Silvesterschießerei 1967 in Haft waren, führte Pockorny die Aufsicht über die Geschäfte der beiden Brüder, die Stoßpartie, die Dirnen und diverse Nebengeschäfte. Als die

Brüder entlassen wurden, legte er genaue Rechnung und hatte das Recht erworben, eine eigene ›Partie‹ zu spielen. Wenige Wochen später kam es zu einer Auseinandersetzung mit Norbert Schmutzer. Pockorny zog ihm die Pistole aus dem Hosenbund und erschoß ihn mit sechs Schüssen. Jetzt wartet er auf seinen Prozeß vor dem Schwurgericht.

Loisl spricht nicht darüber, was er denkt… ob er sich rächen wird… allgemein wird es erwartet, aber später… Ich drehe mit Karrer meine Runden. Er macht mir Vorwürfe wegen München.

»Warum bist net noch Düsseldorf kumman, Geld gnua, und die Krampf san vurbei«, sagt er.

Unter meiner Zelle liegt Vickerl. Ich pumpe das Wasser aus dem Klosett.

»Wos macht mei Oide… mia homs dazöhlt, si kreut mit so an Eiaschedl umanaunda«, sagt er. Er hat vier Jahre wegen Scheckbetruges und zweifelt sehr am Durchhaltevermögen seines Pferdchens. Natürlich ist sie mit einem anderen zusammen… einem Riesen mit Abortdeckelhänden und Birnenkopf… aber das sage ich ihm nicht…

»Ich habe sie immer nur allein getroffen«, sage ich, aber es zieht nicht mehr, sein Mißtrauen ist zu groß. Andere haben ihn genau informiert.

»I muaß aussi«, sagt er, und dann folgt im ausgewählten Vokabular eine Beschimpfung, die sogar die Häuslratten erröten läßt.

Die Tage im Gefängnis, sind es nicht immer gleiche Tage? Anhäufungen von Vergänglichkeiten, monotone Vervielfältigungen, nicht unterscheidbar. Leerläufe in Zwang und Gewohnheit.

Cha-cha darf mich nicht besuchen. Sie ist Belastungszeugin… sie hat im Dezember vergangenen Jahres eine umfangreiche Aussage

über die Vorfälle in München gemacht.

»Ich habe nichts zu sagen«, sage ich dem Untersuchungsrichter.

»Mir ist das egal, ich habe Zeit«, sagt er und hält Cha-chas Briefe zurück.

Mutter besucht mich. Das Mädchen sitzt am Gang und weint, jetzt tut es ihr leid. Novaks Untersuchungsrichter ist noch entgegenkommender. Er erhält die Briefe seiner Frau einen Monat nach dem Aufgabedatum, besuchen darf sie ihn ebenfalls nicht. Wir hocken aufeinander, und Monate vergehen.

Ende Oktober flattert ein Wisch in die Zelle: Berufungsverhandlung wegen der Prügelei mit den Polizisten, einen Tag später ein zweiter: Berufungsverhandlung wegen des Einbruchs auf der Wollzeile… man hat mich in Abwesenheit zu sieben Monaten Kerker verurteilt, nach der Verhaftung habe ich dagegen Berufung erhoben.

Zuerst sind die sieben Monate an der Reihe.

Die Berufung ist vor einem Sechsrichtersenat am Oberlandesgericht. Mit Handschellen bringt man mich zum Justizpalast. Vor dem Podium löst man mir die Fesseln. Der Vorsitzende des Senats heißt Lieberich und wird allgemein von den Häftlingen als Blutrichter bezeichnet.

Mein Rechtsanwalt stammelt etwas von Aussichtslosigkeit… die Vorstrafen… dieser Vorsitzende… er zuckt die Achseln. Ein breiter, fleischiger Schädel über dem Talar. Er spricht nicht, er knurrt… ein Bullenbeißer; Augenschlitze, versackt in Fett und grimmigen Falten.

Ich beerdige mein Chancen. Der Oberstaatsanwalt betrachtet mich wie ein lästiges Insekt, dann spricht er, scharf und aggressiv.

»… und ist diese Berufung zu verwerfen«, sagt er und rafft die Falten seines rotbesäumten Umhangs.

Der Rechtsanwalt spricht danach. Er bringt Einwände, logisch und glaubhaft… er spricht gegen eine Wand… gegen sechs

Gesichter, steinern und gelangweilt. Einer schläft. Er sitzt links außen und ist schon sehr alt… Justitia hockt am Bidet und seift sich die entehrte Spalte…

Die Richter beraten eine Minute…

»…und wird die Berufung verworfen«, knurrt der Lieberich, Oberlandesgerichtsrat und Senatspräsident. Handschellen, Achselzucken der Beamten, dann schließen sich die hohen, dunkelgrünen Tore des Landesgerichtes wieder hinter mir. Zwei Tage später, die nächste Verhandlung. Wieder Handschellen und ein riesiger Raum, leere Bänke, hinter dem Richtertisch sechs Gesichter, es scheinen dieselben, doch nein. Der Vorsitzende, groß, schlank, lebhaft, erhebt Anfrage, warum die beiden Vorfälle nicht gemeinsam verhandelt wurden… Paragraphen rasseln… der Oberstaatsanwalt räuspert sich gravitätisch und beantragt eine… Verminderung der Haftstrafe…

»… und wird zu einem Monat Kerker verurteilt«, sagt der Vorsitzende . Zwei Monate sind weggefallen, einen Monat habe ich im Sommer in Untersuchungshaft verbüßt, das wäre erledigt. Ich freue mich gemäßigt, wie dies in solchen Hallen ansteht; bei einer Rechtsprechung, wo selbst der Freispruch einen Makel bedeutet, da er mangels ausreichender Beweise verkündet wird.

Dann hocke ich wieder in der Zelle und warte. Ein Rechtsanwalt kommt, schüttelt mir die Hand, fragt, wie es mir geht, ist uninformiert, kassiert fünfhundert Schilling und verschwindet wieder.

Cha-cha schreibt aus England, dann aus Italien. Sie reist mit Kunden, und ich kaue an meinen Fingernägeln.

Nach fünf Monaten kommt Antwort von der Staatsanwaltschaft.

»…mangels eines strafbaren Tatverhaltes wird das laufende Verfahren gegen Sie eingestellt… das Verfahren wegen Zuhälterei wird an das Bezirksgericht überwiesen…«, sagt mit süßsaurem

Lächeln der Untersuchungsrichter und schließt meinen Akt.

Das Weib mit den verbundenen Augen, der Waage und dem Schwert ist eine launische Hure… jetzt schläft sie mit mir… und hat mir nicht den Schwanz abgeschnitten…

Vickerl ist tot.

Sie haben ihn in den Rücken geschossen. Er hat bei einer Ausführung ins allgemeine Krankenhaus versucht zu fliehen. Er riß sich von den Beamten los und sprang aus einem Fenster aus dem ersten Stock in den Hof hinunter. Der Beamte beugte sich aus dem Fenster und schoß ihm nach. Er schoß ihn durch den Rücken ins Herz. Er war sofort tot.

»Mörder… Mörder«, schreit Karrer beim Hofgang zu den Beamten. Eine verstärkte Wachabteilung zieht auf, dumpfes Murren verebbt.

Widerstand führt zu nichts. Nur zu neuerlichen Beschränkungen, in dieser, der beschränktesten aller denkbaren Lebensformen. Loisl zittert vor unterdrückter Wut, seine riesigen Schultern biegen sich hilflos.

Die Bullen spüren den Haß, mißtrauisch beäugen sie die Masse Mensch in den engen Betonvierecken.

Täglich stellen sie die Zellen auf den Kopf, filzen und brüllen, die Hand am Gummiknüppel.

Die Hektik versickert. Geballte Fäuste bleiben geballt… in den Hosentaschen.

Sie haben zu viele Möglichkeiten, Besuchssperre und Einkaufssperre, zu filzen, nehmen jeden Bleistiftstummel, jede Zeitung, jedes Stück Papier weg.

Für Aus-dem-Fenster-Rufen gibt es acht Tage Einzelhaft in feuchten Zellen im Keller oder den Beton- und Gitterbunkern am Parterre E.

Cha-chas ›Geschäftsreisen‹ gehen mir an den Magen, ihre Briefe sind kalt wie ein Schlangenfurz. Nebel und Schneeregen. Ich schreibe an den Richter, daß man mir die fünf Monate U-Haft auf die sieben Monate für den Einbruch anrechnet. Genehmigt.

Wenige Tage später schickt man mich in ein anderes Gefängnis. Hardtmuthgasse – im zehnten Bezirk, ehemaliges Jugendgefängnis, fließendes Warm- und Kaltwasser, Einzelhaft, Kopfschmerzen – und täglich sechs kleine, gelbe Wunderblättchen – dreißig Milligramm Valium.

Cha-cha kommt auf Besuch. Weißhäutig, langhaarig und fremd steht sie hinter der Barriere, redet leise in meine überquellende Freude.

»Komm bald, ich habe Angst vor dem Alleinsein«, sagt sie.

»Ich komme, zwei Monate noch«, sage ich. Das Weihnachtspaket kommt am 24. Dezember zu Mittag, ich habe es schon abgeschrieben, dann liege ich im Bett. Die siebente Weihnacht im Gefängnis. Der Januar zieht sich. Mutter liegt wieder im Spital. Wieder ein kleines Gewächs in der Achselhöhle. Sie schreibt lange Briefe:

»… wirst du mit Gottes Hilfe doch auf den rechten Weg finden…«, steht da.

… der rechte Weg… ist ein geheimnisvoller Pfad… handbreit manchmal nur… der Anfang liegt in mir…

Am 20. Februar verurteilt mich ein griesgrämiger Richter zu einem Monat Arrest wegen Zuhälterei…

und am 23. Februar werde ich zum zweitenmal Vater. Ein rotgesichtiger Fürsorgerat setzt mich in Kenntnis, daß ich im Februar 1963 Vater eines Mädchens wurde. Aufgrund äußerst verzwickter Umstände sei man aber erst jetzt daraufgekommen, daß ich der Vater wäre. Ich bin belämmert, versuche zu erinnern. Er kramt in einer Aktentasche und liest aus einem Akt Namen und

Daten, vergeblich, ich weiß es nicht mehr.

»Das ist unmöglich«, sage ich. Er lächelt mild, scheint solche Antwort gewohnt.

»Wir haben eine erbbiologische Untersuchung beantragt«, sagt er und schüttelt mir zum Abschied kräftig die Hand.

Cha-cha ist beim Besuch nervös und abwesend.

Mutter schreibt, es geht ihr besser. Der März kommt mit unverständlich heißen Tagen. Meine Enthaftung ist fällig. Ich urgiere, niemand weiß etwas. Die Beamten zucken die Schultern. Von einem Hausarbeiter, der entlassen wird, besorge ich mir mit Schwierigkeiten eine Spritze und sechs sterile Injektionsnadeln.

Eine Stunde vor dem Wecken spritze ich mir eine geringe Menge Nitroverdünnung in die Lunge.

Ein glühender Stich im Brustkorb, den Spritzenzylinder werfe ich ins Klosett. Nach vier Stunden bringt man mich ins Inquisitenspital, pumpt mich mit Penicillin voll. Nach zwei Tagen werde ich enthaftet, man hat mich irrtümlich zu lange in Haft behalten.

Bevor ich das Landesgericht verlasse, bin ich wieder festgenagelt, vierzehn Tage Polizeistrafe. Der Rest vom Sommer, als ich die Löffel verschluckte. Im ›Grünen Heinrich‹ auf die Rossauerlände. In Verrechnung auf die zehn Tage werden mir acht Tage Polizeihaft nachgelassen… man versucht, mir zu erklären, daß dies nur aufgrund der undurchsichtigen Zusammenziehung mehrerer Strafen erfolgt sei, und deswegen…

Ich habe in einer Woche vierzehn Kilo abgenommen und dämmere über die Zeit.

Mutter schickt mir Geld. Die 110 Schilling, mit denen sie mich entlassen haben, sind bis auf vier Schilling verbraucht. Cha-cha ist mit einem Kunden verreist, nach Toledo. Ich bringe keine fünf Liegestützen fertig.

Die Decken sind dreckig, die Zellen sind dreckig, die Menschen

um mich sind dreckig, hocken ungewaschen auf den Bänken, stieren in Sexzeitschriften. Meine Haut ist dreckig, schmierig – schillinggroße Eiterbeulen auf meinem Rücken. Dann lassen sie mich hinaus… in einen grauen, dreckigen Tag. Scheiße ist da, klebt, stinkt… rinnt mir aus Augen und Mund und Schwanz. Atmen in gelbem, weichem Dreck… Kothaufen fressen und koitieren in brauner, körniger Scheiße… zum dritten Mal ohne Geld aus dem Knast.

Ich bin mager und ungeduldig. Stechende Schmerzen in der Brust, hoffentlich wächst dieses verfluchte Loch in der Lunge zusammen. Die Stadt versinkt im Regen. Ich schlage den Mantelkragen hoch und gehe zum ›Red Lion‹ in der Rotenlöwenstraße. Ich brauche eine Dirne – wie ist egal, und zum langen Herumsuchen habe ich keine Zeit. Ein Windstoß faucht über den Platz vor dem Franz-Josephs-Bahnhof. Im schwankenden Licht scheinter schwarz und riesig.

Einen Hasen mit Gewalt biegen… was, Freiheitsberaubung und Erpressung, und… Scheiße… wenn ich vorsichtig bin, kann nichts passieren… Helmut ist in Wien… ich habe ihn in der ›Rouge‹, in der ›Femina‹ gesucht, keine Spur… wo der herumkriecht… na, momentan egal.

Das Lokal, eine halbseidene Tanzbude. Ich bestelle einen Whisky und rauche. Verliebte schmieren auf der Tanzfläche ineinander. Zwei Mädchen sitzen allein und sind so häßlich, daß ich mich nicht mehr hinzuschauen getraue, ich will nicht erblinden.

Dann kommt eine Gruppe Männlein, Weiblein, laut und harmlos, leicht angetrunken. Ich gehe pinkeln und schaue mir die Weiblichkeit genauer an. Dann hole ich eine. Blond und heißarschig reibt sie sich in meinen Händen. Sie macht auf lasziv. Ich greife ihr unter den Pulli.

Meine Eier bleiben kalt. Einer der Jünglinge schaut, glasig und

langsam.

»Gehört der zu dir?« frage ich. Sie dreht den Kopf, lacht, zeigt ein Herzgesicht und blanke Zähne.

»Der… ja, aber… nicht richtig«, sagt sie, und ich stecke den Finger in den Poansatz. Bei ihrem Tisch lasse ich sie los und gehe telefonieren. Der Langsamschauende zieht sie von der Tanzfläche. Er hat ein sauberes, stark gerötetes Gesicht. Sie schüttelt seine Hand ab und setzt sich. Ich versuche Helmut zu erreichen. Ich brauche eine Wohnung für das Abrichten. Seine ist geeignet, keine Nachbarn – und ein Zimmer mit einem vernagelten Fenster. Sein Vater hat ihn immer dort verprügelt und eingesperrt.

»Wenn er kommt, wird er dich zurückrufen«, sagt Alf, der Kellner im ›Winzerhaus‹.

Ich lege auf und sage der Rothaarigen hinter der Bar Bescheid. Dann hole ich mir wieder die Blonde. Sie ist reserviert und blockiert meine Hände. Anscheinend gab es eine Standpauke. Der Junge verrenkt sich den Hals. Ich trinke und warte, dann ruft Helmut an. Ich erkläre ihm den Fall.

»Die Wohnung kannst du auf eine Woche haben. Die Schlüssel schicke ich dir mit dem Taxi«, sagt er.

»Besten Dank«, sage ich.

»Paß auf und brichs ausanaunda, vakaufn kenn mas olleweu no«, sagt er.

Ich lege auf.

»Wann gehst du?« frage ich die Blonde etwas später.

»Er möchte schon gehen. Die anderen bleiben noch… und Sie?« sagt sie plötzlich förmlich. Ich verzichte auf die Antwort und halte sie weit von mir.

Dann hole ich meinen Mantel und bezahle. Die Rothaarige holt mich und ein Taxler übergibt mir die Schlüssel.

»Neunundzwanzig Schilling«, sagt er.

Ich gebe ihm fünfunddreißig und schaue ihm zu, wie er ins Auto steigt. Er fährt, die Straße ist leer.

Sie kommen. Ich ziehe einige Male schnell an meiner Zigarette. Einen Zentimeter Glut drücke ich unter seinem dritten Hemdenknopf aus. Ein mit aller Kraft geschlagener Haken entzieht seinem Schrei die Luft. Ich greife nach dem Mädchen. Sie steht steif im Schock. Er liegt am Boden. Wir gehen um die Ecke, durch einige schmale Gassen. Ich habe Eis am Schwanz. Ihr Mund zittert, Lampen spiegeln sich in Lacken. Der Regen ist dünn und hart. Plötzlich verhält sie den Schritt.

»Ich gehe nicht mit«, sagt sie, ihre Stimme schwankt um Vokale und Konsonanten. Sie lehnt sich gegen eine Mauer und zieht die Hände mit der Handtasche gegen die Brust.

Ich schlage sie mit der Faust gegen die Stirne.
Sie ist benommen, kippt gegen mich, wimmert leise und dumm.
»Es ist zwecklos, Herzchen«, sage ich freundlich und nehme sie am Arm.

Sie stolpert, dann geht sie neben mir. Aus einer Telefonzelle rufe ich den Taxifunk an.

»Schicken Sie mir die Nummer einhundertdreizehn«, sage ich, und die Adresse.

Das Mädchen steht vor der Tür, durch den Spalt halte ich sie an der Hand. Ich rauche. Sie drückt die Hand gegen die Stirn. Es tut weh. Ich glaube es. Zehn Minuten später hält ein Wagen, ein Taxi. Peter springt heraus.

»Du, is wos passiert«, sagt er und deutet auf das Mädchen.

»Eine Spezialfuhre«, sage ich und schiebe sie in den Wagen, dann sage ich Peter leise die Adresse. Er nickt, wir steigen ein. Ich ziehe ihren Kopf gegen meine Brust. Sie liegt steif an mir. Sehen kann sie nichts. Peter fährt schnell und hat das Radio lautgedreht. Häuserreihen, die sich gleichen wie ein Tampon dem anderen. Wir

steigen aus. Peter lächelt, dann verschwindet der Wagen. Er schuldet mir eine ganze Menge – doch es auf einmal zu fordern, wäre unklug –, auf kleine Gefälligkeiten verteilt, ist es für das Gedächtnis wirksamer.

Das Mädchen hebt den Kopf. Ich treffe sie mit halber Kraft mit dem Handrücken. Sie schluchzt und schaut nicht mehr. Ich sperre die Haustür auf und stoße sie in den dunklen Vorraum. Sie stolpert, und ich trete sie gegen die Knie. Ich knipse das Licht an und hänge meinen Mantel auf einen Hänger. Sie liegt. Ihr Rock ist weit über die Knie oben. Wärme fließt in meine Eier.

Ich ziehe sie an den Haaren hoch.

»Zieh deine Jacke aus«, sage ich.

Sie klammert ihre Hände in meinen Unterarm.

»Laß mich gehen, bitte, laß mich gehen. Ich habe Angst… ich schreie, ich«, stammelt sie und nähert sich der Hysterie. Zwei Ohrfeigen schafft sie, dann fliegt sie durch die offene Tür ins Wohnzimmer. Sie weint wild und hämmert mit den Fäusten gegen den Teppich. Ich greife ihr in die Haare und schlage ihren Kopf zweimal fest gegen den Boden, dann liegt sie ruhig.

Ich gehe in die Küche, nehme aus dem Eiskasten eine Flasche Bier und setze mich dann auf den Fauteuil beim Fenster. Sie liegt mit geschlossenen Augen, ihre Lider flattern. Ich drücke auf die UKW-Taste des Radios, Harry Belafonte, samtig schmirgelt Reiz am Eichelkopf.

Sie ist auf den Knien, die Beine schräg hinter sich gelegt. Sie redet, schaut tränenblind.

»Ich… habe… zweitausend Schilling in der Handtasche… wollen Sie die, oder den Ring…«, sie wetzt auf den Knien zu mir, in ihrer Handfläche liegt ein Ring mit rotem Stein. »Alles gebe ich Ihnen… bitte, lassen Sie mich gehen…«

Mit dem Fuß schlage ich den Ring vom Handteller, er kollert

unter die Couch.

»Herzchen… du bleibst hier. Je schneller du das begreifst, um so weniger schmerzhaft ist es«, sage ich sanft. Ich reiße sie an den Haaren hoch. Sie schreit auf, dann liegt sie über der Couch. Nylon glänzt auf hellen Beinen.

Ich greife zwischen ihre Schenkel. Ihre Pisse läuft mir warm über die Hand. Ihr Körper schüttelt sich im Krampf der Befreiung, dann ist sie starr.

»Du kleine Drecksau, mach das sauber und zieh dich aus«, sage ich.

Sie zieht die Jacke aus, den Rock, die Strumpfhose. Ihre Beine leuchten weiß und schlank. Das weiße Höschen ziehe ich ihr langsam über die nassen Schenkel und schlage ihr das triefende Stück um den Mund. Mit leeren Augen knöpft sie die Bluse auf, hakt den BH los, dreht sich zu mir. Die Brüste sind fest und kühl. Ich drehe die Nippeln zwischen den Zähnen, sie röten und steifen sich, dann beiße ich zu. Sie schreit wieder auf, schrill, gellend, dann heult sie dumm und laut.

»Unter der Abwasch findest du einen Reibfetzen und einen Kübel. Wisch das auf, heulen kannst du nachher«, sage ich. Sie hält die Hand auf ihre linke Brustwarze.

»Zeig her«, sage ich und ziehe ihre Hand weg. Die Nippel sieht aus wie eine Maulbeere – aufgeschwollen und schwarzrot unterlaufen. Sie geht in die Küche, dann ins Bad, kommt mit gefülltem Kübel, bückt sich und wischt.

»Nimm das mit und wasch es aus«, sage ich und deute auf Höschen und Strumpfhose, »den Rock hänge über den Heizkörper, wenn er fleckig ist, kaufe ich dir einen«, sage ich und beobachte sie.

Dann gehe ich ihr ins Bad nach. Meine Hose liegt über dem Sessel, darüber Hemd und Pullover, ich bin nackt.

Ihr Hintern ist steil angesetzt, rund und glatt unter meiner Hand.

Ich streichle die Kugeln und schaue sie im Spiegel an. Sie hat den Kopf gesenkt, ihre Hände drücken sinnlos das Höschen in die Seifenlauge. Ich teile ihr Haar und küsse sie am Haaransatz im Nacken. Ihre Schultern zucken, sie weint.

»Ich verstehe das nicht… ich begreife es nicht…«, sagt sie und ihre Schultern sinken noch vor. Sie klammert sich ans Waschbecken.

Bob Dylan, ›Wigwam‹, von rückwärts schiebe ich den Schwanz zwischen die Schenkel. Sie ist starr, aus dem Spiegel brennen ihre Augen gegen mich.

»Ich werde dich jetzt in den Arsch ficken, Herzchen, du hast doch nichts dagegen, oder?« sage ich und streiche über ihre Flanken. Sie zittert, senkt wieder den Kopf, die gelbe Mähne fächert über das Gesicht.

»Und wenn ich dich bitte, es nicht zu tun«, sagt sie.

»…werde ich es trotzdem tun«, sage ich und stoße zwei Finger in die Kotritze.

»Du tust mir weh«, schreit sie auf. Ich hebe das Haar von ihrem Gesicht. Ihre Augen sind schmal, Angst, Schmerz und Wut… wozu das Flackern deuten?

»Das ist mir egal, Herzchen«, sage ich.

Sie läuft nicht weg, versucht es gar nicht. Ihr Darm ist voll, an meinen Fingern klebt Scheiße.

»Schleck das ab«, sage ich. Ich drehe sie zu mir.

»Nein… nein«, sagt sie keuchend. Ich wische die Finger an ihren Lippen ab. Sie hält die Zähne gepreßt, würgt. Ich schiebe ihr die Finger gewaltsam hinter die Lippen. Sie stößt mich zur Seite, hastet zur Klosettmuschel und kotzt. Ich wasche mir die Hände, sehe ihr zu. Es reckt sie, ein braungrüner Schub dringt aus ihrem Schlund. Sie ist fahl und weint. Dann betätigt sie die Spülung und setzt sich auf den Rand der Wanne. Ich hole mir eine Zigarette. Aggressiver Beat röhrt aus dem Radio. Sie sieht mir verzagt entgegen, dann

spült sie den Mund, wäscht das Gesicht. Ich trete sie in den Hintern. Sie prallt mit dem Kopf gegen die Fliesen. Sie kauert und winselt. Tränen fallen auf den Boden.

»Mach den Mund auf«, sage ich und stecke ihr den Halbsteifen zwischen die Lippen.

»… zärtlich, Herzchen, und wenn du zu beißen versuchst, schlage ich dir damit die Schädeldecke ein«, sage ich und nehme eine schwere Kristallflasche mit Badezusatz in die Hand. Sie nuckelt unbeholfen an der Eichel, dann knabbert sie vorsichtig um den Vorhautwulst, wie ein bibberndes Kaninchen, die Augen verkrampft geschlossen. Ich ziehe sie an den Haaren zur Wanne, beuge sie darüber und presse den Schwanz in ihren Hintern. Der Darm ist heiß, und ich bin erregt. Sie ist schlaff vor mir. Die Eier schmelzen, und ich spritze in ihren Dreck. Sie kann die Scheiße nicht halten und stürzt zur Muschel. »Geh hinaus, bitte… bitte«, sagt sie laut, und in der Stimme, in der hohen Tonlage, ist ein Schluchzen. Ich brause mir den Schwanz sauber, dann binde ich mir ein Handtuch um und gehe in das Zimmer. Ich liege im Bett, rauche. Adriano Celentano… I1 Ragazzo della via Gluck, dann drehe ich leiser, und sie kommt langsam aus dem Bad. Einen Schritt vor mir bleibt sie stehen. »Was willst du noch von mir?« sagt sie. Ich deute mit der Hand auf den Bettrand.

»Komm da her«, sage ich. Sie setzt sich, legt die Hand auf das Haardreieck.

»Wie heißt du?« sage ich.

»Waltraud Korber«, sagt sie.

»Wie alt?« sage ich.

»Neunzehn«, sagt sie.

»Wohnst du bei deinen Eltern?« frage ich.

»Nein, ich habe mit einer Freundin eine Untermiete«, sagt sie.

»War deine Freundin heute abend mit?« sage ich.

»Nein, das waren Arbeitskollegen aus dem Büro, in dem ich arbeite«, sagt sie.

»Bleibst du öfter über Nacht weg?« sage ich. Sie zögert und streicht mit den Handflächen über ihre Schenkel.

»Sieh mich an, los«, sage ich. Sie dreht das Gesicht, sieht mich von unten her an.

»Nein«, sagt sie. Sie lügt, aber ich habe erwartet, daß sie mir in manchem nicht die Wahrheit sagen wird.

»Hast du einen festen Freund?« sage ich und schiebe die Zigarette nahe an ihre Haut am Oberarm, neben eine daumennagelgroße, verblaßte Impfnarbe. Sie zuckt weg.

»Was machst du… nein, ich habe keinen Freund«, sagt sie schnell.

»Du bist dumm, Herzchen… du hättest sagen müssen, du hast einen Freund…. ganz groß und sehr stark, vielleicht hätte ich mich dann zu fürchten begonnen und hätte dich gehen lassen…«, sage ich und lache sie an.

»Aber, wenn du niemandem fehlst, deine Freundin ist mir egal. Sie wirst du anrufen, dann kannst du ja bei mir bleiben… oder?« sage ich.

Ihre Augen weiten sich, ein kleines Licht, vom Rand her zur Mitte gewandert, erlischt.

»Du bist verrückt«, sagt sie leise. Ich drücke die Zigarette aus, greife in die langen, hellen Strähnen.

»Geh und bring mir ein Bier aus dem Eiskasten«, sage ich und lasse sie los.

Sie kommt, mit Flasche und Glas, schenkt ein und setzt sich wieder zu mir.

Ihre Hände zittern stark.

»Kann ich eine Zigarette haben?« sagt sie.

»Wie heißt das?« frage ich.

»Bitte… kann ich eine Zigarette haben«, wiederholt sie leise.

Ich gebe ihr die Zigarette und Feuer.

»Du hast meine Frage nicht beantwortet… tust du es… bitte«, sagt sie dann.

Sie raucht in kurzen, heftigen Zügen.

»Was ich mit dir vorhabe? Das wirst du rechtzeitig merken«, sage ich.

Ihr Körper ist fest und warm unter meinen Händen. Die gequetschte Brustwarze ist stärker angeschwollen. Ich rolle vom Bett, greife in meine Hose und nehme den Springer heraus. Trocken schnappt die Klinge aus dem Metallgehäuse. Sie weicht an die Wand zurück.

»Komm her«, sage ich. Sie tastet zum Bett, setzt sich und rutscht zu mir.

»Damit schneide ich dir die Haut in Streifen aus dem Gesicht, wenn du in der Nacht versuchst davonzulaufen.«

Aus der Brustwarze rinnt ein Blutfaden über ihren Bauch. Sie schreit auf. Mit einer schnellen Bewegung habe ich ihr die Brustwarze in Stücke gespalten.

»Hol dir ein Handtuch, du versaust den Teppich«, sage ich in ihr Heulen.

Sie geht, bleibt im Bad. Ich hole ihre Handtasche vom Tisch, leere den Inhalt aufs Bett. Kosmetikkram, Geldbörse, Ausweis, Schlüssel, ein dünnes Notizbuch mit Minikugelschreiber, Zigaretten und ein Feuerzeug, einige Fotos in einem Lederetui, Taschentuch und ein Päckchen Vorverkaufsscheine der Verkehrsbetriebe. Das Notizbuch, Geldbörse, Ausweis und Schlüsselbund lege ich zur Seite, das andere gebe ich in die Tasche zurück. Sie steht in der Tür, sieht mich an. Ihre Wangenmuskeln zucken hysterisch.

»Du Schwein… du feiges Schwein«, schreit sie und läuft zum Fenster. Ich stoppe sie mit einer Geraden zwischen die Brüste, dumpf schlägt sie am Boden auf.

Also, wenn nicht im Guten, dann eben…

An den Haaren schleife ich sie in den Nebenraum. Blanker Bretterboden, einige Kisten in der Ecke, ein zerbrochener Stuhl, Lampentrümmer. Vielleicht ist sie bewußtlos, ihr Kopf poltert auf den Brettern. Ich ziehe im Wohnzimmer den breiten Ledergürtel aus meiner Jeans, dann gehe ich in die Kammer. Sie liegt unverändert.

Reizvoll gebeulter Mund, hohe Wangenknochen, dichte Wimpern legen Schattenbalken auf die farblosen Wangen. Ein schönes Mädchen. Helmut wird sie mit einem Kumpel nach Frankfurt bringen, das sind zweieinhalbtausend Mark für mich. Wenn jemand im Dancing fragt – das Telefongespräch –, suchen sie einen namens ›Schneider‹. Das Fotoalbum bei der Polizei? Mir fehlen vierzehn Kilo zu meinem Normalgewicht, und ich habe jetzt lange Haare.

Sie stöhnt auf und dreht sich aus dem Licht.

»Herzchen…«, sage ich und hocke neben ihr, sie schaut mich an, leer und abwesend.

»Ich habe dich gewarnt. Jetzt werde ich dich einsperren, und wenn du schreist, komme ich dich besuchen, und dann gibt es jedesmal dasselbe«, sage ich und schlage sie mit dem Gürtel gezählte zwanzigmal auf den Rücken, den Arsch und die Schenkel. Das Leder zeichnet breite Striemen. Sie schreit und bittet, fleht und versucht, sich hinter die Kisten zu retten.

Dann drehe ich das Licht ab und sperre hinter mir ab…

›Satisfaction‹ aus dem Radio. Ich hole mir ein Bier… sie tut mir leid, die Kleine, aber von der Luft kann ich nicht existieren, mit hundertzehn Schilling haben sie mich entlassen, dann acht Tage Polizeigefängnis, wenn mir Mutter nicht tausend Schilling geschickt hätte, wäre ich mit vier Schilling aus dem Knast gekommen. Diesen Hasen übernimmt Helmut sicher. Ich trinke den letzten Schluck Bier, bestelle einen telefonischen Weckruf für acht Uhr früh, dann

schlafe ich ein. Zweimal bin ich plötzlich hellwach. Ich steige aus dem Bett, gehe zur Tür, es ist ruhig. Das Geräusch kam von irgendwoher, Minuten später bin ich wieder eingeschlafen.

Dann hämmert sie gegen die Tür.

»Was willst du?« frage ich. Sie klopft, sagt nichts. Ich steige aus dem Bett, gehe zur Türe.

»Willst du aufs Klo?« sage ich.

»Bitte, mach auf… ja, ich möchte aufs Klo«, sagt sie kaum verständlich.

Sie geht unsicher, und die Striemen leuchten am Körper. Ich gehe hinter ihr her. Ihr Gesicht ist verquollen, sie hockt und pißt.

»Wie geht es dir«, frage ich freundlich. Sie weint dann und gibt keine Antwort.

Ich gehe in die Küche und koche Kaffee. Dann läutet es an der Wohnungstür.

»Ich bin's, Helmut«, sagt er, und ich schließe auf. Er lacht.

»Na, wie steht's«, sagt er. Dann hängt er seinen Mantel an den Haken.

»Die kann ich nicht hier in Wien behalten… weißt du etwas«, sage ich. Wir stehen mit den Taschen in der Küche, das Mädchen ist noch im Bad.

»Ich habe dir doch gestern gesagt, wenn es nichts für hier ist, nehmen sie der Tondo und ich nach Düsseldorf mit und verhökern sie, also?« sagt er und geht zur Tür beim Bad. »Mach auf!« sagt er. Ein Schlüssel wird gedreht. Er öffnet die Tür. Sie steht vor dem Spiegel.

»Viel Zeit hast du nicht mit Reden verloren«, sagt er und deutet auf die Spuren an der Brust und auf Rücken und Beinen.

»Wann nimmst du sie mit?« frage ich, und das Mädchen hat keinen Ausdruck im Gesicht. Helmut greift ihr in die Haare, dreht ihren Kopf.

»Schön und brauchbar… wann… heute abend, warum?« sagt er und greift ihr an die Fut. Sie preßt die Beine gegeneinander. Er schlägt sie in den Bauch, sie schreit auf, knickt nach vorn. Von rückwärts treibt er ihr die Finger in die Spalte. Auf zwei Fingern hat er große Ringe. Sie schreit und fällt gegen die Wanne.

»Wehleidig, die Beste«, knurrt Helmut und läßt Wasser über die blutigen Finger laufen.

»Sie muß sich bei ihrer Freundin abmelden und ein nettes Briefchen nach Hause schreiben, daß da kein Querschuß kommt«, sage ich.

Er nickt und geht zu einem Fauteuil.

»Zweitausend… okay?« sagt er langsam und schaut, wie sie versucht, sich aufzurichten.

Es ist Geld, wenig zwar, das Risiko ist hoch, aber die Spezialbehandlung bekommt sie erst in Düsseldorf, und Helmut weiß, daß ich ohne Geld aus dem Knast gekommen bin.

Helmut steht auf und zieht sie an den Haaren neben sich zum Sitzmöbel.

»Knie dich nieder«, sagt er und reißt sie an den Haaren herunter. »Los, nimm meinen Schwanz heraus… na los«, sagt er und lehnt sich zurück, hält sie aber an den Haaren. Sie beginnt, an seiner Hose herumzufingern.

Helmut greift in die Jacke. Er zieht eine Pistole heraus, das Mädchen zuckt zurück. Er drückt ihr den Lauf über dem Ohr an den Kopf.

»Wenn du mir weh tust, drücke ich ab, klar, Kleines«, sagt er und steckt ihr das Glied in den Mund. Sie saugt mit geschlossenen Augen, ihr Gesicht zittert, dann der ganze Körper. Sie massiert den Schaft und ist weiß wie die gekalkte Wand. Eine Minute tröpfelt. Ich rauche, sehe zu, dann hole ich mir noch eine Tasse Kaffee. Sie schreit plötzlich schrill. Helmut hat sie mit dem Lauf gegen den

Kopf geschlagen.

»Weicher… ich scheiß auf deine Zähne… wenn ich sie noch einmal spüre, breche ich sie dir aus.«

Dann tritt er sie gegen die Brust. Der Saft hängt an ihrer Unterlippe. Sie schaut leer und blöde.

Helmut biegt sich den Schwanz in die Hose.

»Saugt gefühllos wie eine Tittenpumpe«, sagt er, greift nach einer Zigarette. Sie gurgelt am Waschbecken, schluchzt und bibbert. Helmut geht dann. Er will Tondo informieren. Ich kenne den nur vom Hören. Hat zwei Nutten im Puff. Eine in Kiel, eine in Düsseldorf, und er hat Helmut gesagt, wenn es zufällig etwas gibt, kann er den Verkauf machen.

Ich gebe ihr ein Glas Milch, dann drücke ich eine Zigarette an ihrem Hinterfleisch aus, nur daß sie nicht vergißt. Sie preßt die Hände um meine Beine und bittet und heult und rotzt. Gegen zwei Uhr kommt Helmut wieder. »Tondo ist einverstanden. Eine Mille kriegst du gleich, das mit der Freundin und den Eltern machen wir«, sagt er und streichelt ihr über den Schorf an der Brustwarze.

»Wasch dich, und zieh dich an«, sagt er und stößt sie in Richtung Bad.

Dann blättert er mir sechstausend Schilling hin.

»Nächste Woche komm' ich mit dem Rest, geht in Ordnung?« fragt er.

Ich stecke die Scheine ein. Die beiden lassen den Hasen nicht laufen, da kommt nichts nach…

»Gut«, sage ich und gehe mich rasieren. Sie steht neben der Wanne, ein Handtuch gegen das Gesicht gepreßt.

»Gibt's Schwierigkeiten an der Grenze?« frage ich. Helmut bringt mir ein Glas Bier.

»Mit ihr?« fragt er und schaut gelangweilt auf das Mädchen.

»Sie wird schlafen, tief und fest und mit einem freundlichen

Traum.« Er drückt den Daumen gegen die geöffneten Zeige- und Mittelfinger. Injektion, klar, was habe ich sonst gedacht, und an der Grenze kümmert sich kein Hund.

Dann bin ich fertig, und Helmut kommt mit an die Tür.

»Tschau, Partner«, sagt er und mir fällt ein Morgen vor drei Jahren an der Urania ein. Wie doch die Zeit vergeht. Wie hieß die Kleine damals' Na, egal, ich habe es vergessen…

Ein paar Tage später kommt Cha-cha aus Spanien, und ich verprügle sie, daß sie acht Tage ohne sich zu rühren im Bett bleiben muß.

»Heiraten wir?« sagt sie und massiert Creme in die blaugelb gesprenkelten Hautpartien. Sie meint es ernst… doch. Dann setze ich mich zu ihr aufs Bett, und sie schluchzt in meine Halsgrube.

Ich engagiere zwei Passanten als Trauzeugen, und dann sind wir amtlich verbunden, und ich stecke meine am Vortag gekaufte Kanone, Marke Walther Kal. 7.65, hinter den Hosenbund, weil der Halfter nicht paßt und die Waffe aus dem engen Anzug rutschen will.

Der Standesbeamte verfolgt meine Krabbelei, ist irritiert und bringt die Zeremonie schnellstens zu Ende. Dann sitzen wir allein in einem Restaurant, es ist Mai, und die Pistole liegt in ihrer Handtasche.

»Jetzt sind wir Mann und Frau«, sagt sie, die Hure, meine Frau… zu mir, ihrem… einzigen Mann… oder?

Zwei Tage später wandert sie wieder abends auf der Kärntnerstraße, und ich weiß vom Arzt, daß mein Loch in der Lunge fast geschlossen ist. Die Polizei steigt mir auf die Zehen, und ich vermittle Cha-cha einen Halbtagsjob und mir eine Krankenbestätigung für drei Monate. Untertags liege ich im Neuwaldeggerbad und tröste grüne Witwen. Cremespaltige, bessere Hälften von büroengagierten Karrieremännern. Die Damen

sind ausgeruht und geil wie Schifferscheiße. Ich ficke in ihre breiten Ärsche und borge mir diskret kleinere Summen. Die treuen Ehefrauen bezahlen und stecken Vaseline in die Badetasche, »weil es anfangs ein bißchen weh tut«.

Cha-cha stochert in Goldfischen… ein siebzigjähriges Direktorchen möchte sie als Ausnahmslosgespielin… »gestern wurde er fast halb steif«…beschreibt sie mir den fröhlichen Opa… irgendwann bringt er ihn dann hoch, aber wie sie es erzählt, bin ich betrunken und verstehe nicht genau… »dabei war er so glücklich«… der Opa…

»Komme von Novak«, sagt er, steht groß und schwammig vor der Tür und hält mir einen zerknitterten Zettel hin.

›Er ist in Ordnung, wenn du für ihn was hast, machst du mir einen Gefallen‹, steht da.

Ich gebe ihm die Hand und lasse ihn in die Wohnung.

»Ich heiße Harry«, sagt er und plaziert sich auf einen ächzenden Sessel.

Ein paar Whisky, er erzählt, daß er Novak aus dem Gefängnis kennt und jetzt beim Bundesheer ist.

»… aber, wenn du was für mich zu tun hast«, sagt er und beugt sich beflissen vor.

»Brauchst du Geld… na, wahrscheinlich«, sage ich und gebe ihm ein paar Scheine. Er sitzt breit und reibt sich die Hände. Na, mal abwarten, vielleicht ist er zu brauchen. Später bringe ich ihn zur Tür.

»Wenn du in Wien bist, melde dich bei mir«, sage ich, und er nickt und preßt meine Hand. Sein Anzug ist abgetragen und die Absätze vertreten. Cha-cha bringt Goldfische, mein Kontostand bläht sich, und sie kommt sehr spät in der Nacht.

Schwarze Augen glühen über die Theke. Ich schaue über hohe,

braun quellende Brüste. Sie federt auf langen Beinen, ein weicher, kurzer Stoff schmiegt sich ins Schamdreieck.

In der kleinen Bar steht sie dicht neben mir. Dann ist da einer, breit und noch größer als ich. Er legt die Hand auf ihre Brust. Sie zuckt, sieht mich plötzlich an. Ich zünde mir eine Zigarette an. Sie ist eine Nutte. Was geht das mich an?

Er ist eine große Nummer unter den Zuhältern.

Ich steige vom Barhocker, will gehen. Meine Waffe liegt zu Hause im Kasten.

»Bitte, bleib da. Ich hab' Angst vor diesem Monstrum. Bleib da, ich heiße Mara«, sagt sie und hält mich fest.

»Na und?« sage ich.

»Du gefällst mir«, sagt sie.

Du mir auch, aber der Bulle ist eine Nummer zu groß.

»Komm her«, sagt er zu ihr.

»Jetzt steht sie bei mir, und ich bin noch nicht zu Ende«, sage ich. Inmitten seines Lachens sind breite, gelbe Zähne.

»Komm her, Mädchen, scheiß auf ihn«, brüllt er.

»Das solltest du nicht sagen«, die volle Bierflasche trifft ihn gegen die Schläfe. Er klappt sofort vornüber.

»Rufe ein Taxi und spritze ihm Sodawasser ins Gesicht«, sage ich zu ihr, dann gehe ich.

Zwei Tage später komme ich auf der Hernalser Hauptstraße aus einem Lokal. Ich stehe auf der Nebenfahrbahn. Eine Ampel blinkt gelb. Ein Auto hält. Schüsse peitschen. Ich spüre den Schlag gegen das Bein, den Arm, werfe mich hinter einen der Alleebäume. Das Auto rast davon.

Ich ziehe mich am Baum hoch. Später fährt ein Taxi vorüber. Ich halte es an.

»Auf eine Unfallstation«, sage ich. Der Fahrer stellt keine Fragen. Warm und wie Kleister fühlt sich die Feuchtigkeit an. Am Bein, am

Arm.

»Oberschenkeldurchschuß und Oberarmsteckschuß«, sagt der Arzt im Spital.

Sie entfernen mir die Kugel aus dem Arm und stecken eine Sonde ins Bein. Dann kippe ich weg.

»Wer war es?« fragt ein Mann in Zivil und, »Kriminalpolizei«, sagt er.

Ich drehe den Kopf weg. Dann unterschreibe ich einen Revers und lasse mir wieder ein Taxi rufen. Cha-cha zittert und kann nicht verstehen.

»Das heilt schon wieder«, sage ich und drehe mich zur Wand. Am Morgen kommen wieder Kriminalbeamte.

»Also, wie war das?« fragt der eine. Ich gebe keine Antwort und sie gehen.

Drei Monate bleibt das Bein gelähmt. Cha-cha verdient, und ich humple durch die Gegend. Dann suche ich mir einen Job bei einer pharmazeutischen Fabrik und arbeite.

Es ist nicht viel. Der Tag hält den Atem an, lackiert die Nägel blau. Grünes, schräg reflektiertes Licht, intensiv, aus Katzenaugen. Sekunden knistern. Normloses, nervöses Gesicht. Augen greifen mich an. Breite Lippen darunter, blaßrosa Gewißheiten. Sie, lebendig, fremd, vertraut, schillernd, vielfarbig. Ich schiebe Tinkturen zur Seite und den Spießbürger. Sie riecht wie früher Flieder und sonnenwarmes Gras.

Sie redet, lacht. Sie, Stella. Herztropfen und Asthmatabletten, Hustensirup und Ampullen, Zäpfchen und Schlackenresorber in einer Schachtel am grünen Metallpult. Ich trage sie nebenher zu ihrem Auto. Unmerklicher Lichtwechsel an mattgrünen Irisrändern.

»Danke«, sagt sie, forsch und kalt.

»Bitte«, sage ich und schaue auf schmale Beine in hohen, schwarzen Stiefeln. »Auf Wiedersehen«, sagt sie. Das Auto rollt weg. Grauer Schneematsch spritzt gegen den Gehsteig. Ich gehe in das muffige Erdgeschoß zurück. Der Alltag erstickt die Fragen. Selten kommt sie, wenn, dann zaudern Minuten.

In der Werkskantine schnappe ich Worte auf. Sie, Stella, ist vierzig, lebt allein. Selten spricht sie mich an. Worte fallen zu Boden, darüber greifen Blicke.

»Können Sie einen Kurzschluß reparieren?« fragt sie. Einen solchen – möglich. »Ja«, sage ich. Schnee zerrinnt auf meinem Gesicht. Sie sagt mir die Adresse und Telefonnummer. Ich weiß längst beides. Mit dem Handrücken wische ich mir das Wasser vom Gesicht.

Cha-cha kommt später, bringt Geld und Gewohntes.

Zwei Tage danach rufe ich abends Stella an.

»Kommen Sie?« fragt sie rasch, undeutlich.

»Ja, in etwa fünf Minuten«, sage ich, stehe in der Kneipe neben ihrem Wohnhaus und lege den Hörer auf.

Was ist? Sie will schlafen mit mir, ich will es auch – Alltägliches. Stella läßt mich ein, nimmt meinen Mantel. Dann sitzen wir einander gegenüber.

Gelbes Licht fließt um ihre Schultern, der Wein ist blutig in den Gläsern.

Schmalgliedrige Finger spielen mit Ringen, einem Wachsapfel.

Warum rede ich vom Gefängnis, der verschlossenen Zeit. Fingerspitzen tasten über meinen Handrücken, und nichts ist mehr alltäglich. Nichts fordert die Pose, das Mißtrauen. Ich steige aus den Blöcken. Zärtlichkeit rieselt heiß und schwer in die Hände. Zeit verschwindet, dann sind unsere Lippen fremde, weiche, geteilte Gebilde, vertraut und in sich. Sie wandern aneinander, feuchten ineinander, greifen und halten, saugen und streicheln im Hauch

zeratmeter Worte. Später zerbricht ihr Davor in wildem Schluchzen an meiner Haut.

»Du bist mein Mann«, sagt sie und ist Kind in aufgebrochener Angst.

Ich bin nicht dein Mann. Ich verstehe auch dein Reden nicht. Was ist damit gemeint? Ich lieg' da und halte dich fest. Was soll ich mit den Tränen. Ich kann sie nicht deuten. Ich habe auch keine Sicherheit – und –, deine Sprache ist mir fremd: verstehe deine Angst nicht, deine Verzweiflung. Du hast gewartet, sagst du, aber, wie kann ich es sein, auf den du gewartet hast… ich, ein Ganove, ein Haltloser. Laß mir deine Haut. Das andere behalte, ich weiß nichts damit zu tun… Ich bleibe zwei Tage, dann ist der Schnee unter meinen Schuhen derselbe, Menschen rempeln mich an, hasten über Kreuzungen, ein Eiszapfen glitzert, gläsern und unberührbar.

»Wo warst du?« fragt Cha-cha.

»Ich habe ein Wochenende durchgesoffen. Mit Leuten, die du nicht kennst«, sage ich teilnahmslos. Cha-cha küßt mich und plaudert vom Samstagsverdienst. Das Eis bleibt im Gehirn.

Da ist Stella. Wie sagte sie: Liebe, verletzliche Liebe… muß ich dem auch einen Namen geben? Welchen? Davon weiß ich nichts. Cha-cha ist meine Halsweite. Ficken, okay; aber das andere, das mir die Fäuste öffnet. Ich will es nicht.

Stella – Weiblichkeit, sprühend, faszinierend, gescheit – ich scheiß drauf. Ich kenne meine Huren und meine Bars. Stella: Das ist die Urfut, die mich verschlingt und weich und wehrlos macht. Ich habe Angst davor. Das ist Glas, und mein Schwanz bleibt hart in ihr. Ich kann nicht spritzen. Ich will das Bild hinter ihr. Bin mißtrauisch, ziehe ihr Reden, ihr Tun in Zweifel. Was weiß ich von Theater und Literatur, Musik und den Schulen der Malerei, von geistvollen Gesprächen mit unbeschwerten Menschen? Die sollen mich doch alle! Ich leere eine Flasche Schnaps und begrabe die blasse Geliebte

im Gekotzten. Dann fehlt die Farbe in der Umgebung, die Hoffnung im Warten, die Berührung. Dann wache ich auf – Stella sitzt neben dem Bett.

Ihr Mund ist da, und der Dreck geschieht in einem fernen Leben. Irgendwo schlage ich in ein Maul, das ihren Namen nennt. Zwei Nächte lang prügle ich mich durch Bars, und glücklich, mit zerfetzten Kleidern liege ich neben Cha-cha im Vertrauten, Gelernten.

Am Morgen kotze ich den Ekel aus mir und denke, wie angenehm es sein müßte, nichts, nicht mal sich selbst zu lieben.

Ist es Liebe? Es ist der Finger auf die Stelle, wo das Blatt klebte, wo der Dreckpanzer nicht dicht hält. Die Befreiung sickert ein. Der Psychopath wehrt sich mit aller Kraft gegen die Unterspülung der letzten Bastionen.

In der Firma hantiere ich mit Suppositorien und Baldrian, Kreislauf stützern und Babysalbe. Mein Gehirn peitscht und drängt gegen die zerbröckelnden Mauern des Gettos. Wo ist die Antwort? Wo?… ›Hinter deiner Stirn‹, sagt die Stimme, aber ich glaube ihr nicht, bin nur noch zerfahren und zurückgezogen.

»Verbindet uns noch etwas?« fragt Cha-cha. Ich brauche nicht mal zu überlegen.

»Das Geld, welches du bringst«, sage ich. Doch es stimmt nicht, und ich schlafe mit ihr. Aber was stimmt? Was? Der Ekel! Und nur der Ekel.

Ich versuche es mit anderen Frauen. Seidenfetzen und Kattunröcke, Brüste und Schenkel, Votzen und Ärsche wirbeln. Der Gehirnfrost isoliert mich, auch von mir. Ekligen Träumen folgt tieferer Ekel im Erwachen. Stella darf mir nicht mehr sein als ich ihr.

»Bring dich um«, sagt irgendwer, vielleicht Cha-cha; vielleicht meine Mutter.

Das Weiße, Mehlige zerstoße ich: hundert Tabletten, und saufe es

mit Whisky hinunter. Dann, der dunkle Schacht.

Irgendwann erwache ich, und Cha-cha sitzt neben meinem Bett. Aus dem Nebel kommen ihr Gesicht, Fragen und das riesige Zifferblatt der Uhr über der Tür des Krankensaales.

Psychiatrisches Krankenhaus. Blutaustausch und leise, höfliche Fragen; Menschen in Gitterbetten kauen an der eigenen Scheiße, sabbern und lallen. Türen ohne Klinken, steriles Weiß, widerspruchslose Pfleger, vergitterte Fenster und Bohrer an den Schläfen.

»Christus ist im Zimmer«, sagt der Patient, ein Irrer, zu mir. Es ist Nacht, er steht neben meinem Bett.

»Rede du mit ihm, ich bin zu müde«, sage ich und gebe ihm eine Zigarette, dann drehe ich mich zur Wand. Er geht aus dem Zimmer rauchen, redet dabei, mit einem Gott.

Zugangspavillon Nr. 2. Ich spiele mit Pflegern Schach. Sie lassen mich gewinnen, und dann lasse ich sie gewinnen. Ihr stereotypes Reden: »Natürlich hast – du – recht«.

Idioten soll man nicht widersprechen. Ich stehe am Fenster.

»Der Mond ist grün«, sage ich. Der Pfleger nickt. Und am anderen Morgen wieder Fragen und Fragen. Ich kann nichts antworten, den Ärzten nicht, mir nicht.

Cha-cha holt mich nach zehn Tagen ab.

Dann bin ich bei Stella, sitze am Fensterbrett, die Sonne brennt auf meine Schultern.

»Ändere es, das Ganze, und du wirst leben können – mit mir«, sagt sie. Ich höre sie, aber es bleibt außen. Für sie ist diese Liebe Aufgabe: meine Befreiung. In ein anderes Leben gehen, mit mir.

Ich bleibe im Kreis, bin blockiert, der Ekel frißt weiter. Nichts, nichts ist verändert.

Sie hat eine Sommerwohnung am Berg, leuchtend grüne Matten, windgebeugte Bäume. Unten die Stadt, spielzeughaft. Fingerlange

Züge und nadelkopf große Autos, Ameisengekrabbel, die Menschen auf den Straßen. Dunst schieiert aus der Steinwüste zu den Wiesen.

Maschen eines Kleides legen Fesseln. Stella wickelt ein Haar um meinen Schwanz.

»Ich zaubere«, sagt sie und beschwört dumpf murmelnd.

»Mach dich, mach uns frei«, sagt sie. Die Härte befreit sich in ihr. Bricht die Sonne oder verglüht nur ein einziger Strahl. Zum erstenmal erschöpft sich meine Erregung.

»Du, du bist mein Mann«, sagt sie, in den erstorbenen Rausch.

Ich steige ins Auto. Sie winkt, und ich fahre in den Dunst, zu den Ameisen.

»Was hat dich verändert?« fragt Mutter. Ich erwarte die Frage seit Tagen von ihr.

»Eine Frau«, sage ich.

»Liebst du sie?« fragt sie und schaut auf das Bild meines Vaters hoch im Mauerwerk zwischen den Blumen, die sie alle zwei Tage erneuert.

»Nein«, sage ich endgültig.

Cha-cha lebt glücklich neben mir. Ich bin nicht brutal, nicht betrunken, das andere wühlt und frißt in mir.

»Er will allein sein, will nachdenken. Vielleicht ist es wieder das Gefängnis?« sagt sie zu Mutter. Die gibt keine Antwort. Manchmal sitzt sie neben mir.

»Du machst dich kaputt. Wenn du alles genau überlegt hast, dann – geh zu ihr«, sagt sie, und ich sehe, wie schwer es ihr fällt, gegen ihre Grundsätze zu sprechen.

Am anderen Tag sitze ich beim Schreibtisch in der Firma. Warenlisten liegen da und Produktionstabellen. Hinter meinem Rücken kichern Weiber. Die Hitze tappt klebrig durch die niedrigen Fenster. Ich lege einen Stift auf die Plastikunterlage. Es ist acht

Minuten nach vier Uhr, und ich könnte jetzt aufstehen, mich umziehen, ins Auto steigen, an die Donau fahren, ein Bier trinken. Cha-cha hat drei Kunden, und ich kann sie erst gegen neun Uhr abholen. Ich greife zum Telefon, wähle.

»Kommst du?« fragt Stella mit atemlosem Du.

»Nein, ich habe noch zu tun«, sage ich und lüge. Ich habe nichts zu tun. Sie wartet und sie wartet.

»Bitte komm«, sagt sie und weiß nichts davon. Sie kann es nicht wissen. Ich weiß es selbst erst seit einer Stunde. Klar und deutlich, einfach, durchsichtig wie poliertes Glas. Ich schlucke, hole die Stimme aus dem Weiher.

»Morgen, morgen komme ich«, sage ich langsam, und sie sagt noch einiges, hastend, aber ich lege auf.

Vor vier Wochen mit den Tabletten ist es schiefgegangen, heute wird es klappen. Ich gehe über den schwarzen Bitumenboden in die Warenhalle, versperre zwei Türen, dann lösche ich hinter mir das Licht. Am Schreibtisch klappe ich die Mappe zu und werfe einen Blick auf den Kalender. Pankreatanmasse trifft morgen ein… morgen? Ich gehe in die Garderobe. Der Raum ist muffig und leer. Ich hänge den blauen Arbeitsmantel in den Kasten. Eine Spinne kriecht am Nebenspind, im ersten Stock fällt irgendwo eine Tür ins Schloß. Trappeln im Stiegenhaus. Ein Mädchen steht am Eingang, lacht pummelig und unfrei. Sie ist Sekretärin in der Firma und liebt mich, ermüdend und unschuldig.

»Ich bin fertig, kann ich mitkommen«, sagt sie und steht da.

»Nein, ich habe noch zu tun«, sage ich und schiebe ihre harmlose Rundlichkeit zur Seite.

»Aber du hast doch gesagt…?« sagt sie unsicher fragend.

»Ich habe den Anruf eben erst bekommen. Also verschwinde!« sage ich.

Sie geht. Ich hocke im Auto, eingekeilt in einer Kolonne am Franz-

Josephs-Kai, zwanzig, dreißig Minuten. Beim Schwedenplatz dröhnt mir der Kopf. Ich stelle das Auto ins Halteverbot und gehe ins ›Schwedenespresso‹. Ein Gong hinter der Stirn reflektiert die Musik aus der Box, Lachen vom Nebentisch, und ich habe Angst. Knete die Zigarette zwischen den Fingern, dann wische ich die Hände in ein Taschentuch. Oft. Das Serviermädchen hat eine Laufmasche am rechten Strumpf, deutlich und schmerzhaft. Der Kaffee schmeckt nach Seife. Dann trinke ich ein Bier, aber die Lauge bleibt im Mund.

Soll ich nachdenken, kontrollieren, den Druck anfangen, zu leben anfangen, aufhören, mir leid zu tun… alles sehr anstrengend. Ich laß es laufen. Scheiß auf die Weiber, steck ihnen den Schwanz in die Schnauze, nimm ihnen das Geld weg und denk nicht über Dinge nach, welche dir eben immer fremd bleiben. So ist es einfach, und dann, wer scheißt sich drum, wer?

Sieben Uhr. Feuchte, junge Gesichter um mich, feuchte, eifrige Hände streicheln über Wangen. Drei, vier ganz junge Pärchen. Später stecken sie die feuchten Finger dann in erwartungsvoll nässende Spalten, na und? Nichts, geht mich auch nichts an.

Ich bezahle und fahre zum Treffpunkt mit Cha-cha. Das Organmandat werfe ich in den Rinnstein. Sie kommt eine halbe Stunde früher, kühl und glatt.

Die ideale Hure, sieht nach dem fünften Rammstoß frisch und distanziert wie die englische Königin bei der Krönung aus. Dann steigen wir ins Auto; sie massiert meine Haut in der Hose.

Dann beugt sie sich darüber, rutscht mit den Fingern zu den Eiern. Ausfahrt Mödling, steht auf dem Schild auf der Autobahn. Ich schließe für einen Moment die Augen und spritze ihr in den Mund. Sie schluckt und schluckt, dann stößt es ihr auf, sie küßt mich gegen den Hals. Es nieselt plötzlich, und ich fahre schneller.

Meine Hände sind nicht mehr trocken. Ich habe Angst, dann ist

Wiener Neustadt da, und der Verkehr lenkt mich ab. Neun Kilometer noch, neun lächerliche Kilometer. Ich halte in Sauerbrunn vor dem Haus. Cha-cha steigt aus. Sie steht neben der Gartentür und wartet.

»Sag Mutter, ich komme später«, sage ich. Und wende mich von ihrem enttäuschten Gesicht weg. Ich fahre in den Ort, geh' in ein Kaffeehaus, spiele eine Partie Schach. Rede mit dem Chef über ein Wochenende am Neusiedlersee, und dann ist es zwölf Uhr. Leute gehen nach Hause, nach einer Weile ich auch. Ich fahre die schmale Straße vom Hauptplatz weg durch den ersten Bahnviadukt. Rechts, ein schwarzes Schild, der alte Kurpark. Weißblaue Lampen entlang der Fahrbahn glänzen widerspiegelnd am Armaturenbrett. Ohne hinzusehen, streife ich die Asche von der Zigarette. Ich drehe den zweiten Gang hoch, helleres Dröhnen, verflacht nach dem Schalten. Es ist halb ein Uhr nachts. Ich will nichts mehr entgegensetzen, will feige sein. Mein Atem ist ruhig und gleichmäßig, meine Hände triefen. Ich drehe mit der linken Hand leicht am Lenkrad, der Wagen rollt durch den zweiten Viadukt, die Kurve danach. Rechts eine lange Reihe Bäume. Das Scheinwerferlicht zerrt die Stämme aus dem Rand. Mein rechter Fuß drückt das Gaspedal nieder, noch zweihundert Meter, dann werde ich tot sein.

Erinnerungen, Satzfetzen und ein Gesicht, dann kneife ich die Augen zu. Die Straße, aus der Dunkelheit entgegenrasend, ist wässerig, fahlfarbig. Ein Lichtschleier wischt durch das Auto. Der Zeiger der Tachonadel steht auf neunzig Kilometer, die Straße biegt nach links. Der Baum ist schwarz und wie ein Magnet, und die Rinde ist rissig… Ein greller Knall, Messer schneiden in mich.

Der bleiche Schacht mündet in warmes Licht. Das Licht zerfällt in Segmente. Sie treiben mir Nägel in die Knochen, hängen Metallscheiben daran, jede zu einem Kilo. Transfusionen und mein

genähtes Gesicht, das gebrochene Becken und das zertrümmerte Hüftgelenk. Der eingedrückte Brustkorb und mein Erstaunen über all das. Junge Gesichter unter weißen Hauben und Lächeln. Cha-cha sitzt neben meinem Bett.

»Wie konnte das passieren?« fragt sie immer wieder.

Wozu? Wozu reden, wenn ich wieder nicht imstande war, es endgültig zu tun, wozu dann unter die anderen streuen?

»Ich bin wahrscheinlich eingeschlafen«, sage ich leise, weil ich noch nicht lauter reden kann.

Im Schacht war ich befriedigt gewesen, und jetzt, werde ich verkrüppelt sein? Stella kommt, ist ängstlich und streichelt über mein nacktes Bein. Unsicher wandern ihre Augen zur Tür, zur Uhr.

Die Nächte sind freundlich, die Schnapsflasche unter dem Bett, die Zigarette. Ich blase den Rauch in die Schlitze der Klimaanlage und greife in einer Schwesternschülerin herum.

Der Tag schaufelt Licht und Hitze. Stella schreibt täglich, ›du mußt nun wissen, wo du hingehörst… wir sind es, wir beide… du mußt dich entscheiden… ich warte, du weißt, wie sehr ich warte‹, so schreibt sie, und ich bin voller Unsicherheit, wie wird es mit dem Gehen, ist meine Hüfte kaputt, was will Stella von mir, warum soll, muß ich mich jetzt entscheiden?

Cha-cha bringt Wodka und Rotwein, und ich bin betrunken und verzagt. Stella ist es auch.

»Du antwortest mir auf keinen Brief«, sagt sie, und ihre Augen brennen an meinem Körper entlang.

Ich besaufe mich, steige aus dem Gerüst, belaste meine Knochen - vier Wochen ist es her. Ich gehe drei Schritte, schweißklebrig falle ich wieder ins Bett. Acht Wochen bleibe ich im Spital, dann unterschreibe ich einen Revers und fahre mit Cha-cha nach Hause.

An Stella, an ›das andere Leben‹, habe ich die Absage geschrieben, dann ziehe ich mir den Nagel aus den Knochen und lerne gehen…

zu Hause.

Stella fährt in den Herbst, mit einem anderen Mann.

Seit drei Wochen bin ich aus dem Spital. Die Krücken ziehe ich nach ins Auto. Statt mit dem rechten Fuß bremse ich mit der Krücke. Es ist Nacht, und dann fällt ein Scheinwerfer aus, und da ist nur noch Sehnsucht hinter den Fäden des Regens. Der Wille ist zu schwach. In einem kleinen Ort, zwanzig Kilometer vor Wien, bleibe ich hängen, rufe Stella an.

»Komm, ich kann nicht weiter«, sage ich. Dann ist Stella da, und die Zeit ohne sie verwischt in der Nacht.

»Tu ich dir weh?« fragt sie immer wieder zärtlich und dumm.

»Nein, nein«, sage ich, und mein Körper ist zu Hause. Ein Schmerz ist nicht mehr da, der große, stille, hinter den anderen, der ein Berg war gegen die Schmerzsteinchen in den Knochen. Ihre Hände flechten Berührungen, und ich möchte weinen, aber es ist schon Tag und hell. Dann fahre ich mit ihr zurück zu meinem Auto in dem kleinen Ort. Sie sieht mir nach. Stella ist frei von mir, und ich…

Ich nehme das Bild in den Nebel und fahre durch die braunglatte, feuchte Gegend nach Hause. Zwei Wochen später werfe ich die Krücken endgültig zur Seite, verkaufe die alte Interimskiste, die Cha-cha nach dem Unfall gekauft hat, und bestelle mir ein neues Auto. Mutter schüttelt den Kopf.

»Willst du nicht endlich den Führerschein machen?«, sagt sie.

»Nein«, sage ich.

Polizeibonzen und Aktennotizen und – ›Sie müssen sich fünf Jahre ohne Verwaltungsstrafe bewähren‹ –, ich scheiß drauf, will mich gar nicht bewähren, fahre eben ohne den amtlichen Wisch. Drei Jahre habe ich versucht, die Erlaubnis zu bekommen, aber sie haben abgewinkt, immer war da ein Haar in der Suppe. Sie – Ihre Vorstrafen – der schlechte Leumund, die mangelnde persönliche

Vertrauenswürdigkeit. Sie sollen mich mal…

Cha-cha ist betulich und verliebt. Sie schläft nur mehr mit Stammkunden, wenn sie davon erzählt, glaube ich, sie blättert im Familienalbum – »er hat jetzt einen neuen roten Wagen« – »er hat vier Kilo zugenommen« – »seiner Frau wurden die Eierstöcke entfernt«.

Sie plappert und merkt schon lange nicht mehr, daß niemand zuhört. In der Firma bekomme ich einen anderen Job. Labor, Fertigproduktkontrolle. Ich hantiere mit Säuren und Laugen, Karbonaten und Silikaten. Die pummelige Sekretärin ist nicht mehr da, und die fetten Weiber in der Kantine reden von Blähungen und nie ausgefickten Wunschträumen.

Manchmal ist Stella da, dann ist die Tagesscheiße parfümiert. Ich möchte mit ihr sein, aber unsere Augen treffen einander auf der Spitze eines Berges, keiner zeigt dem anderen den Weg, und es geschieht nichts.

Cha-cha erfickt Banknoten in meine Brieftasche. Dann klebe ich mit dem neuen Wagen an einem Laternenmast. Ein Besoffener hat vergessen zu blinken. Das Auto ist Schrott, und ich werde angezeigt – wegen Fahrens ohne Führerschein. Im Krankenhaus unterschreibe ich wieder einen Revers, weil das Brustbein an derselben Stelle gebrochen ist, wie fünf Monate zuvor, und ich am Schädel einige Schrammen habe und liegen sollte.

Cha-cha zieht nach Wien. Wir leben getrennt, nur manchmal hole ich mir Geld. Ich will Stella aus meinem Hirn treiben. Bars, Gesichter und fremde Haut. Sie heißen Anna oder Helga, Doris oder Grete; sie sitzen neben mir, auf irgendeinem Hotelbett. Sie zeigen mir Striemen und blaue Flecken, weinen und erzählen von nächtlichen Schauspielen. Ich bin betrunken und erstaunt. Nüchtern denke ich manchmal, warum geht keine zur Polizei; dann vergesse ich sie. Freunde gibt es keine. Flüchtige Bekannte wechseln rasch.

Und wieder Mädchengesichter, hübsche und häßliche und glatte, willige, ängstliche Körper. Jeden Abend die Show, eine steigt immer drauf ein.

»Ich komme mit dir«, sagen sie und haben kein Gesicht. Sie sind vielhaarig und benutzbar, biegsam, behende; Fleisch und Wärme und Worte gegen die Kälte unter meiner Haut. Halbbetrunken überschütte ich sie mit Zärtlichkeiten, lecke, ficke, quäle die Verschreckten. Lutsche ihnen Kot aus dem Hintern, bestrafe sie dafür – die unschuldigen Säue. Sie sind fasziniert und erstarrt, hingerissen und geschockt von dem Wahnsinnigen.

Dann taucht Harry auf. Er redet von Einbruch und Heiratsschwindel. Ich höre nicht zu, und er schleppt eine großäugige, dunkelhaarige Adventbraut an. Sie ist schmal, knabenhaft, kleine Brüste und endlose Nuttenbeine.

»Sie ist Verkäuferin«, sagt Harry. Er zwängt sich neben mich an den Tisch im Wienerwald-Restaurant.

»Such ein Appartement, ich bau' sie inzwischen auf«, sage ich. Zwei Tage später liefert die Kleine schnell erfickte fünfzehnhundert Schilling ab. Die geborene Dirne.

Vor Weihnachten sagt sie: »Ich habe ein Kind«, und legt Fotos vor mich hin.

»Vergiß es«, sage ich und schiebe die Bilder vom Tisch.

Harry glänzt fett und zufrieden. Am Geschäft ist er beteiligt. Das Mädchen verdient brav und eifrig.

»Schau dieses Kind da«, sagt Harry ein paar Tage später in einem Kaffeehaus am Ring. Blond, jung, zart, sitzt da ein Mädchen und blättert in einer Zeitung. Wir setzen uns an den Nebentisch. Harry starrt, und sein Schweinegesicht ist andächtig.

»Dieser Typ Mädchen… du, wie ein Engel sieht sie aus«, sagt er und schnaubt Rotz genußvoll in ein riesiges Taschentuch.

Die Kellnerin hat Krampfadern. Der Wein ist weiß und warm.

Schmeckt wie Jungfrauenpisse, schal und gestockt. Ich gehe telefonieren, aber Stella nimmt den Hörer nicht ab. Wieder am Tisch höre ich Harry zu. Er hat ein geschraubtes Gerede eröffnet. Die Kleine nickt und sagt etwas, leicht und hell. Dreck spritzt draußen auf der Fahrbahn unter den Rädern der Autos. Der Wickel um meine Brust drückt und stört mich beim Atmen. Sie ist siebzehn. Schülerin an einem Gymnasium. Harry glüht verlegen, betet an, bis mir die Galle hochkommt.

»Scheiß auf das kleine Tier. Wir haben was zu tun«, sage ich laut, und er verschluckt sich an einem Satz. Die Kleine reißt unschuldiges Blau auf. Ich greife in ihr Haar, weich wie Angora ist es zwischen meinen Fingern.

»Bist du morgen hier?« frage ich sie. Sie nickt. Ich trete Harry gegen den Fuß. Beim Gehen verneigt er sich und ist nicht einmal betrunken. Vier Querstraßen weit höre ich zu, wie er das ›Wunder‹ analysiert.

»Blasen kann sie sicher nicht«, sage ich, und er schweigt beleidigt.

»Davon weißt du nichts«, sagt er und verabschiedet sich schnell.

Ich verliere meinen Job, weil ich zu lange arbeitsunfähig bin.

Vera heißt das blonde Mädchen. Ich sehe sie wieder. Wir sitzen in einem Kino auf der Landstraße, und ich greife ihr in die Strumpfhose. Sachtes, leises Stammeln: »Ich habe es noch nie getan«, sagt sie. Ich nehme sie ins Hotel mit. Sie ist voller Vertrauen, trotzdem: »Meine Eltern drehen durch, wenn ich nicht nach Hause komme«, sagt sie, und »Harry hat mir gestern gesagt, daß er mich liebt, aber ich mag ihn nicht.« Harry – mit seinen behüteten, weißhäutigen, wohlerzogenen Träumen –, plötzlich schwemmt Haß auf. Sie sitzt furchtsam am Bett, fingert am zu kurzen Kleid.

»Hast du Angst?«, frage ich.

»Ja, du bist verändert«, sagt sie.

»Steig aus deinen Fetzen«, sage ich. Eine Flasche Schnaps ist im Kasten. Ich schenke mir ein Glas voll, dann wähle ich Harrys Nummer.

»Ja«, sagt er.

»Ob sie schreit, was meinst du?« frage ich. Er erkennt sofort meine Stimme.

»Vera ist bei dir, ja?« keucht er.

»Du liebst sie – du weißt doch, was ich gesagt habe, solange wir etwas vorhaben, gibt es keine Liebe. Das weißt du noch?« sage ich langsam.

»Wenn du ihr was machst, bringe ich dich um«, sagt er nach einer Pause,

Ich halte Vera an den Haaren neben mir.

»Ich werde ihr in den Arsch pissen, das Vordere hebe ich für dich auf, magst du?« sage ich. Der Schnaps glüht in mein Gehirn.

»Du Schwein, wo bist du mit ihr?« schreit er.

»Das sage ich dir, wenn ich mit ihr fertig bin. Engel – du wirst dich wundern, wie du deinen Engel wiedersiehst, also bis später«, sage ich und lege auf.

Das Mädchen sieht an mir vorbei.

»Warum… warum«, sagt sie, und dann bin ich blitzschnell in ihr. Sie brüllt, gurgelt. Ich drücke ihr die Kehle zu, dann schreit sie nicht mehr, wimmert nur.

Nach einer Stunde: Ihr Gesicht ist verzerrt, ihr Körper voll Scheiße und Schlagspuren, eingetrocknetes Blut liegt wie Rost auf ihren Schenkeln. Dann rufe ich Rita, die umgeschulte Verkäuferin, an. »Komm her«, sage ich. Eine halbe Stunde später klopft es an der Tür. Rita schaut auf den Körper.

»Gib ihr genug zu trinken, wasch sie. Ich schicke Harry her«, sage ich und nehme mir Ritas Wohnungsschlüssel. Von ihr rufe ich Harry wieder an. »Du kannst sie besichtigen und pflegen. Rita ist

bei ihr, nur daß sie keinen Wirbel machen kann. Sie erwarten dich im Hotel«, sage ich.

»Und du? Wo bist du?« sagt er.

»Ich bin in Ritas Apartment«, sage ich, lege auf und schlafe dann ein. Ich bin wach. Die Tür ist eben gesperrt worden, im Vorraum? Harry hat meine Waffe in der Hand. Neun Millimeter Kaliber, böse und auf meinen Kopf gerichtet. Das fette Gesicht ist wächsern, seine Schultern verzogen.

Nichts geschieht. Der Kaktus am Fensterbrett blüht. Er steht noch immer neben der Tür. Er macht einen Schritt vorwärts.

»Du miese Drecksau, du Scheißhund, was hat sie dir getan?«, sagt er und flüstert dabei.

»Nichts«, sage ich.

Er drückt nicht ab – ist zu feige – zu schwammig.

»Was willst du mit meiner Pistole?« frage ich.

»Dich umbringen, dich erschießen. Das ganze Magazin dir in den Schädel pumpen, aber ich kann nicht. Ich kann nicht, ich bin zu feige und du – hast das gewußt. Stimmt's, du hast es gewußt?« schreit er.

»Kümmere dich mit Rita um sie. Ich will keine Anzeige. Laß dir was einfallen«, sage ich und gehe ins Bad.

Wie ich zurück komme, ist er weg. Später kommt Rita.

»Harry hat mich weggeschickt. Ich weiß nicht, was er vorhat, verschwinde lieber, vielleicht kommt die Polizei«, sagt sie.

Ich tauche unter, höre nichts von Harry. Auch Rita weiß nichts. Sie bringt Geld und weint oft.

»Warum fahren wir nicht weg?« sagt sie dann.

»Wozu?« frage ich.

»Weil ich mit dir leben möchte. Ich könnte in einer Bar arbeiten, und wir würden zusammenleben«, sagt sie.

»Zusammenleben, mit dir? Ich kann nicht mal mit mir leben, wie

soll ich da mit jemandem anderen leben, außerdem will ich nicht«, sage ich.

Einer sagt mir, die Polizei suche mich. Wegen Körperverletzung und Erpressung und Entführung. Ich borge mir Geld. Auch von Stella. Jeden Tag wechsle ich das Hotel. Stürme, Kälte und Schnee, Schnaps und stinkende Lokale am Naschmarkt um fünf Uhr früh.

Eine Nacht lang bleibe ich bei Stella.

»Deine Mutter ist wieder im Spital. Es geht ihr schlecht, und sie will dich sehen«, sagt sie. Irgendein Fremder hätte angerufen.

Ich komme in das Krankenhaus. Eine Schwester übergibt mir Mutters Kleidung.

Sie ist vor zwei Tagen gestorben.

Ich gehe im Schneeregen. Mutter ist tot. Krebs. Metastasen im ganzen Körper. Zwei Tage vor ihrem Tod holt die Gendarmerie noch die Wohnungsschlüssel für eine Hausdurchsuchung.

Februar 1972 – graukalte Tage. Ich bin im Haus, habe die Fenster verhängt, niemand braucht das Licht zu sehen.

Mutters Begräbnis. Ich bin ein paar hundert Meter neben dem Friedhof, will mich dort verhaften lassen. Fremde gehen hinter dem Sarg, stehen herum.

Zwei Tage später kommen Beamte mit Cha-cha. Wollen eine neuerliche Hausdurchsuchung machen. Widerstandslos lasse ich mich festnehmen. Es ist wieder einmal gelaufen.

Eisenstadt, dann Landesgericht Wien. A-Trakt, Zelle 135.

Monate nichts. Dann schreibe ich an Stella. Sie besucht mich. Fremd, fragend, hinter einem breiten Tisch. Ein Beamter steht daneben. »Über das Verfahren dürfen Sie nicht sprechen«, sagt er.

Sie hilft mir, mit Mutters Hinterlassenschaft zu Rande zu kommen. Mein Untersuchungsrichter, mit spitzem Gesicht und Basedowaugen, himmelt sie an.

»Warum sind sie alle so widerlich«, sagt Stella. Sie, aus der Bürgerlichkeit entlaufen, spürt es schmerzhafter als ich, der es weiß.

Jede Woche Filzen und besoffene Beamte, die um sechzehn Uhr beim Abendrundgang nicht mehr stehen können.

»I hau da ane in die Goschn«, sagt der Beamte und der Fuselgeruch strömt mir ins Gesicht. Dann sticht er einen mit einer Nadel in den Rücken.

»Na, du Oarschloch, wehr di«, provoziert er.

Ich lege meine Hände um das eiserne Bettgestell und schließe die Augen. Krachend schlägt die Türe zu, wird gesperrt, Riegel schnappen ein. Es ist kein Spuk, aber es ist vorüber – bis morgen.

Haftprüfung. Ein Dreiersenat entscheidet, daß ich in Haft bleibe. Fluchtgefahr. Zwei Richter malen Männchen, der dritte gähnt. Die Staatsanwältin zählt Vorstrafen auf; nicht Fakten. Und wieder Monate.

»Ich liebe dich«, sagt Stella.

»Ich liebe dich«, sage ich.

Die Fingerspitzen, mit Mühe aneinandergelegt, sind eiskalt.

»Sie haben zwei Mädchen zu lesbischen Spielen gezwungen«, sagt zum ich weiß nicht wievielten Male der Untersuchungsrichter. Seine Augen glänzen, und die junge Schriftführerin wetzt unruhig vor der Schreibmaschine.

»Gezwungen, nein«, sage ich. Im Oktober ist Verhandlung.

Von siebzigtausend Schilling Betrug und Veruntreuungssumme bleiben knapp viertausend über. Aus den Körperverletzungen und Erpressungen wird ein Trunkenheitsdelikt. Urteil: ein Jahr Kerker.

Stella kommt jede Woche zu Besuch, dazwischen ihre Briefe. Sie glaubt, hofft und wartet.

›Du bist mit diesem Leben fertig. Du bist nicht mehr der permanente Gefangene, der nur mehr in der Zwangsgemeinschaft

Anerkennung findet‹, steht da.

Zwanzig Tage Einzelhaft in einer Betonzelle im Parterre E. Begründung: Beamtenbeleidigung.

Bei einem Zellenfilz werfen Beamte die Brotrationen auf den Boden. »Genügt es euch nicht, daß ihr uns bis in den Arsch hineinstiert, ihr Dreckhunde«, sage ich.

In der Absonderung gibt es keine Besuchserlaubnis.

»Wie kannst du mich umsonst warten lassen? Es war furchtbar, als sie mir gesagt haben, du seist abgesondert. Bitte, du mußt dich beherrschen«, sagt Stella flatternd, und ich nicke in ihr verzagtes Lächeln.

Wir zählen die letzten Tage. Am sechzehnten Februar werde ich mit fünfundfünfzig Groschen entlassen.

Stella wartet beim Tor. Sie führt mich zum Auto. Rosen liegen am Sitz, und ein scheues Lächeln ist in ihren Augen.

Ich habe beide Hände um den Haltegriff am Armaturenbrett gelegt und starre in den Verkehr. Stella ist da, neben mir, und wir fahren zu ihr nach Hause. Eine Ampel zeigt Rot, und sie streift über meinen Ärmel.

»Was ist in der Schachtel?« fragt sie, als ich aussteige.

»Deine Briefe, alle… und meine Zahnbürste«, sage ich, und dann streicht sie etwas aus dem Auge.

»Du willst baden?« fragt sie. Und läßt schon Wasser in die Wanne laufen.

»Ich muß«, sage ich, und dann ziehe ich mich aus. Ich spür jeden ihrer Blicke, während ich die Kleidungsstücke ablege.

Dann liege ich in der Wanne. Das Wasser duftet. Sie stellt eine Schale Kaffee in meine Griffnähe.

Eine ungeheure Spannung fällt von mir ab, die Fäuste sind offen, und mein Blick hält ihren fest. Langsam reibe ich die Haut trocken. Sie liegt auf meinen Armen, dann, nackt, am Bett, knien wir

einander gegenüber. Ein leiser Schrei, ein Schluchzen, Hände tasten über Haut… jetzt ist sie Ziel und Beginn, Urplasma und Idee; ist alles, ist Sehnsucht und Blut und Körper, Sekret und Hauch, Glück und Angst und Tag und Stern, Nacht und Hoffnung, Fantasie, Illusionen, Glaube, Wärme und Eis, meine Sprache, mein Gehirn, ist Zwischenraum und Fülle und Erfüllung.

Mein Stöhnen an ihrem Hals, der Grube über dem Schlüsselbein, in ihre Haare, an der Schläfe, zwischen den Lippen, über Brust und Bauch und Lenden, zwischen die Schenkel, die Schamlippen… dann bin ich in ihr… Ich kann dich nicht verlieren aus mir. Nicht durch den Schrei, den Urin, den Kot, die Blutung, die Ejakulation, den Gehirnaustritt, das Atmen, das Kotzen, das Weinen, nicht wenn ich mich zerstückeln ließe, nie, nie.

Da ist Vertrautheit, ihr schlafender Körper, zur Mauer gedreht. Ich stütze mich auf den Ellbogen, drehe sie zu mir. Das Gesicht von den Haaren verdeckt, schlaflocker gleitet ihre Hand in die meine, Finger streicheln, ein Handrücken berührt.

Ein Mann nimmt einen Telefonhörer, wählt eine Nummer und steht in meinem Leben.

»Was willst du?« frage ich.

»Da sind noch einige Dinge zu klären«, sagt er.

»Da ist gar nichts zu klären. Ich will nicht mehr«, sage ich und lege auf.

Er ruft wieder an und wieder. Stella ist nervös und ängstlich.

»Fahren wir weg, bitte«, sagt sie.

»Wohin?« frage ich.

»In den Frühling. An die Adria, in einen kleinen Ort. Wir werden etwas finden, ich weiß es. Wir leben doch in der ›Glocke‹. Es kann nichts geschehen«, sagt sie und ist befreit von der täglichen Drohung, die aus meiner Vergangenheit kommt.

Einige Tage später beladen wir ihr Auto und fahren.

»Deine Augen müssen wieder lernen, einen weiten Horizont zu sehen und Nuancen, Farben und Licht. Es ist soviel an Schönem da«, sagt sie. Wir finden eine Wohnung in einem kleinen Ort, im Triestiner Karst, nahe dem Meer.

Der Wind bewegt die dünnen Bäume. Eine Stunde geht vom Zifferblatt. Das Gras hat silberne Ränder an den Halmen. Sie dreht ihr Gesicht in die helle Wärme.

»Du bist nachdenklich«, sagt sie.

»Sind wir nicht sehr zerbrechlich«, sage ich leise.

»Wir sind nicht zerbrechlich. Wir sind arrogant, leben an der Zeit vorbei, oder ganz dicht daran, jeden einzelnen dieser Tage«, sagt Stella.

»Die Erde ist warm, der Frühling eingeladen. Ob es sein wird, wie wir es gewünscht haben?« sage ich.

Ich gehe aus der Doline, warte in der steinigen Wiese. Das schräge Licht deckt altes Gold über den Hang. Sie kommt nach, und der Tagesrest verbrennt in blutigem Bogen.

Abends fahre ich zum Meer. Sie ist kühl, konzentriert, vertieft in ein Buch. Über große, kantige Steinblöcke steige ich zum Wasser. Faulig und fremd ist die glatte Fläche. Das Licht ist fort. Leuchttürme gegenüber stoßen periodisch grüne Pfeile gegen das Rund. Lichtpusteln am Körper der Nacht, gleißender Eiter aus winzigen, hellen Wunden. Kosmische Scheiße, blinkend am schwarzen, tiefen Dach über mir, Geplätscher irdischer Pisse und ich, eine vom Mond bestrahlte, müde Zeitbakterie.

Der Tag ist weg. Gesehen, jetzt der Abend; vom Meer fahre ich zurück nach Visogliano. ›Trattoria Lora‹ – Terrano, schwarzer, erdiger Karstwein.

Die alten Männer im Schankraum, grobgesichtig, müde und schweigend. Ein langer Sonntag des Trinkens liegt hinter ihnen.

Harte, schwielige Hände an bauchigen Gläsern. Einer spricht, zerhackt, sparsam. Das Geld fließt an der Küste. Hier, wenige Kilometer davon ist das Land arm, die Leute auch, selbst der Klang scheint aus der Sprache genommen. Ernste Augen schauen aus furchigen, dunklen Gesichtern. Bedrückt zahle ich. Eine alte Frau lehnt bei der Türe an der Mauer.

»Buona sera, Signor«, sagt sie tonlos.

»Buona notte«, sage ich und steige ins Auto.

»Du schreibst nicht?«, sagt Stella.

»Nein, ich gehe schlafen«, sage ich, hebe sie aus dem Sessel und trage sie ins Schlafzimmer. Ich schiebe ihren Rock hoch und lege den Mund zwischen ihre Beine. Unsere Nägel krallen in Fleisch, die Zähne fetzen Worte aus den Kehlen. Der Mond bricht in Stücke. Aus seinen Scherben sickert Sehnsucht nach ihr – neben ihr –, in ihr, böse und quälend. Ihr Haar ist in meinem Gesicht. Entfernt liegen wir gemeinsam. Ihre Haut bleibt bis zum Rande des Schlafes. Was ist es? Was sollte es sein?

Du bist hier, in mir, mit greifenden Augen, bist das Echo auf alle Dinge des Tages. In dir muß auch die Antwort sein. Rede! Ich will, muß es hören! Sag mir die Richtung des Wunsches, und ich werde ihm nachgehen. Reiß mir den Blick auf! Rede in meine Augen. Sei mir ich! Bleib in mir, wenn ich von mir fort bin! Auf der Suche nach den gestrigen Eingeweiden. Verurteile nicht die Scheiße meines Herzens, sie ist Lebensscheiße. Fragwürdiges Existenzelixier. Glaube an mich! Rieche mit dem Verstand!

Konfrontation zwischen Zelle und Liebe und Meer. – Friß mich in dein Denken, sei meine unwiderrufliche Fut, meine Klitoris, mein Vibrieren und Flattern. Sei mein Gespräch mit mir und die Brücke nach der anderen Seite, zu den saftigen Wiesen, wo Menschen weiden.

Kralle dich in meine Stimmbänder, in meine Seele. Habe Angst

um mich! Liebe mich, liebe mich; krank, atemlos, wie ich es tu!

Du schläfst jetzt. Spinnweben liegen über uns; aus stählernen Drähten zwischen dir und mir.

Später dann der Traum.

Ich bin im Glashaus. Der Raum, fünf Schritte in der Länge, in der Breite. Mit ausgestreckter Hand kann ich die Decke erreichen. Tisch, Bett, Stuhl, jeder Gegenstand ist gläsern. Auch ich bin durchsichtig bis zu Blutbahnen und Organen, Knochen, Sehnen, Nerven. Dahinter ist ein Garten, darunter Gras, über mir der Himmel. Keine Öffnung ist in der gläsernen Umfriedung, trotzdem kann ich atmen. Spiegelnde Lappen, meine Lungen, heben und senken sich gleichmäßig. Bei Dunkelheit ist das einzige Licht das schwache Glimmen zahlloser Sterne. In hellen Mondnächten lese ich lange in gläsernen Büchern, bis die Müdigkeit meine Augen verschließt. Während ich schlafe, bringt man mir gläsernes Essen und klare Flüssigkeit.

Am Morgen, wenn ich im zaghaften Dämmer erwache, esse ich und trinke und versinke in zeitloser Bewunderung des Gartens, der im Licht des werdenden Tages in zartestem Grün, gehauchtem Blau, erahntem Rot und schweigendem Schwarz aus den Schatten der Nacht gelöst zu leuchten beginnt. Viele, gleichmäßig fließende Tage verbringe ich im Glashaus. Ich empfinde die Zerbrechlichkeit meiner Existenz, doch flößt mir dies keine Sorge, keine Angst ein.

Dann entsteht in mir der Wunsch, das gläserne Heim zu verlassen und den Garten zu betreten. Ich will den Wind, der Blüten und Blätter bewegt, spüren und die Früchte der Bäume kosten. Die Sehnsucht wächst in all den Tagen. Das Gesicht gegen die gläsernen Wände gelegt, bin ich traurig und verzweifelt. Ich warte und hoffe, daß mich etwas dem Wunder dieses Gartens näherbringt. Ich weiß nicht, wie ich den Garten erleben werde, in mir sind nur der Wunsch und die Gewißheit einer quälenden Wichtigkeit. Ich hasse

den gläsernen Käfig. Ich kann in dieser gläsernen Haube nicht mehr leben. Ich will hinaus, will wissen, wie die goldfarbenen Früchte schmecken, die violetten Blumen duften, wohin der Pfad führt, wo nie jemand gegangen ist.

Ich vergesse die Zeit, in der das Glashaus für mich das äußerste Glück war. Rastlos gehe ich zwischen den lichten Wänden, voller Ungeduld gegen die reglose Welt, die mich umgibt, verfluche die Schattenlosigkeit und Stille meines Zwischenlebens, die Einsamkeit und Unabänderlichkeit meines Nichtseins.

Ich schlage und trete gegen die gläsernen Wände, glitzernde Sprünge laufen durch die Flächen. Die Unsicherheit meines Bestehens verleugnend, habe ich mich meiner Sicherheit begeben. Das Glashaus zerbricht und ich mit ihm.

Im Erwachen drücke ich Stellas Körper an mich, reibe mir den Tod aus den Augen, greife nach einer Zigarette.

»Der irdische Ballast hat mich zerstört, der Gehirnkot«, sage ich und erzähle den Traum.

»Und wird diese Zerstörung das Ende von Gewalt und Brutalität in deinem Leben sein, der Beweis für den ›anderen‹ Beginn?«, sagt sie und legt eng die Arme um meinen Hals.

»Ich weiß es nicht«, sage ich und drücke die Zigarette aus.

»Wird es ›uns‹ am Leben lassen?« fragt sie.

»Es ist kein Zerstören mit Warnleuchten und erkennbar. Es geschieht jetzt, oder immer, in jeder unserer Situationen. Es ist ebenso wirksam, wenn ich weggehe, wie in den Berührungen«, sage ich.

Ein Regenstoß klatscht gegen die Fensterscheiben. Ich schiebe die Decke zur Seite und löse ihre Arme.

»Und warum versuchst du nicht, es aufzuschreiben?« sagt sie und richtet das Polster.

»Weil mir der Abstand fehlt. Ich möchte leidenschaftslos darüber schreiben. Ich will nicht, daß der Haß durchschlägt. Es müßte so formuliert sein, wie einer von ›drüben‹ so etwas schreiben würde. Ich kann das nicht.

Ich trage den Kerker schon zu lange Zeit in mir, wahrscheinlich seit Anfang an. Meine Mutter hat mich deponiert, bei den Großeltern, beide um die Achtzig. Dann waren da noch Onkel und Tante, als Zieheltern. Er fünfundsiebzig, sie fünfzig. Es war ein schlimmes Hin und Her, jeder der vier wollte Alleinerzieher sein. Sie fingen an, mich gegeneinander auszuspielen. Wenn mir der eine etwas erlaubte, verbot es der andere und umgekehrt. So wurde ich doppelt und vierfach verwöhnt und doppelt und vierfach bestraft. Großvater hielt sich weitgehend heraus. Wenn mich eine der Frauen schlug oder in den Keller sperrte, wagte er oft nicht einzugreifen. Die Männer waren gerechter, die Frauen manchmal grausam, oft habe ich sie gehaßt und mich nach meinen Eltern gesehnt, aber Mutter lebte abwechselnd an den Orten, wo mein Vater im Gefängnis war. 1949 holten sie mich dann zu sich. Jetzt begann das Familienleben, aber auch wieder mit Drohungen und Schlägen.

Ich kam in die Schule, und die Probleme begannen dort. Dann kamen die Heime und dann das Gefängnis, immer und immer wieder. Der Graben zwischen mir und dem Leben wurde immer breiter und tiefer. Eine Zeitlang war ich bereit gewesen zu lernen, ich bin es heute noch, aber dazwischen liegen achtzehn Jahre, und ich bin keinen Schritt weitergekommen.

Jetzt bin ich fast dreißig und Lehrling, wie am ersten Tag. Jetzt nehme ich von dir. Immer. Du bist ständiges Plus, ich pausenlos Minus. Vielleicht bin ich da, wenn ich dich begehre, aber dann kann ich Denken und Begehren nicht trennen. Der Schwanz regiert. Wir werden uns totvögeln«, sage ich.

»Und ich?« fragt sie.

»Dich berührt es nicht so sehr. Für dich ist das Bett Bestandteil. Für mich ist dein Körper der Zugang zu allem, zu den Empfindungen, zur Offenheit. – Ich versuche dich über die Fut zu bekommen. Andere Wege kannte ich doch nie«, sage ich.

»Aber du kennst sie doch jetzt«, sagt sie aufmerksam.

»Kenne ich sie, die Lösung? Ich hab' Angst vor Dingen, die sich nicht mit Schwanz und Faust zwingen lassen. Es war zu lange selbstverständlich, erst mal zuzuschlagen und dann zu überlegen, wenn überhaupt, oder manchmal zu bedauern. Es ist die einfachste, die gültige, die Zuchthauslösung. Wer sie bis heute nicht akzeptieren wollte, dem schlug ich, oder er mir, die Zähne ein. Das direkte Erfolgserlebnis. Warum zerquäle ich dich mit einer Eifersucht, die durch nichts begründet ist? Warum sind alle deine Bekannten und Freunde verschwunden? Warum?« sage ich und schütte Rotwein in ein Glas.

»Weil du alles mit dir identifizierst, dich in allem angegriffen, gefordert siehst. Niemand fordert dich heraus, niemand bedroht dich mehr«, sagt sie. Ich schaue durch das Glas. Regen hinter dem Wein. Das Grau vom Rand wischt ins Rot.

»Trinken und nur so daherreden. Eines Tages wirst du nicht mehr wollen oder können und weggehen. Ich würde dich…«, sage ich und zünde mir eine Zigarette an.

»Du würdest mich töten«, unterbricht sie mich ruhig.

»Du würdest mich nicht lebendiger Beweis deines Versagens bleiben lassen. Du würdest mich töten.«

Einen Monat später ist Stella nicht mehr da. »Du hast viel Arbeit vor dir«, sagte sie. Ich sah hinter dem Auto her, dann ging ich in das neu gemietete Zimmer, auf die Terrasse, zehn Meter über dem Hafen von Duino, und versuchte zu erinnern, mit dem Rotwein, der Grappa, dem Whisky.

Mittag, Stunde des verzeichnenden Lichtes. Wie polierter Stahl ist das Meer. Dutzende Grautöne prellen gegen das Auge, Silber an den Felshängen dem Wasser zu. Das Licht überdeckt die Farben. Die Sonne ist maskulin, harte, gestanzte Schattenzonen neben der Glut.

Ich schaue leer zur Wasserfläche. Gedankenfetzen sind sporadisch bewußt. Die Bucht von Duino, aus dem Gitterkäfig ans Meer. Die Eskalation der Farbspirale, das ›graue Haus‹ – das Meer im steilen Winkel zur Sonne. Ein Fischer geht unten am Kai. Er prüft die zum Trocknen ausgelegten Netze. Dann setzt er sich auf die Stufen des kleinen Leuchtturms und stopft seine Pfeife.

Der Schweiß sickert in die Augenbrauen. Die Hitze lähmt jedes Tun. Der Hafenpolizist schläft im Polizeiboot seit dem frühen Morgen. Er hat den Kopf in die Hand gestützt und seit Stunden seine Lage nicht verändert. Die dicke Signora vom Restaurant nebenan ist über den Platz gegangen. Ich schmiere Notizen auf ein Blatt. Ein Bericht aus einem der Gefängnisse. Die Sonne hat mich dunkel gebrannt.

Ich trinke Wein, die Zeit ist mir Last. Ich kann nicht unterscheiden zwischen erzwungener und freiwilliger Einsamkeit. »Du mußt einmal im Leben ohne Zwang mit dir allein sein«, sagte Stella. Später sitze ich im Restaurant. Die Signora lächelt und bringt Muschelsalat und Calamari, dazu eine Flasche Wein – von ihrem Vetter aus Sizilien –, braun und süß. Stolz erzählt sie von dem Weingut und dem namenlosen Eigenbau.

Es ist früher Abend. Ich gehe zum Felsen. Überhängend, wuchtig steigt er aus dem Wasser. Das leckt zu meinen Füßen, grau im Schatten und seifig. Die Steine sind wie Knochenzacken. Die Sonne verbrennt den Felsen in schlingender Umarmung. Sie versinkt in dem Türkisbrei hinter dem kalkigen, narbigen Gestein.

Schreie und Gemurmel und grelles Gelächter. Ich spucke auf

dünnes, muffiges Moos, laufe gegen die Straße, die Windungen. Serpentinen und Abgründe in jauchzender Schwärze. Keine Erinnerung zum Augenblick, nichts Haltbares, Begreifliches, Begrenztes. Summen und Tosen hinter der Flanke des Berges und die letzten Strahlen in schrägem Schein, in unglaubwürdigem Dämmer.

Stella ist weggefahren, und ich hocke in der Mitte einer Ansichtskartenlandschaft. Der Kitsch verwischt in melancholischer Trunkenheit. Ich hole eine Flasche Whisky auf die Terrasse, schalte das Tonband ein. Samba pa Ti, Musik, und unter die Haut wühlen. Nachdenklich und trübe sehe ich den Rauch der Zigarette ins Mondlicht steigen. Die Frau, die ich nicht habe halten können – die See vor mir, in kalter Glätte, der Wasserakkord.

Ich nehme ein Hemd aus dem Kasten, stopfe es in die Hose. Die Zigarette im Mund, schlendere ich langsam vom Hafen zum Ort hinüber. Einige junge Männer in blauer Uniform kommen mir entgegen. Sie gestikulieren und lachen. Am Gürtel tragen sie Pistolen. Es sind Polizeischüler aus der nahen Kaserne. Wenige Menschen sind zu sehen. Um diese Zeit gibt es noch keine Touristen. ›La stiva‹ heißt das Dancing an der steil abfallenden, schmalen Straße. Es ist nur wenige Schritte von dem Haus, in dem ich wohne. Mir graut vor der Leere in mir. Durch die Halle über breite Treppen in den Keller. Rechts die Bar, der Keeper dahinter, gelockt, schwarzhaarig, schön.

Ich trinke Whisky, und er glaubt, mich unterhalten zu müssen. Er versucht es dann auch auf Englisch und Französisch. Ich gebe keine Antwort. Ich nehme mein Glas und setze mich in einen tiefen Clubsessel. Ein fleischiges Wesen, hell blondiert, rauscht vorüber, beugt sich über die Theke. Ich schaue auf schwarze, knappe Unterwäsche und gerade Beine. Der Gelockte gibt ihr eine Cola mit Zitrone und Eis. Ich gehe in das Dancing. Über Stufen,

nebeneinander geschachtelte Nischen. Der Discjockey in einer Glaskanzel schräg über der Bar langweilt sich. Nach einer Weile bin ich sicher, er schläft. Drei Gäste, ein Mann, zwei Mädchen an einer winzigen Bar. Dann steht eine auf, fragt mich, bringt mir eine Flasche vom selben und einen Kübel mit Eis. Aggressive Musik. Die Blondine erscheint, sitzt dann auf einem Barhocker und lächelt in die lichtschwachen Lampen. Ich hole sie, und die Musik klebt sie an mich. Meine Fingerspitzen kreisen über ihren Hintern, der Schwanz stellt sich gegen ihren Bauch. Bei meinem Tisch ziehe ich sie auf einen Sessel. Sie redet schnell, unverständlich. Honigfarbene Haut, große, schwere Brüste. Whisky trinkt sie begeistert und wie Wasser. Dann gehen wir. Ihre Augen spiegeln, Mond und Straßenlampen sind darin. Die engen Steintreppen zu meiner Terrasse schiebe ich sie hoch. Sie torkelt leicht und prustet vor unterdrücktem Lachen in die vorgehaltene Hand.

Ich schäle sie aus dem Kleid. Sie geht pinkeln. Ich sitze auf der hüfthohen Terrasseneinfassung und schau auf die fluoreszierende Mondspur im Wasser. Die vielen Gläser, wie immer eine schwache Rechtfertigung. Sie drückt am Schwanz herum. Ich lehne sie verkehrt gegen die Brüstung und stoße in das dampfende Loch. Meine Erregung ist kurz und hart. Dann greife ich ins Blondhaar, trete sie in den Hintern und werfe ihr das Kleid über die Mauer zu. Sie steht starr und nackt im fahlen Licht, schlüpft dann in die Sandalen, ins Kleid. Ich höre noch ihre Schritte über die Stufen hasten.

Ich hole einen Bademantel und fülle mein Glas. Weit am Horizont sind grelle Felder. Lichtstarke Scheinwerfer auf den Fangschiffen der Fischer. Sehr früh ist die Nacht grau, und ich lege mich ins Bett. Die eisige Dusche und das strahlende Licht verringern die Kopfschmerzen und das Bohrende, Unbefriedigte. Das Mädchen mit der Hasenscharte, das am Vormittag im Restaurant Dienst

macht, lächelt lieb unter dem braunen Haar. Der Kaffee, heiß, duftend. Der Hafenkommandant geht zu seinem Boot; heute legt er sein Gesicht in die andere Hand. Das Mädchen poliert Gläser. Eine graue Katze streift um meine Beine, springt dann auf einen Sessel, döst in der Sonne. Ich bin voller Unrast und Sehnsucht. Der Friede da um mich berührt mich nicht. Böse brüte ich in den Vormittag, dann sind die Flaschen leer, und ich bin geduldig und müde.

Ich gehe ins Restaurant und melde ein Ferngespräch nach Wien an. Der dicke Patron und sein schwuler Sohn tänzeln aufgeregt.

»Liebster…?« fragt sie.

»Komm und bleibe hier, oder komme mich holen«, sage ich, und sie spürt es.

»Ich komme. Ich liebe dich«, sagt Stella weich.

»Ich liebe dich«, sage ich lahm.

Sie kommt in den Vormittag des nächsten Tages. Ist um Mitternacht weggefahren. Wir lieben uns, wild, voll Hoffnung. Ich komme – ihre Augen, weit geöffnet, spiegeln ein helles, unerkennbares, abweisendes Licht.

»Hast du geschrieben?« fragt sie.

»Kaum. Ich habe nur versucht, die Sache mit meinem Vater zu rekonstruieren. Der Alte ist in meinem Gehirn so oft gestorben, daß er wahrscheinlich unsterblich für mich ist«, sage ich.

Wir sitzen einige Kilometer von Duino im Villago al Pescatore in einem Restaurant.

Das Meer ist tief unter uns. Sie sieht mich trinken, ihr Lächeln wird tief.

»Und das Trinken?« fragt sie und deutet auf die leere Flasche.

»Das… ist… der Pinsel, mit dem ich den Alltag abschwäche, der Realität die Stoßzähne ziehe, die Scheiße eßbar mache«, sage ich an ihren Augen vorbei.

»Und die Zerstörung«, fragt sie. Und das Lächeln splittert an

ihren Mundwinkeln.

»Da, schau hinunter, Gleißen und Spiegeln, Wasser oder Glas. Zum Abschied glitzern die Scherben. Das Glashaus, die Glocke, oder wie wir unsere Ausschließlichkeit genannt haben, ich habe es zerstört, deshalb bin ich unglücklich. Dumm, was? Wolken ziehen auf, abends wird das Wasser stumpf und trübe sein. Komm, fahren wir«, sage ich.

Sie senkt den Kopf. Ihr Gesicht ist verschlossen und fremd.

Schweigend fahren wir auf der Autostrada Richtung Udine. Dann weiter. Plötzlich schreckt sie hoch. Ich trete scharf die Bremse durch. Wir sind im Kanaltal. Unter einer engen Brückendurchfahrt. Von der steilen Wand ist ein Block auf die Straße gestürzt. Kopfgroße Stücke liegen weit verstreut. Ich lenke den Wagen vorbei.

»Wenn wir nicht getankt hätten«, sagt sie und greift nach meiner Hand.

»Liebes, dann wäre der Klotz hinter uns herunter gekracht«, sage ich und zünde mir eine Zigarette an. Die Nacht umhüllt uns dicht und feindlich. Auf den letzten fünfzig Kilometern bis Wien schüttet es. Fingerdick sägt der Regen ins Scheinwerferlicht. Wien. Lichtschlangen und Häuserketten und zärtlich müdes Stammeln, während ich sie ausziehe und ins Bett trage.

Die nächsten Tage; wir leben aufmerksam und liebevoll nebeneinander. Lange gehe ich durch die Straßen, entwerfe den letzten Schlachtplan um sie. Stella, wir fallen ineinander. Ihr Körper bleibt mir. Ihre Seele befreit sich. Dann sind meine Reaktionen die des Zuhälters. Ich trinke, schlage in kühle Augen, und Poren schließen sich unter meinen Fingerspitzen. Ihre Absence realisiere ich kaum. Ich demütige sie stärker, schlage sie. Sie ist krank. Fiebrig, schlaff, ohne Teilnahme liegt sie.

Schläft in Abgeschiedenheit. Schlaf ist Heilung, weil Trennung.

Ärzte kommen, untersuchen.

»Ich verstehe das nicht. Alle Befunde sind gut«, sagt einer und betrachtet mich gedankenvoll.

»Eine Infektion vielleicht«, sage ich lahm.

Es ist zu Ende. Ich suche eine kleine Wohnung, dann trinke ich, und alles übrige berührt mich kaum.

Die Straße blendet im harten Licht. Glühende Luftkeile auf meiner Haut stoßen ins Hirn. Scharfe Schatten zwischen den Menschen.

»Hör auf zu trinken. Bitte, hör auf damit. Laß dich nicht so fallen. Graust dir denn immer noch nicht vor dir«, sagt Christa. Vor einer Woche ist sie mir in einem Kaffeehaus begegnet, seither ist sie bei mir. Sie ist eine Hure und verdient gut.

Sie räumt die leeren Flaschen vom Tisch. Lärm dringt gedämpft von der Straße. Das Bett knarrt. Ich muß mich gegen die Wand lehnen. Die Knie schwimmen mir davon. Christa schüttelt das Tischtuch beim Fenster aus.

»Bleib liegen, du fällst um«, sagt sie.

Einen Schluck Wasser, die paar Schritte schaffe ich doch – wie sie mir zusieht, wartet, daß es mich auf die Schnauze wirft. Warum verschwindet sie nicht? Warum läßt sie mich nicht in Ruhe? Ich scheiß auf ihre Fürsorge, du das, du jenes, ich will das nicht mehr.

»Bring mir ein Glas Wasser«, sage ich.

Die Türe kreist wie eine Windmühle, ich kann die Klinke nicht erreichen, wenn ich loslasse…

»Hör auf zu beweisen, wieviel du verträgst. Es imponiert mir nicht. Du bist ein besoffener, hilfloser Niemand. Sag doch, daß du mich hörst. Sag doch etwas!« sagt sie und sieht mich aufmerksam an. Wie eine Spinne die Fliege, die im Netz zappelt. Nein, ich begreife nichts, sage nichts, ich will…

»Hol mir das Wasser«, sage ich. Die Stimme, ist das meine Stimme, dieses leise Schnarren? Nein, meine Stimme ist laut und

deutlich. Jeder kann sie verstehen. Alles ist richtig artikuliert.

»Deine Stimme ist dunkel und zärtlich«, hat Stella gesagt. Stella hat dunkel und zärtlich gesagt…

»Leg dich wieder hin«, sagt Christa und nimmt meinen Arm. Springt zurück, weicht meinem Schlag aus. Sie kauert neben mir, drückt ihre Wange an mein Gesicht.

»Lieber, bitte laß dir doch helfen. Da ist doch nichts dabei. Ich liebe dich. Ich kann da nicht zusehen, wie du dich wegen ihr ruinierst. Stella ist das nicht wert. Sie lacht darüber. Glaub es mir doch«, sagt sie und weint. Ihre Tränen rinnen über meine nackte Brust.

…Und wenn Stella darüber lacht, so ist es ihre Sache, und sie weiß nicht, wo ich jetzt bin. Wo ich suche. Ich gehe langsam auf sie zu, sie wird mich doch erwarten, und ihr, ihr da um mich, ihr wollt mich nicht gehen lassen. Wenn ich besoffen gehen möchte, wird das wichtig sein. Ich werde sie finden.

Christa liegt leise schluchzend auf mir. Ich streichle sanft ihr Haar.

»Laß mich aufstehen. Ich will«, sage ich, aber was, was will ich? Dann sitze ich vor dem Tisch und fixiere das Telefon. Meine Hände sind schweißfeucht gegen die Knie gedrückt. Wenn ich eine Minute nicht atme, dann läutet das Telefon, und Stella ist dran. – Es kann gar nicht läuten, weil ich die Rechnung nicht bezahlt habe.

»Geh und bezahle die Telefonrechnung«, sage ich zu Christa.

»Du hast mir das ganze Geld weggenommen und in den Wienfluß geworfen. Ich scheiß auf dein Drecksgeld, das du mit deinem Dreckskadaver verdienst, hast du gebrüllt. Leute wollten dich beruhigen, aber du hast einem das Nasenbein zerschlagen. Ich habe dich mit Harry dann in ein Taxi verfrachtet, bevor die Polizei gekommen ist«, sagt sie und weint noch immer.

»Geh«, sage ich leise. Sie nimmt ihre Handtasche vom Tisch, geht zur Türe.

»Darf ich später wieder kommen?«, sagt sie noch.

Ich habe mein Gesicht in das Polster gelegt, eine kühle Fläche liegt an meiner Wange. – Gestern, was war gestern? Was Christa erzählt, ist gelogen. Ich weiß, daß es gelogen ist. Huren lügen eben, aber ich weiß die Wahrheit nicht mehr… weiche, duftende, blasse Haut zerfließt unter meinen Fingern, ich suche dich. Mein Hirn sendet, verzweifelt, starke Impulse – spürst du es nicht?…

Ich bin allein. Langsam ziehe ich mich die Wand entlang in die Küche. Ich nehme eine neue Flasche aus dem Karton. Der Schweiß rinnt mir über die Stirne. Schlafen, trinken und schlafen. Zwei, drei Tage trinken, jetzt bin ich soweit. Der Wein ist Blut im Glas. Drei Gläser trinke ich. Licht fällt im breiten Trapez durch das Fenster. Gelbe Blumen stehen in der Vase am Tisch. Ich streife sie mit dem Arm herunter. Die Blumen liegen flach in der Wasserlache. Schlaf, Schlaf, dann falle ich quer über das Bett.

»Aufwachen. Hörst du nicht, he!« schreit jemand laut.

Schwaden verschwinden, Schemen sind da. Harry steht vor dem Bett. Er rüttelt mich an der Schulter. Ein Mädchen steht neben ihm. Ich kenne sie nicht.

»Du schläfst seit zehn Stunden, wolltest du nicht baden gehen? Es ist Abend«, sagt Harry. Er wischt den Rest Wasser vom Boden auf und räumt die Blumen weg. Ich zünde mir eine Zigarette an.

»Wer ist sie?« frage ich. Das Mädchen lacht. Wirres, braunes Haar, ein blasses, undeutliches Gesicht.

»Ich war vor zwei Tagen mit dir, weißt du denn nicht mehr? Du warst mit mir an der Donau, wolltest am Geländer über die Reichsbrücke gehen. Aber dann war dir der Weg zu weit, und du bist nur bis zur Mitte gegangen. Du warst schrecklich betrunken«, sagt sie und setzt sich aufs Bett. Harry lacht mir in mein verständnisloses Gesicht.

»Das hast du sicher vergessen«, sagt er.

Er bringt eine Flasche Bier.

Ich trinke, dann greife ich dem Mädchen in die Haare. Ich knöpfe ihre Bluse auf. Rund und hart liegen sie mir in der Hand, mit kleinen, rosigen Warzen.

»Zieh sie aus«, sage ich zu Harry. Er streift ihr Rock und Höschen ab, löst die Schlaufen der Schuhe über dem Rist. Sie zieht die Decke von meinem Körper und legt den Mund über meinen Schwanz. Harry sitzt am Fensterbrett. Er sieht zu. Der Kopf des Mädchens rutscht über meinen Bauch. Sie kaut seitlich an meinem Glied wie an einem Maiskolben. Harry gibt mir wieder eine Flasche Bier.

»Christa kommt gleich. Sie bringt was zu essen«, sagt Harry. Das Mädchen hat sich den Schwanz eingeführt und kreist langsam in den Hüften.

Es klopft, dann geht die Türe. Ich schiebe das Mädchen von mir, stecke ihr den Schwanz in den Mund.

»Geht's dir schon wieder gut«, sagt Christa und beugt sich zu mir. Ihre Lippen sind kühl. Sie schaut das Mädchen an, greift ihr ins Haar und zieht ihr den Kopf hoch.

»Dich kenn' ich noch nicht. Wenn du dann nichts im Mund hast, sag mir wenigstens deinen Namen«, sagt sie. Das Mädchen murmelt an meiner Eichel vorbei etwas Undeutliches.

»Sind Pepperoni da?« frage ich Christa. Sie nickt.

Dann deckt sie den Tisch, bringt Teller mit kaltem Fleisch und Wurst und eine Flasche Wein.

»Hör auf damit, er hat Hunger. Wenn du auch nichts gegessen hast, hier, hier sind andere Würste«, sagt Christa und zieht den Kopf des Mädchens von meinem Schwanz.

»Lore heiße ich«, sagt das Mädchen. Ihre Finger massieren weiter an meinem Glied. Harry belegt mir ein Brot, dann sich. Er kaut versonnen.

»Du siehst noch immer müde aus, alter Freund«, sagt er. Christa

schenkt Wein in mein Glas. Ich trinke, rauh rinnt es über den Gaumen. Ich trinke ein zweites Glas.

»Lore heißt du also«, sage ich zu dem Mädchen. Sie schaut groß,

»Ja, ich heiße eben so«, sagt sie. Sie massiert hart und schnell, die Eichel ist bläulich gespannt. Ein kleiner Blitz, und ich rinne über ihre Finger. Christa gibt ihr eine Serviette, dann füllt sie wieder mein Glas.

»Zieh dir etwas an«, sagt sie zu dem Mädchen.

»Nein, warte. Komm her«, sage ich zu Lore.

Von einem Teller nehme ich eine Pepperoni.

»Harry steck sie ihr in den Arsch«, sage ich und trinke mein Glas aus.

»Nein, bitte nicht«, sagt Lore und küßt meine Hand.

»Knie dich zu mir aufs Bett«, sage ich zu ihr. Sie kriecht an meine Seite und beugt sich. Harry steckt ihr die rote Schote in den After. Sie zuckt, windet sich. Harry zieht die Schote aus ihrem Hintern.

»Iß«, sage ich zu ihr.

»Es ist besser, du ißt, er prügelt dich grün und blau, wenn du dich weigerst«, sagt Harry schnell.

Das Mädchen würgt, dann schluckt sie. Christa sieht vor sich auf ihren Teller.

»Ekelt dich?«, frage ich das Mädchen.

»Ja«, sagt sie.

»Genauso ekelt es eine Frau, die du nicht kennst, vor mir. Aber du mieses Scheißgewächs kannst das nicht begreifen. Wirf sie hinaus!« sage ich zu Harry.

Das Mädchen kleidet sich hastig an. Harry bringt sie zur Tür.

»Du bist verrückt«, sagt Christa. Sie ist leichenblaß.

»Nein, bitte nicht!« schreit sie. Die Ohrfeige wirft sie gegen die Wand. An den Haaren ziehe ich sie hoch. Harry lehnt in der Türe.

»Nicht mit der Faust, das stört das Geschäft«, sagt er. Ich schlage

mit der flachen Hand zu. Harry fängt sie auf.

Die blutigen Rinnen in meinen Augen irritieren mich beim Rasieren. Christa trocknet mich nach dem Baden ab.

»Kommst du heim?« fragt sie leise.

»Kaum«, sagt Harry und öffnet die Wohnungstüre. Er schließt sie hinter mir.

»Sie hat mir Geld für dich gegeben«, sagt er und legt Scheine in meine Hand.

»Du fährst in den Club«, sage ich.

Die Luft ist wie ein Katzenfell.

Harry winkt einem vorbeifahrenden Taxi.

»Ja. Kommst du später?« sagt er. Ich nicke. Er steigt in den Wagen.

Flaschen und Gläser im Spiegel, im seidigen Licht. Im gelben, warmen Schimmer der Lampe neben dem Aschenbecher. Die Bar ist leer. Das Mädchen hinter der Theke schaut hartäugig, bewegt breite Hüften im Gehen.

»Halb Milch, halb Rum?« fragt sie und schenkt schon ein. Sie weiß es, da ich öfter komme, immer dasselbe trinke. Ich zünde mir eine Zigarette an. Sie liest in einer Zeitung.

… die trockene Wärme aus dem Gehirn, zum Magen, zu den Armen. Tief sauge ich die abgestandene Luft in mich.

»Bring mir noch ein Glas«, sage ich. Ich trinke es in einem Zug.

»Noch eines«, sage ich. Dann sind die Farben gleichmäßig und lebendig tief. Die Musik vom Tonband entspannt mich. Nichts drängt, keine Eile ist in mir. Es ist friedlich und gleichgültig. Und du… du bist jetzt am Rand, gleitest ab an der Peripherie eines Traumes. Ohne Unrast kann ich mich umschauen. Meine Finger klammern nicht mehr um das Glas. Es ist auch nicht mehr wichtig, ein Glas zu halten, zu trinken. Das Weiche ist in mir. Ich verzeihe der Welt und mir alle Scheiße, alle Gemeinheit, alle Angst. Eine

Spur Unrast kommt auf, sie ertrage ich spielend. Sie berührt mich nicht.

»Noch einmal dasselbe«, sage ich und lege Geld auf den Tisch. Ich trinke.

»Du gehst schon?« sagt sie erstaunt und sucht in den Fächern der Brieftasche nach Wechselgeld für den hohen Schein.

»Ja«, sage ich, stehe auf und schaue in einen der Spiegel. Über der Straße ist die nächste Bar. Bekannte grüßen. Ich nehme den Hocker an der Wand. Sie gleichen einander, diese Lokale, wie Gefängnisse, sind bunt und verraucht und nichtssagend. Leere, flachgesichtige Menschen sitzen über Gläsern. Sie reden und lachen und haben dann ernsthafte, betrunkene Gesichter. Ich schaue auf die Uhr, so als hätte die Zeit für mich Bedeutung. Sie hat es nicht mehr. Ein früher Abend ist Mittag, ein Vormittag Nacht. Immer länger werden die Phasen ohne Schlaf, ohne Besinnung. Geräusche klopfen im Inneren des Gehirns aneinander. Stunden mahlen im Zeitbrei.

Irgendwann steige ich in ein Taxi.

»Fahr mich in den Club«, sage ich zum Fahrer und erkläre ihm den Weg. Ich steige umständlich aus dem Wagen. Ich bin betrunken. Der Platz liegt leer im Staub und flachen Licht. Neben dem Eingang brennt eine Leuchtstoffröhre. Über den dreckigen, roten Teppich gehe ich die Stufen hinunter. Rechts ist die Bar. Neben dem Stiegenaufgang sitzt der Discjockey. Eine kreischende Stimme frißt sich in mein Gehör. Mädchen stehen an der Theke, dahinter zwei Männer und ein kuhäugiges Ding.

»Rotwein, ein Viertel«, sage ich in die Kuhaugen und gebe den Männern die Hand. Harry ist nicht zu sehen. Er ist sicher im Hinterzimmer bei den Spielautomaten. Ich lasse mich auf einen der großen, roten, mit Plastikabfall gefüllten Polster fallen. Die Gläser häufen sich. Das Halbdämmer des Raumes überzieht mich wie ein

Leichentuch.

›Hinter vielen, vielen Schichten, vielleicht unerreichbar, vielleicht doch zerstört, bist du der Mann, den ich liebe, aber ich kann so nicht mit dir leben. Der Mann hat sich gezeigt, zärtlich und empfindsam, jetzt, gibt es ihn nicht mehr‹… Ich stecke den Brief von Stella in die Tasche zurück. Vor vier Tagen hat sie ihn mir geschrieben. ›Dein Gehirn verrottet, deine Seele schwimmt im Dreck, und du siehst tatenlos zu. Von all dieser unnennbaren Zärtlichkeit sind nur Zerstörungsdrang und Aggressivität geblieben. Das Gras hier am Berg ist schon hoch, ich treibe durch die Wiesen. Mein Denken ist frei von dir. Die Glocke ist zersprungen, bleibt stumm. Erinnere dich an den Traum, du hast das Glashaus zertreten, jetzt wühlst du in den Scherben‹… steht da. Ich weiß jede Zeile.

»Verschwinde«, sage ich zu einem, der sich an den Tisch setzen will. Er zieht die Brauen hoch.

»Warum?« fragt er.

»Weil ich hier allein, allein, verstehst du, sitzen möchte«, sage ich und ziehe ihn an den Jackenaufschlägen hoch und über den Tisch. Einige Male treffe ich ihn ins Gesicht.

»Bitte«, sagt die Kuhäugige und hält meinen Arm. Er lehnt an der Wand. Blut läuft ihm über den Mund. Harry taucht plötzlich auf und führt ihn zur Treppe.

»Vergiß die Idioten«, sagt er und bringt mir ein volles Glas.

…Idioten, welche Idioten? Die da, sie kommen und rauchen ihre Joints, lassen Zeit liegen in ihrer Unbeweglichkeit. Es ist ihr Club, und ich bin der Eindringling. Sie verbreiten Lähmung und Schwäche, dadurch wecken sie meine Wut. Ich trinke schnell weiter.

…Wabbelnde Brüste und verfaultes, madiges Fleisch. Waschlauge im Gehirn, Flammen an den Eiern und Scheiße zwischen den

Zähnen, schmierige, gelbe Scheiße. Verbrannte, abgehackte Fäuste in überquellenden Müllkübeln und Sterbende mit schorfigen Gliedern. Gedärme ringeln sich um meinen Hals, würgend und schlitzig. Bleiche, behaarte Hände wühlen an meinem Schwanz, ein Messer blitzt. Ich bin kastriert.

Ich werfe Geld auf den Tisch, taumle die Treppe hoch. Dann, das Gesicht an die kalte Luft gelegt, bin ich allein zwischen den Häusern. Das harte Geräusch meiner Schritte am Kopfsteinpflaster im engen Gegenüber der Hauswände. Tageslicht fließt frisch und fremd in die Gassen. Ein früher Wind wirbelt Staub über den Graben. Der Stephansturm ragt in den grießigen Dunst.

Die graubahnige Straße dehnt sich vor meinen Schritten. Hände und Fingerglieder in aufgeteilter Zärtlichkeit, Nippel härten an saugenden Lippen, zerficken, zerlecken in porenunendlicher Berührung, schlafwarm und ängstlich in meinen Händen. Ich werfe den Zigarettenstummel auf ein Kanalgitter, langsam kippt er in ein schwarzes Loch. Irgendwo scheppern Milchkannen. Eine Straßenbahn rumpelt leer über die Opernkreuzung. Der Polizist vor dem El-Al-Büro gähnt gegen die Scheibe des Geschäftes daneben. Ich gehe durch die Operngasse zum Naschmarkt.

Ich treibe im Gehirnkot. Die breiige Luft der Lokale klebt an mir. ›Koblinger‹, ›Alex‹. Das nächtliche Strandgut sitzt triefäugig an den Tischen. Alex serviert beflissen und besorgt.

In der Küche verprügelt einer seine Dirne. Sie schreit gellend, Alex runzelt unwillig die Brauen. Dann, ein dumpfer Aufschlag, jemand kommt aus der Küche.

»Dea Scheißkraumpn«, sagt er.

Wir schütteln uns die Hände. Kennen einander seit langer Zeit vom Sehen. Ich trinke Cola und Bourbon. Sentimentale Scheiben kreisen in der Box. Eine andere Hure heult. Keiner kümmert sich darum. Durch die Scheibe schaue ich auf den Blumenstand

gegenüber. Riesige Gladiolen leuchten violett und sattrot. Dann fällt die Trunkenheit über mich her. Äxte klopfen hinter der Stirn. Im Spiegel verbluten meine Augen.

Alex organisiert mir ein Taxi.

»In die Pratersauna«, sage ich, dann geschlossene Augen, aber kein Schlaf. Zertrunkene Stunden und Tage hinter mir. Die Fahrgeräusche hallen und dröhnen, an der Schädeldecke, seitwärts an den Schläfen, hinter den Augäpfeln, regelmäßige Stiche. Das Hirn streikt. Die Hände greifen langsam tastend gegen die Vordersitze.

Die Beine sind geschwollen. Das Taxi hält. Ich bezahle. Steif steige ich aus. Hinter dem Kassapult sitzt eine junge Frau. Ich schiebe ihr eine Banknote zu. Sie lächelt, fragt – auf Abrechnung.

»Ja«, sage ich und nehme den Schlüssel für den Umkleidekasten, Holzschuhe und Handtücher. Dann steige ich langsam die Treppen hoch. Beim Umziehen muß ich mich festhalten. Mir ist zum Kotzen. Die Beine zittern. Die Umgebung schaukelt.

Mit der Rechten halte ich mich am Geländer, stoße die Türe zum angrenzenden Büffet auf. Es ist leer. Eine Bedienung steht hinter der Theke, reiht Tassen aneinander. Ich stehe wie auf Schaum. Tische, Stühle, Scheiben, auch der Garten dahinter erscheinen mir unscharf. Am Tisch, an der Seitenwand neben der Theke, sitzt jemand. Ich gehe einige Schritte näher.

Ein zartbraunes Gesicht unter schwarzem Haar. Schräge Augen. Sie sieht mich an. Dunkle Augen, belustigt und weich. Eine kurze, aufgedrehte Nase. Lippen teilen sich in einem Lächeln. Ich bin nahe bei ihr.

»Du«, sage ich, »du trinkst doch Kaffee mit mir.«

Der Sessel ist hart, meine Muskeln schmerzen.

»Ja«, sagt sie, »bist du sehr betrunken?« Es fällt mir schwer, etwas zu antworten.

»Ja«, sage ich dann, »betrunken und müde.«
Das Mädchen zündet eine Zigarette an, steckt sie mir zwischen die Finger.

»Ich hole den Kaffee«, sagt sie und geht.

Warum ist sie schön? Aus schmaler Taille geht sie, geschmeidig und leicht. Ich spüre ihre Schritte auf meiner Haut. Plötzlich bin ich alt und erschöpft. Wozu wird dieser Tag? Noch bin ich betrunken, kann Polster gegen die Tatsachen schieben. Die Sonnengläser mildern das ungebärdige Licht. Mit den Tassen kommt sie, schlank, fast nackt.

»Nimmst du die Sonnenbrille ab, bitte«, sagt sie.

Der Kaffee ist heiß, wenigstens heiß, die Sonnenbrille lege ich auf den Tisch.

»Du bist sehr betrunken«, sagt sie und schüttet Zucker in ihre Tasse.

»Ich weiß«, sage ich.

Es ist gut, daß sie da ist, angenehm.

»Wie heißt du?« frage ich.

»Jasmin«, sagt sie und lacht.

»Wo hast du diesen idiotischen Namen her?« frage ich.

»Ich arbeite als Tänzerin, und da habe ich mir diesen Namen ausgesucht. Gefällt er dir nicht?« sagt sie und macht ein Lausbubengesicht.

»Wo arbeitest du?« sage ich.

»Im ›Club-Cafe‹, als Stripperin. Kennst du es?« sagt sie.

»Ja«, sage ich.

…vor sechs Jahren war es noch ein Kaffeehaus, dann eine Unterweltskneipe, und jetzt ist es ein gutflorierendes Nachtlokal.

»Legen wir uns in den Garten?« fragt sie. Ich gehe hinter ihr, schaue auf die langen Beine, den Spalt der Pobacken über dem Höschengummi. Dann liegen wir auf zurückgeklappten Stühlen.

Sie küßt mich auf die Wange. Ich ziehe sie auf mich.

»Leute sehen uns zu«, sagt sie und küßt meinen Hals.

»Es gibt keine Leute«, sage ich.

»Nein, es gibt niemanden, nur dich, du betrunkener Lieber«, murmelt sie in meinen Mund. Ihr Atem ist frisch, die Haut duftet. Ich schließe die Augen.

Dann umhüllt mich ihre helle Stimme. Sonne gräbt in meine Haut. Ich schlafe ein.

Ich höre Gemurmel, meine Haut ist heiß. Die Trunkenheit fort. Neben mir liegt das Mädchen. Eine ihrer Hände liegt auf meinem Arm. Karl räkelt sich am Bassinrand. Er sitzt auf einer Bank. Karl ist ein Killer und selten in der Badehose zu sehen. Er winkt zu mir herüber. Neben ihm steht seine Saunatasche, sie ist sicher schwer, und er trennt sich nie davon. Das Mädchen atmet ruhig. Die glatte Haut fühlt sich seidig an. Meine Fingerspitzen berühren ihren Bauch, die Schenkel. Sie liegt bewegungslos. Dann kraust sie die Nase. Mit noch geschlossenen Augen greift sie nach mir.

»Bist du durstig«, sagt sie, sich aufrichtend. Licht zaubert blaue Schatten in ihr Haar.

»Einen großen Whisky mit viel Eis«, sage ich. Sie geht. Männer spielen an Nebentischen Karten, schauen ihr nach.

– Stella, du gehst zwischen Gras und Blumen. Ich liege hier in der Sonne mit einem schönen, dummen Tier.

Ohne Begehren schaue ich ihr entgegen. Sie stellt das Glas auf die Lehne.

»Mußt du ein finsteres Gesicht machen? Kann ich nichts tun?“ fragt sie.

»Nein«, sage ich und trinke.

Sie legt sich, blättert in einem Buch.

»Stille Tage in Clichy, du kennst es«, sagt sie.

»Ja«, sage ich. Sie zündet zwei Zigaretten an, schaut in den Rauch.

»Ich bin ein dummes Mädchen. Ich weiß nichts, außer vielleicht über Pferde. Ich bin viel geritten, früher, auf dem Land. Ich kann nirgends mitreden. Wird dich das sehr stören, wenn…«, sagt sie und bricht ab. Sie kauert plötzlich neben dem Liegestuhl, preßt meine Hand, »du mich bei dir bleiben läßt«, sagt sie weiter. Bei mir? Ich berühre mit einer Hand ihr Gesicht. Was meint sie damit?

In dieses verrückte Karussell sollte ich sie hineinnehmen? Ernst nehmen soll ich sie? Nicht bloß ins Bett möchte sie mit mir, bleiben will sie? Ich klettere aus dem Lehnstuhl.

»Ich werde nachdenken«, sage ich und greife mir ein Handtuch.

Dann gehe ich in die Heißluftkammer. Ich steige hoch, streife die Badehose ab und setze mich auf das Handtuch. Meine Hände liegen über den Knien. Der Schweiß und die Hitze spülen einen Rest Betrunkenheit ins Bewußtsein. Einige Männer besetzen andere Plätze. Eine dicke, kräftige Frau gießt auf. Lange schlägt sie ihr Tuch vor mir. Glühende Wellen peitschen meine Haut. Bäche triefen entlang der Arme und Beine, am Bauch.

Das Mädchen, das ist keine Frage: Du bist da, sagt sie, und ich möchte bei dir bleiben. Ist das so einfach? Ich bleibe unter der kalten Brause, bis die Haut schmerzt, dann heiß und wieder kalt. Nach einer Weile fühle ich mich frisch und ausgeruht. Aus der Liege lächelt sie mir entgegen.

»Haben wir Hunger?« fragt sie und reibt mich trocken.

»Haben wir«, sage ich, den Finger habe ich in die schmale, silberne Kette gehakt, die sie um die Taille trägt. Wir schlendern zum Restaurant.

»Was machst du für eine Nummer?« frage ich.

»Lesbisch, mit dem blonden Mädchen dort drüben«, sagt sie und deutet auf einen Tisch gegenüber in den Nischen. Ein langhaariges, weißhäutiges Geschöpf lacht zu uns her.

»Wir lecken uns richtig. Dann habe ich allein einen Tanz und

dann mit Lederslip, Peitsche und hohen Stiefeln eine sadistische Nummer mit einem nackten, knienden Mann«, lacht sie ausgelassen. Jetzt ist sie ein Kind.

»Die sind alle irre geil auf mich«, sagt sie und leckt schnell über die Lippen. Ich bestelle Steaks, viel grünen Salat und Rotwein.

»Wie alt bist du?« frage ich. Sie kostet den Wein.

»Hm, gut. Neunzehn«, sagt sie. Sie ist Kind und Ahnfrau aller Huren gleichzeitig. Schweigend essen wir.

…da ist eine kleine Dirne, ein angenehmer Tribut dieses Tages. Soll ich sie nehmen? Fingerspitzen verlieren einander, und die Haut des anderen wird fremd… so war es doch? Sie hebt den Kopf, trinkt, greift dann nach meiner Hand.

»Ich brauche nicht Tage oder Wochen, um so etwas zu wissen, ich will bei dir sein«, sagt sie hastig und umklammert meine Hand.

»Weißt du, deine Augen, wenn sie plötzlich tief und zärtlich sind. Wenn du lachst, meine Haut streichelst, ich will dich, laß mich bleiben«, sagt sie und sieht gegen die Bäume. Der Wind zupft eine Strähne aus ihrem Haar.

»Was heißt, bei mir bleiben?« frage ich langsam.

»Alles, oder was du daraus machen willst. Mit dir sein. Immer«, sagt sie.

»Willst du irgendwo ausbrechen, davonlaufen?« sage ich.

»Nein«, sagt sie ruhig.

Ich will keine Antwort geben. Ich würde sie statt Christa auf den Strich schicken. Die Zärtlichkeit, das Begehren, alle Liebe… da ist die Eine, die Einzigmögliche. Manche begnügen sich mit der Bestmöglichen, aber nach kurzer Zeit ist das dann immer zu wenig – das eine wird dem anderen oder beide einander nur Ersatz des Unerreichbaren.

Was will ich? Blumenlandschaften: glühendes Rot, schwelendes Gelb, feuchtfruchtiges Grün. Ein satter Hauch über den

Duftfeldern, und ich verkrieche mich in Alkoholhöhlen, in schlammigen Erdlöchern, bizarren Felskuppeln, unter Steinen, im Eis, im Sturm, den prasselnden Regen, an fremder Haut. – Ich gehe mit kotigen Stiefeln in Kristallpalästen zwischen gespinstfeinen Elfen mit hauchdünnen Nebelfetzen um die Glieder.

Mein Schwanz steift sich in Scheiße und Eisen und kirschrot glühende Kohlen – Träume werfen Tiere in meinen Schlaf, die mich zerfleischen, töten.

Da ist kein Geschmack auf der Zunge, kein Spüren in den Händen. Ohne Ziel gehen meine Beine durch Entfernungen. Ich begehre dich nicht, Mädchen. Ich bin ein Mann, eine attraktive Hülle, ein scheinbar überzeugendes Angebot. Aber dahinter – ein Versager. Ein potentes, brutales Wrack.

Du sitzt mir da gegenüber, vital, voll Hoffnung. Du küßt verstohlen meine Handflächen. Es ist nicht nötig, dich zu erschrecken, aber du hast aussichtslose Karten in diesem Spiel. Du hast Vertrauen und – du wirst mich lieben. Ich nehme ihre Hand, lege sie auf meinen Schwanz.

»Du gehst auf den Strich, ist dir das klar?« sage ich und trinke mein Glas aus. Sie sieht mich an, schweigt. Es ist ihr wahrscheinlich egal. Ich gehe zum Telefon, wähle meine Nummer. Christa hat die Rechnung bezahlt, das Freizeichen tönt.

»Kommst du?« sagt Christa.

»Gib mir den Harry«, sage ich. Wenn ich nicht da bin, schläft Harry meistens bei mir zu Hause. Er meldet sich sofort.

»Christa soll ihr Zeug packen und verschwinden. Ich komme in einer Stunde mit einer anderen, die bleibt dann«, sage ich. Er schluckt hörbar.

»In einer Stunde? Ist okay, mach ich«, sagt er laut.

»Zieh dich an, wir gehen«, sage ich zu Jasmin.

»Ich warte in der Halle«, sagt sie.

Ich stürze zwei Gläser hinunter. Wärme strömt ins Gehirn. Ich bin umgezogen. Aus dem Spiegel schaut mich ein müdes Gesicht an, rotunterlaufene Augen. Einige Striche mit der Bürste durch die kurzen Haare, dann gehe ich. An der Kasse gibt mir die Frau die Abrechnung und das Restgeld, dann ruft sie mir ein Taxi. Ich winke dem Mädchen. Durch breite Glastüren treten wir auf die Straße. Der Wagen wartet bereits. Trotz der offenen Fenster ist es im Auto drückend heiß. Vor meinen Augen tanzen Bäume und Praterbuden. Das Mädchen hält meine Hand.

»Können wir bei mir vorbeifahren?« fragt sie.

Sie spricht mit dem Fahrer. Nach einigen Straßen hält er an. Ich lehne in den Polstern, rauche.

Der Hemdkragen des Fahrers ist voller Schuppen. Von der Fahrbahn stinken Abgase, Hitze lastet über der Wartezeit.

Das Mädchen kommt zurück. Sie hat den knallgelben Hosenanzug gegen einen weißen Mini und einen roten Pulli vertauscht. Locker bewegt sie die langen Beine, die Brüste wippen. Der Fahrer gafft unverhohlen. Sie steigt ein, küßt mich.

»Lieber, keinen schmalen Mund. Ich bin da«, sagt sie weich.

Der Verkehr ist dicht. Am Praterstern fahren die Autos in sechs Spuren, im Schrittempo. Der Wagen hält. Ich gebe dem Fahrer den Betrag. Sie steigt vor mir die Treppe hoch. Ihr winziges Höschen deckt kaum den Spalt. Harry hat die Schritte gehört, er wartet an der Tür. Sein Kinn klappt herunter, dann grinst er.

»Sie heißt Jasmin, schick sie um etwas zum Trinken«, sage ich.

Sie kommt dann mit dem vollen Glas zum Bett. Harry rückt einen Hocker zur Seite.

»Kommst du abends in den Club?« fragt er.

In einem Umschlag wartet ein Brief von Christa neben einer neuen Vase und Tulpen.

›Wenn deine Laune besser ist, rufe mich an‹ und ›ich liebe dich

Säufer, das ist eine ganze Menge wert‹, steht da zu lesen. Ich zerreiße den Brief.

Jasmin wirft die Fetzen aus dem Fenster.

Ich richte mich auf. Sie sieht meine Absicht, schenkt das Glas voll. Ihre Hände sind kindlich, fleischige, runde Finger, Grübchen an den Gelenken, schmale, kurzgeschnittene Nägel. Ihre Finger trommeln leicht gegen meine Brust. Harry geht zum Fenster.

»Ich rufe dich im Club an«, sage ich.

Er gibt dem Mädchen die Hand, geht. Sie zieht den Pulli über den Kopf. Die Brüste liegen prall im warzenfreien BH. Ihr Lächeln tastet über meinen Körper. Die großen Warzenhöfe umgeben dunkel die steifen Nippel.

Sie gießt mein Glas wieder voll. Ihre Augen glänzen, flach und geil. Sie nestelt an meiner Gürtelschließe, dann zieht sie mich aus. Warmes Saugen ist um meine Eichel, ihre Hand reibt über die Eier, den After, dann ihre Lippen. Immer härter drückt meine Hand gegen ihr Genick. Ich reiße sie an den Haaren hoch.

»Bitte, ja…«, keucht sie, »tu mir weh.«

Meine Zähne sind an ihren Schultern. Mit der Zunge suche ich die Muskelbahnen, dann beiße ich zu. Sie stöhnt. Ich greife zur Seite, ziehe den Gürtel aus der Hose. Meine Schläge klatschen gegen ihre Flanken, den Rücken. Sie windet sich in die Schläge. Ich stecke ihr den Schwanz von hinten in das triefende Loch, dann ziehe ich ihn heraus, schlage sie mit dem Lederband über die Arschkugeln, dazwischen, von unten her, gegen die Fut. Sie schreit, rast mir entgegen. Ich treibe ihr wieder den Schwanz hinein. Arschloch – Fut, Arschloch – Fut; ihr Hals zuckt unter meinen Zähnen.

»Du dreckiges Scheißtier«, keuche ich und trete sie aus dem Bett.

Sie dreht sich am Fußboden in die Schläge, reißt die Schenkel auseinander. Ich ziehe den Kitzler zwischen die Zähne. Sie krallt, wimmert und rinnt über meine Lippen.

»Du hast es gesehen. Du hast es sofort gewußt«, sagt sie später leise und erschöpft. Sie liegt am Bauch, nagt an meinem Ohrläppchen.

»Mein Glas ist leer«, sage ich. Sie gießt ein, zündet Zigaretten an.

»Wann gehst du in die Bar?« frage ich.

»Willst du es?« sagt sie.

»Nein«, sage ich, »ruf im Club an, die Nummer steht da auf dem Block, und sage Harry, daß ich nicht komme, aber er soll um zehn Uhr morgen hier sein. Er wird dir dann sagen, was du zu tun hast. Jetzt will ich schlafen.«

Sie redet leise in die Muschel, dann verschwimmen Geräusche und Linien.

Harry kommt früh. Er bringt Semmeln, Milch und Marmelade. Das Mädchen taucht in den dunklen Schacht der Küche. Ich informiere ihn kurz über ihr Einsatzgebiet. Er nickt.

»Wie bei Karin, vor zwei Jahren, ich weiß«, sagt er.

»Die ersten Tage paßt du auf. Ich will nicht, daß es Schwierigkeiten gibt, weder mit den anderen Huren noch mit irgendwelchen Strizzis«, sage ich.

Kurz darauf kommt Gerhard, ein Freund von Harry. Er ist nervös und spricht meist so schnell, daß man ihn nicht versteht. Er starrt das nackte Mädchen an, das Kaffee eingießt. Dann holt er sich aus der Küche auch eine Tasse.

»Ich gehe baden«, sagt er und setzt sich auf einem Polster auf den Boden.

Dann ruft Christa an.

»Guten Morgen, sehe ich dich heute?« sagt sie leise.

»Nein«, sage ich und gebe Harry den Hörer. Er erklärt ihr umständlich etwas und legt dann auf. Sonne tastet über den Fußboden. Das Mädchen sitzt im Türkensitz neben mir am Bett. Die feuchte Spalte glänzt. Auf den Schultern sind blutunterlaufene

Stellen. Die schrägen Augen sind matt und zärtlich.

»Fahr mit ihr. Sie will sich ein paar Kleidungsstücke von zu Hause holen«, sage ich zu Harry und gehe zum Waschbecken. Gerhard verabschiedet sich. Eine Menge Leute rufen an. Harry spricht pausenlos. Manchmal ruft er eine Frage durch die Tür.

Jasmin zieht sich an. Ihr rotes Kleid ist superkurz und seitlich noch geschlitzt. Vorne ist es offen bis zum Nabel und quergeschnürt. Die Brüste sind zur Mitte gedrängt. Sie wartet auf meine Reaktion.

»Hübsch siehst du aus, komm, wir gehen essen«, sage ich, und ihr Warten mündet in übersprudelnde Freude. Auf der Straße tanzt sie neben mir, schlenkert meine Hand. Sie lacht ausgelassen über die schockierten Gesichter der Leute und schneidet ihnen Gesichter. Sie kauft einen Strauß Rosen und schleppt ihn ins Restaurant.

»Es sind einunddreißig Rosen, für jede Stunde, die ich schon bei dir bin, eine. Freust du dich?«, sagt sie und legt die Blumen neben mich auf einen leeren Stuhl.

»Harry hat mir gesagt, wie du es willst. Um sieben geh ich. Er hat gesagt, du wirst mir ein Limit setzen, wie hoch?« sagt Jasmin.

»Zwölfhundert Schilling. Nach dem Strich kommst du in den Club, wenn dich dort jemand fragt, was du arbeitest, sagst du, in einer Bar, verstanden?« sage ich.

Sie stellt keine Fragen, nickt nur und löffelt begeistert an einer Schokoladencreme.

»Harry hat mir gesagt, daß du viel Ruhe brauchst. Du wirst mich nicht spüren, wenn ich dir etwas sagen möchte, werde ich es dir aufschreiben«, sagt sie.

Ein heißer Tag brütet über der Stadt. An manchen Stellen ist der Asphalt weich und klebrig. Ich sitze mit zerfließendem Hirn und schaue auf das Mädchen. Sie sprüht und vibriert. Alle Scheiße gleitet von ihr ab. Sie schüttelt den Kopf, Lichtfunken irrlichtern im

Schwarz.

»Ich bin glücklich«, sagt sie und setzt sich auf meine Knie. Der Ober zieht indignierte Falten. Wir gehen. Sie steckt ihm die Zunge heraus.

Harry sitzt im Hawelka. Schwächliche Kulturjünglinge werfen Blickchen aus blasierten Visagen. Harry sitzt neben der winzigen Pudel und redet mit einem Unbekannten.

Ich unterbreche seinen Wortschwall, dann setzen wir uns zum Pfeiler. Der Kaffee schmeckt nach ausgelaugten Zigarettenkippen, wer hat den nur in den Himmel gelobt? Ich habe es vergessen.

»Wo sind meine Manuskripte? Du hast sie mitgenommen«, sage ich.

»Ich habe sie der Ingrid in die Redaktion gebracht. Du willst sie ja kopiert haben. In den nächsten Tagen hole ich sie«, sagt er. Zwei Mädchen kommen an den Tisch. Schön, kühl, farblos wie Glashausgurken.

»Du bist der, der so lange im Gefängnis war?« sagt die eine.

Reklamezähne heben sich aus einem Lächeln. Die Atmosphäre kriecht mir an die Nieren,

»Los, Pferdchen, gehen wir«, sage ich zu Jasmin, Harry atmet auf. Ich glaube, er befürchtet, daß ich nach einer solchen Gesprächseröffnung einmal ein Blutbad anrichte.

Also, Ingrid hat die Manuskripte. Ingrid, die hundertprozentig Emanzipierte, die in sachlichen Gesprächen mit mir etwas erarbeiten möchte, wie mir Harry erzählt hat, die es schafft, sogar die Orgasmusflüssigkeit zu sublimieren.

»Ich möchte ficken«, sagt Jasminchen, und jeder, der sie ansieht, kann das auch sehen. Ich kaufe ihr eine Eistüte, und sie zieht eine Show ab. Ihre Arschbacken reiben im Gehen auf und ab wie eine Jolle in der Atlantikdünung. Sie lutscht an dem Eis mit schmolldicken Lippen, als hätte sie ein Glied vor sich. Ein Mann

läuft in eine Halteverbotstafel, ein anderer in eine Auslage. Sie blinzelt aus schwimmenden Augen, ihr Körper ist geil gereckt, die Zunge streicht an der kalten, rosafarbenen Rundung vor und zurück. Alte Damen kerben dritte Zahnreihen über runzlige Lippen.

»Empörend«, sagt eine verblühte Mutter und drückt die Gesichter ihres halbwüchsigen Sohnes und ihrer pummeligen Tochter gegen die Schaufenster. ›Wir eröffnen im Herbst‹, steht dort in großen Lettern auf weißem Packpapier.

»Ich möchte noch immer«, sagt Jasmin und zieht mit einem langsamen Zungenschlag das Eis über die Lippen.

Wir fahren im Taxi nach Hause, dann sind wir nackt – nachher schneidet sie mir die Zehennägel.

Harry bringt ein halbes Dutzend Flaschen Rotwein. Jasmin küßt mich tapfer und verzieht sich auf den Strich.

»Christa wartet im Ringespresso«, sagt Harry.

»Du kommst mit«, sage ich, dann gehen wir. Christa sitzt über ein Journal gebeugt und sieht uns nicht. Das Höschen unter dem superkurzen Mini bedeckt kaum ihr Geschlechtsteil. Ihre Lippen sind auf Angriff bemalt.

»Warum behältst du sie nicht dazu?« fragt Harry leise. Ich ziehe sie am Haar.

Voll und braun liegt es in meiner Hand.

»Hast du es doch für nötig gehalten zu kommen«, sagt sie und nimmt meine Hand.

»Nein, aber Harry hat mir zugeredet«, sage ich und setze mich neben sie.

Sie behält meine Hand in ihrer.

»Wo ist die Hure?«, sagt sie zu Harry.

»Kohlen aufstellen«, sagt der kurz.

»Was dir dieser Barschlampen bringt, verdiene ich in einer

Stunde«, sagt sie böse zu mir. Die Kellnerin spitzt die Ohren, ihr blutleeres Gesicht zeigt Flecken.

»Abwarten«, sage ich zu Christa. Harry bestellt Wein für mich und Kaffee.

Die Rotgefleckte durchbohrt mich mit einem Dolchblick.

Christa ist eigensinnig und anhänglich wie eine Syphilis. Nach zehn Minuten malträtiert ihre Anwesenheit meine Nerven. Außerdem hat sie einen Makel, keinen sonderlichen, aber immerhin. Eine besoffene Zigeunerin hat mir einmal aus der Hand gelesen. Den Quatsch von Reichtum und langem Leben habe ich vergessen, aber sie hat mir noch gesagt: »Laß dich nur mit Frauen ein, die einen regelmäßig gefalteten Hintern haben. Du mußt die Falten an ihrem After zählen, und wenn sie eine ungerade Faltung hat, heftet sich das Pech an deine Spur.«

Vielleicht Blödsinn, habe ich gedacht, aber eine hatte einunddreißig, und aus ihrem Bett holte mich die Polizei. Christa hat siebenunddreißig, Jasmin zweiundzwanzig. Ich bin absolut nicht abergläubisch, aber alte Zigeunerinnen sind fast noch besser als renommierte Astrologen.

»Du willst mich also nicht mehr«, sagt sie und preßt meine Hand zwischen ihre.

»Doch, aber ich will mir nicht wie in einer Trinkerheilstätte vorkommen, das hat noch Zeit«, sage ich.

»Aber ich liebe dich, und du machst dich kaputt. Glaubst du, daß du mit der Barhure Stella vergißt; du wirst sie in ein paar Wochen totprügeln«, sagt sie und zündet zwei Zigaretten an. Harry gibt ihr Feuer.

»Es hat dich niemand gefragt«, sagt er dann.

»Du, du Kreatur sagst mir das, wenn er dich nur ansieht, wirst du blaß. Ich habe die Ohrfeigen bekommen, weil ich widersprochen habe, wenn er sich ruinieren wollte. Du und der Gerhard und die

anderen seid dagestanden und habt euch nicht einmal zu bewegen getraut«, sagt sie erregt. Harry zieht die Lippen schmal. Sein Bulldoggengesicht ist angelaufen. Ich lehne mich in den Sessel zurück. Er wartet, was ich sagen werde.

»Sie hat recht«, sage ich und streife die Zigarettenasche an ihrem Fingernagel ab, »aber sie hat nicht das Recht, es auszusprechen, und deshalb wirst du ihr jetzt eine auf die Schnauze schlagen, daß sie sich das merkt.«

»Nein«, sagt sie, »das willst du.«

»Verschwindet«, sage ich. Sie gehen hastig. Es ist mir egal, ob er ihr die Ohrfeige gibt oder nicht. Beide kotzen sie mich an, beide.

Harry ist eine willenlose Kreatur. Wenn ich den Wunsch äußern würde, auf den Altar des Stephansdomes zu scheißen, würde er Ministrantenkleidung anziehen und mir eine Heizsonne danebenstellen, daß mir der Arsch nicht kalt wird, dann würde er mir das Altartuch zum Arschauswischen reichen. Irgendwo am Grund seiner schwammigen Persönlichkeit haßt er mich glühend. Eines Tages wird er versuchen, mich umzubringen. Das blonde Kind, er hat mir das nie vergessen. Die Getränkeamsel schwirrt aufgescheucht an meinen Tisch.

»Es wurde nicht bezahlt«, sagt sie und nimmt zerknüllte Rechnungszettel aus dem Aschenbecher.

»Nein«, sage ich, »Liechtenstein hat uns den Krieg erklärt, die beiden mußten sofort zu ihrer Truppe. Er zu den Urlaubern und sie zu den Fronthuren.«

Ihr eckiges Kinn klappt herunter. Ich schiebe ihr das Geld zu und gehe. Ein schwuler Wind bläst mir gegen den Hintern. Ich kaufe mir eine Abendzeitung und setze mich in die Aida bei der Philharmonikerpassage. Eine halbe Stunde bürgerlich im Abendprogramm. Als ich den Blick hebe, um umzurühren, fällt mir beinahe die Zeitung aus der Hand. Einen halben Meter vor meinen

Beinen sitzt ein Puma und betrachtet mich mit Herablassung. Ich trinke langsam und betont selbstsicher, dann winke ich dem Mädchen und bezahle eilig. Im Vorbeigehen kann ich es mir nicht verkneifen, den Kopf des Tieres zu streicheln. Der Puma schnurrt und blinzelt, sein Herr lächelt niederträchtig.

»Er ist vollkommen zahm«, sagt er, aber da wiege ich mich schon selbstbewußt in den Hüften durch die Türe.

Ich bin gelassen und heiter und glaube es sogar selbst. Liebenswürdig helfe ich einem Gehbehinderten in die Straßenbahn und einem Blinden auf den Stufen zur Operngasse. Sogar dem Schwulen, der mir in der Toilette über den Arm auf den Schwanz schaut, schlage ich keine in die Fresse, sondern sage freundlich:

»Geh, sonst stecke ich dir ein glühendes Brunnenrohr in den Arsch.«

Er verschwindet mit gekniffenen Hinterbacken.

Jasmin stöckelt fröhlich und fickbar auf der anderen Straßenseite. Harry überwacht sie diskret mit der penetranten Unaufdringlichkeit seiner auf ein Meter vierundachtzig verteilten hundertzehn Kilo. Er teilt die Menge wie ein Eisbrecher dünnes Packeis. Dann sieht er mich und stürzt über die Straße.

»Alles bestens, sie hat drei Herren gemacht. Das Geld habe ich. Zwei kleine Reibereien hat es gegeben. Du sollst zum ›Chico‹ kommen«, hastet er mir ins Gesicht. Das Mädchen steht gegenüber und schaut zu uns.

»Wenn sie herüberkommt, trete ich sie nieder«, sage ich leise, Harry springt fast aus dem Stand auf die Straße und fängt sie ab. Ich biege in den Graben ein. Gehe über den Petersplatz, die Milchgasse, ein Stück über die Tuchlauben. Kaum sind Menschen in den schmalen Gassen unterwegs. Durch die schmale, dunkle Schultergasse gehe ich zum Judenplatz. Dann setze ich mich in der Färbergasse in ein chinesisches Restaurant. Es ist idiotisch. Ich sitze

an einem anderen Platz. Monate sind es her. Den ersten Stein warf ich hier ins Glashaus. Es ist plötzlich, als könnte ich hier fortsetzen, als wäre die Zwischenzeit eine böse, unwirkliche Anhäufung von Traumunrat, als wäre Stella bloß für einen Moment hinausgegangen, um zu pinkeln, und kommt gleich… Ein flachgesichtiger Asiate gibt mir die Karte. Geheimnisse, besonders gastronomische, sind mir zuwider, trotzdem esse ich ein Szechuan-Geheimnis. Es ist an mich verschwendet. Achtlos schaufle ich Morcheln und zartestes Fleisch in mich. Schnell trinke ich einige Gläser Wein.

…»wenn du mit ihr schlafen mußt, dann hast das du zu bestimmen«, sagte sie. Sie war kühl und beherrscht, voll Liebe und verletzlich.

»Ja, ich muß es tun«, sagte ich…

»Nein«, sagte die Stimme, aber ich hörte nicht hin, und der winzige Splitter aus dem Glashaus flog ihr ins Auge.

Ich sah weg.

Im Club warten meine Manuskripte und ein langhaariges Kind.

»Kann ich etwas für entlassene Strafgefangene tun«, sagt sie. Ich schaue in kohledunkle Augen auf gelblicher Haut. Das filigrane Persönchen erzählt von ihren Fähigkeiten. Einer sitzt fünf Schritte hinter ihr am Barhocker und verschlingt sie mit den Blicken. Seine Glatze spiegelt rötlich, er streicht nervös seinen Schnurrbart entlang. Das Kind plaudert, es weiß nichts von diesen Augen.

Ich kenne das Gesicht unter der Glatze. Stein – und der Bursche hat eine Schwäche, kindliche Mädchen. Ich gebe dem Kind irgendeine ausweichende Antwort. Sie ist gekränkt, kam mit einem fertigen Arbeitsplan und daß man das so und das so machen müßte.

Und dann sage ich beiläufig: »Vielleicht, ich werde es mir überlegen. Ich rufe Sie an, lassen Sie mir eine Nummer hier«, das

Kind geht zur Bar und schreibt etwas auf. Danny, hinter der Bar, legt es in meine Mappe. Dann sieht mich der Glatzköpfige, er nimmt seinen Schwenker und kommt zum Tisch. Seine Hände sind feucht und schlaff, seine Augen glänzen erregt.

»Wie gefällt es dir hier«, sage ich. Er setzt zum Sprechen an, räuspert sich, dann geht er zur Bar und läßt sich das Glas mit Weinbrand vollgießen.

»Ich finde mich nicht zurecht«, sagt er und setzt sich neben mich, »die Musik, die Menschen, jeder ist für sich und ist sich genug, die Mädchen, manche wie Kinder. Du weißt, was ich meine?«

Er zieht das Gesicht in ein schiefes Grinsen. Er klopft nervös mit der Zigarette an den Tischrand. Mit dem Schuh verreibt er die Asche am Boden. Immer wieder flackern seine Augen zu dem Kind. Sie sitzt am Barhocker. Der enge Pulli über kleine, spitze Brüste gezogen, schmale, kaum modellierte Mädchenbeine, Kniestrümpfe und ein kurzer Faltenrock. Der Glatzköpfige atmet schwer.

»Komm ins Büro«, sage ich und stehe auf. Links vom langen Hauptraum zweigt ein Gang ab. Linker Hand ist das Zimmer mit der elektronischen Ausrüstung, daneben ein Raum mit Spielautomaten. Rechter Hand ist das Büro. Ich schalte das Licht ein und stelle mein Glas auf den Schreibtisch. Franz setzt sich auf den Stuhl davor und legt ein Bein über das andere. Ich lege die Füße auf den Schreibtisch und zünde mir eine Zigarette an. Dann, nach einer Weile des Schweigens, springt er auf und lehnt sich über den Tisch.

»Ich muß sie haben! Ich muß, verstehst du das, seit vier Stunden saufe ich ein Glas von diesem Dreck nach dem anderen. Ich bin nicht einmal angesäuselt. Das Zeug rinnt wie Wasser in mir herunter, bloß daß mir die Eier kochen. Sag etwas, die tun doch alle, was du willst – laß mir dieses Mädchen«, sagt er abgehackt und wild. Seine Hände wirbeln gegen mich.

»Nein«, sage ich. Er steckt die Hände in die Hosentaschen, starrt

mich aus schmalen Augen an.

»Ein gutes Gefühl, da sitzen zu können, hinter einem Schreibtisch, und nein zu sagen. Nein, aus, basta. Wenn ich mich nicht daran halte, bricht mir ein Unbekannter die Knochen, ist doch so, oder?« sagt er und wartet gar keine Antwort ab, hastet weiter: »Ich wollte reden mit dir, reden, verstehst du? Ich warte seit acht Uhr auf dich. Später hat es geheißen, du kämst später, und dann kam dieses Mädchen und hat nach dir gefragt. Eine andere hat ihr von dir erzählt, dem knallharten Schläger und dem zärtlichen Liebhaber, und die Kleine hat zugehört, mit großen Augen und feuchten, offenen Lippen. Dann wollte ich sie zu einem Drink einladen. Sie hat mich angeschaut, als wäre ich aussätzig oder als würde ich stinken. Voller Ekel und Abneigung. Dann hat sie sich zum Tisch gesetzt und auf dich gewartet und du, du hast sie weggeschickt, weggeschickt.«

Er stößt die Worte einzeln, wie Brocken, hervor, dann schüttet er den Weinbrand hinunter.

Reden, reden möchte er, und ich soll ihm zuhören. Meinetwegen, ich höre ihm zu, höre ihnen allen zu, bis mir der Schädel platzt, weil ich bei jedem das Gefühl habe, er will von mir eine Antwort, eine bestimmte Antwort. Ich kann sie nicht geben, ich weiß keine Antwort, nicht einmal für mich selbst weiß ich sie.

Er redet, und die Kuhäugige war da und hat etwas zu trinken gebracht. Langsam verheddert er sich in den Wortketten. Es gibt Pausen, immer längere. Wir schauen in die Rauchfelder.

»Begreifst du jetzt, warum ich mit dir reden wollte?« sagt er müde.

»Das Mädchen ist tabu. Begreifst – du – das«, sage ich.

»Es bleibt mir ja nichts anderes übrig«, sagt er mit schiefem Lachen. Er geht.

Ich wollte in die Loos-Bar gehen, aber ich bleibe sitzen. Eine

Mühle hinter der Stirn mahlt Gedanken zu Fetzen, zu Staub. Dann kommt der Geschäftsführer.

»Da wartet jemand«, sagt er. Jasmin sitzt an der Bar und schreibt.

»Vier Briefe habe ich dir geschrieben«, sagt sie und legt mir die Arme um den Hals. Sie läßt mein Weinglas füllen. Harry steht neben mir und schiebt einen Umschlag her.

»Siebzehnhundert. Vier Herren hat sie gemacht, zufrieden?« fragt er und lächelt breit. Das Mädchen lacht übermütig und blinzelt mir zu.

»Brav«, sage ich, lasse die beiden stehen, setze mich an einen Tisch, schiebe die faulige philanthropische Beklemmung gegen die fleckigen Wände und lasse mich vollaufen.

›Bin einkaufen‹, steht auf dem Zettel neben den Rosen. In meinem Kopf rangieren Güterzüge. Auf der Zunge liegt ein Geschmack, als hätte ich eine vollgesogene Monatsbinde ausgekaut. In jeder Pore meiner Kopfhaut steckt eine Nadel, die ins Gehirn sticht. Ich hole aus der Küche eine Flasche Wein. Auf dem Tisch liegt eine Zeitung. Ich versuche zu lesen. Die Buchstaben torkeln, losgelöst aus den Wörtern. Ich werfe die Zeitung auf den Fußboden.

Die beiden kommen ins Zimmer.

»Bist du okay?« sagt Jasmin und ist lieb, wie ein Kind mit Zöpfen und Faltenrock. Harry macht ein besorgtes Gesicht. Seine Blicke hängen an der Flasche. Die ist nahezu leer.

»Wir fahren an die alte Donau«, sagt er. Es ist seine übliche Taktik, wenn ich trinke, will ich allein sein, und er entfernt dann alle Menschen aus meiner Umgebung.

Das Telefon läutet. Ehe Harry abheben kann, habe ich den Hörer am Ohr.

»Gehst du mit mir baden?« fragt Christa.

»Nein, ich habe zu tun«, sage ich.

»Deine Barhure muß ja ein Prachtstück sein, wenn du jetzt schon

am Vormittag trinkst«, sagt sie.

»Leck mich am Arsch«, sage ich und werfe den Hörer auf den Apparat. Ich schiebe Harry Geld über den Tisch. Jasmin kommt zum Bett, beugt sich zu mir. Fremde Lippen wandern über mein Gesicht.

»Abends«, sagt sie leise. Ich schiebe sie weg.

Der Sommer rinnt nutzlos in den Dreck. Jasmin, ein schlitzäugiger Schwanzsilo mit warmer, süßlicher Haut. Briefe schreibt sie mir, die Umschläge lehnen an einem Bild von ihr in meiner Griffweite. Die Seiten sind numeriert, eng beschrieben: ›wenn ich nicht bei dir bin, lebe ich nicht, es ist also egal, was ich tue, wer mich berührt… zwei verschwitzte Männer hatte ich schon, neunhundert Schilling. Deine Hände streicheln mich, du bist ganz nahe, wenn ich die Augen schließe. Ich liebe dich, bin dein Wesen, ganz… wirf mich nicht weg‹, steht da in Kinderhandschrift. Eine seltsame Dirne…

Das Telefon schrillt in meine Gedanken. Harry.

»Weißt du, was gestern noch war?« fragt er.

»Nein«, sage ich.

»Wir haben dich nach Hause gebracht, du hast am Hof einen Passanten zusammengeschlagen«, sagt er.

»Was weiter?« frage ich.

»Nichts, außer dem Mädchen hat es niemand gesehen. Ich habe ihn hinter ein Auto gelegt. Soll ich etwas erledigen«, sagt er.

»Halte mir das Mädchen fern«, sage ich.

»Mach ich. Sie schreibt dir gerade. Willst du nicht doch kommen? Es ist heiß, und da sind Plätze, wo niemand hinkommt«, sagt er.

»Nein«, sage ich und lege auf.

Wann schlägt es ein? Polizei, oder einer bringt mich um.

Dann rufe ich Marcel an. Weißhäutig, langhaarig, blond, kultiviert. Mit klassischem Profil und sensibler Körperlichkeit. Die mögliche Verbindung zu ihr, zu Stella.

»Wo ist sie?« frage ich.

»In ihrem Haus am Berg, aber sie will dich nicht sehen«, sagt er.

»Treffen wir uns, um sechs, im Lugeck. Kommst du?« sage ich.

»Gut«, sagt er. Irgendwann taucht Gerhard auf, sprudelt eine Unmenge Nichtigkeiten hervor. Ich werfe ihn nach einer halben Stunde hinaus. Dann bestelle ich mir ein Taxi und fahre zu Ingrid. Sie ist kühl, hübsch, intellektuell und verklemmt wie ein verschlagener Furz. Ich möchte sie streicheln und küssen, bis sie weich, locker und schön ist.

»Also, das ist bemerkenswert, was Sie da geschrieben haben«, sagt sie und deutet auf ein Blatt, ›der Tag danach‹, steht da. Es ist die Geschichte vom ersten Tag nach der Entlassung aus dem Zuchthaus.

»In dieser obszönen Form ist es für unser Blatt natürlich nicht verwendbar, es ist einfach etwas zu realistisch, aber vielleicht könnte man gewisse Ausdrücke verändern«, sagt sie und verzieht die Lippen fast zu einem Lächeln.

»Traktätchen und Lügen über Gefängnisse und das Nachher sollen andere schreiben, die haben das ja auch nur mit ihrem journalistischen Berufsethos abzumachen. Ich schreibe nur, was ich gesehen habe und was ich weiß«, sage ich und gehe zur Türe.

Sie sagt noch etwas mit dem Gesicht gegen das Blatt. Ich stelle sie mir nackt vor und grinse freundlich. Sie merkt es und wird eisig.

Dann fahre ich in die Stadt. Die Hitze bohrt in den Schläfen, und der Fahrer erzählt mir von Weinheber. Während er über die Zweierlinie fährt, liest er mir aus einem Gedichtband vor.

»Scheiße«, knurrt er dazwischen. Die Ampel am Schwarzenbergplatz zeigt Rot. Er begleitet seinen Vortrag mit Gesten, und es ist sehenswert, wie er den Wagen nahezu ohne Lenkradberührung durch den Verkehr lotst. Der Mann ist verrückt.

In der Bäckerstraße steige ich aus. In der Straße ist es kühl.

Menschenfontänen schießen aus den Durchhäusern. Im Schanigarten vor dem ›Nessy‹ ist kein Sessel frei. Im Lugeck setze ich mich in eine Fensternische. Harry und Jasmin gehen vorbei, ich klopfe an die Scheibe, beide kommen ins Lokal.

»Ich habe Hunger«, sagt sie.

»Setz dich auf einen Hocker an die Theke. Ich erwarte jemanden, mit dem ich allein sprechen möchte«, sage ich zu ihr. Harry verfrachtet sie auf einen Sitz vor dem Büffet, zwei Meter von mir. Sie dreht den Kopf, schmollt.

Dann kommt Marcel. Während wir uns die Hände geben, schaut er auf meine nackte Brust. Vorerst reden wir Allgemeines. Er merkt mein Lauern und verschließt sich. Ich frage und frage in sein Zögern.

»Ich weiß nicht, was los ist. Vielleicht muß sie allein sein, um sich zu finden. So wie du jetzt lebst, verlierst du sie vollkommen und endgültig«, sagt er nachdenklich.

– Verlieren, als ob ich sie nicht endgültig verloren hätte. Als ob man eine Frau zurückholen könnte wie einen entlaufenen Hund. Heb den Kosmos aus den Angeln, schneide dich in Stücke, gewinne eine Schlacht; sie wird geringschätzig lächeln.

Ich spüre sein körperliches Unbehagen. Wir trinken beide schnell und aufeinanderfolgend. Dann kommt Jasmin zum Tisch. Er zuckt zusammen.

»Verschwinde«, sage ich durch die Zähne zu ihr.

»Ich setz mich gegenüber, da kann ich dich anschauen«, sagt sie und klettert auf den Hocker vis a vis unseres Tisches. Sie reibt die Schenkel aneinander, ihre Augen schmachten geil. Die Fut ist unmittelbar hinter der Pupille. Ich sehe zu, wie es ihr kommt. Wellen laufen durch ihren Körper, schnell hebt und senkt sich ihre Brust. Die meisten Hocker sind leer. Auf Marcels Wangen brennen Flecken. Er starrt vor sich ins Glas. Hat er es bemerkt?

Sein Gesicht ist plötzlich fahl und leidend. Vielleicht quält ihn der Ekel. Wir verabschieden uns. Gehen auch. Das Mädchen geht wie somnambul. Tränen hängen an ihren Wimpern.

»Ist sie schön?« sagt sie. Sie hat zugehört.

»Nein. Sie ist häßlich und alt, und ich will sie vergessen«, sage ich und schiebe sie über die Kreuzung.

»Du liebst sie«, sagt sie und lächelt von den Tränen weg. Dann wischt sie letzte Tropfen von den Wangen.

»Du liebst sie. Ich weiß es, deshalb…«, sagt sie und hängt an meinem Arm. »Ich möchte sie kennenlernen. Darf ich das?« fragt sie und stellt sich vor mich.

»Rede keinen Unsinn«, sage ich. Sie küßt mich auf die Brust, und Leute schauen.

»Ich rede keinen Unsinn. Wenn ich sie sehe und mit ihr sprechen kann, werde ich viel von ihr lernen. Ich werde viel über dich erfahren, und dann brauchst du nicht mehr zu trinken und… ein oder zwei Male in der Woche kümmerst du dich um mich«, sagt sie und begeistert sich daran.

Stella und die kleine Dirne… zwei Welten, der ewige Wunsch und der Gebrauchsgegenstand.

»Harry sitzt im ›Nessy‹, und ich gehe arbeiten«, sagt sie dann, geht und winkt von der Ecke.

Gegenüber von Harry ein Halbkreis Buchhaltergesichter, dazwischen ein blondes, langhaariges Tier. Ihre Augen schälen mir den Schwanz aus der Hose. Ich schüttle Hände. Die ihre ist trocken und heiß.

»Sie schreiben über den Strafvollzug. Ich finde das ein faszinierendes Thema«, sagt einer der Buchhalter.

»Warum, warst du auch im Hefn«, sage ich freundlich. Er stockt, schaut hilflos zu Harry. Das Tier leckt ihre Lippen. Harry klopft nervös gegen die Sessellehne. Er riecht den Ärger bereits.

»Ich finde es jedenfalls großartig«, säuselt der Buchhalter. Das Tier feixt. Was kümmern mich diese Feierabendredner. Das Tier will ich haben, und sie weiß das und will auch. Dann sehe ich neben ihr den Jungen.

Zärtlich greift er in die gelbe Flut. Er ist zwanzig und so schön, daß er schwul sein muß. Das Tier legt ihre Hand auf seine Hose und schaut auf meine Zunge, die ich zwischen den Zähnen reibe. Die Buchhalter verschwinden einer nach dem anderen hinter der Oleanderumzäunung. Harry wetzt auf seinem Stuhl, als würde jemand einen Regenschirm in seinem Hintern aufspannen. Dann erscheint Jasmin. Aggressiv reckt sie die Brust. Harry rückt ihr einen Sessel zurecht. Ich lege meine Hand auf die Sitzfläche und hebe Zeige- und Mittelfinger. Sie hat nichts unter dem Kleid an. Sie setzt sich, und ich gleite in sie.

Das Tier fixiert die Dirne. Zwei ›geborene‹ unter sich, nur macht es jede auf einem anderen Niveau. Jasmin legt eine Zigarettenschachtel vor mich hin. Das Tier möchte sich daraus eine nehmen. Harry springt mit seiner Schachtel ein. In meiner ist Geld, keine Zigaretten. Harry steckt sie wie unabsichtlich ein, geht dann aufs Klosett. Das Tier küßt den Jungen, krault liebevoll seinen Kopf, lacht dann in der bekannten, aber verkehrten Tonlage. Harry stupst Jasmin. Sie geht wieder, wiegend und mit nasser Spalte. Ich borge mir vom Tier ein Papiertaschentuch und trockne meine Finger. Sie nimmt es mit spitzen Fingern.

»Du bist ein Schwein, und ich habe genug von Schweinen«, sagt sie böse.

»Dann bleiben dir nur die Schwulen«, sage ich.

Der Junge zuckt erschreckt hoch.

»Halt den Mund, du brauchst nichts zu sagen. Höre gar nicht auf ihn«, sagt das Tier zu ihm. Er seufzt tief und streichelt ihre Hände. Harry gibt mir das Geld aus der Packung. Er geht in den Club.

»Wer ist sie?« fragt das Tier und deutet auf die Tätowierung auf meinem rechten Arm.

»Die Frau, die nie von mir weggehen wird«, sage ich. Sie schiebt den Ärmel meiner Jacke hoch und besieht die Indianerin. Dann krallen ihre Nägel in meine Haut. Ich trinke, und der Wein macht mich zärtlich und geduldig. Endlich begreift auch der Junge und geht mit gebrochenem Herzen und offener Zeche. Ich steige zum Tier in das Auto, und wir fahren in den Club. Plötzlich bin ich betrunken, und Gesichter sind rotierende Schemen. Der Club ist brechend voll. Harry steht neben mir. Er redet, dann verstehe ich, er redet von Jasmin.

»Schick sie nach Hause«, sage ich.

»Mit oder ohne Geld? Tausend waren in der Zigarettenschachtel«, sagt er.

»Mit«, sage ich und ziehe einen Unbekannten am Bart. Der Geschäftsführer weicht mir nicht von der Seite. Er befürchtet eine Schlacht. Der Lärm radiert jede Überlegung aus meinem Kopf. Irgendwann sitze ich wieder neben dem Tier im Wagen. Undeutlich höre ich ihre Stimme. Vor ihrer Haustüre sitzt der Junge.

»Ich wußte nicht, wohin ich gehen sollte«, sagt er. Danach liegen wir zu dritt. Mein Schwanz rührt sich keinen Millimeter. Der Junge steift sich in das Tier. Das hätte wohl ich sollen, ich schlafe ein. Jemand saugt mir am Schwanz. Die Hände um meinen Schenkel gelegt, leckt der Junge an meinem Glied. Das Tier hockt auf den Fersen und sieht zu. Ich stecke ihr zwei Finger in die Spalte und den Daumen in den After. Dann reibe ich durch das dünne Häutchen die Finger gegeneinander. Das Tier legt sich bequem. Ich ziehe den Schwanz aus dem Jungen und stecke ihn in den After der Frau. Ihre Haut ist Plastik unter meinen Händen. Heiß und künstlich. Ich stecke den Schwanz wieder in den Jungen, aber es wird nichts. Wir kleiden uns an und gehen frühstücken. Dann jage ich den Kleinen

davon. Er tut mir leid.

»Such dir keine Nymphomaninnen, die machen dich vollends schwul«, sage ich zu ihm. Er nickt bereitwillig und ungläubig.

Einen Tag später treffe ich Stella in einem Kaffeehaus.

»Liebst du mich?« fragt sie.

»Ich liebe dich«, sage ich.

Wir liegen Tage zusammen und reden von Liebe. Abends gehe ich in den Club, hole mir Geld von Jasmin und trinke. Prügeleien und Rotwein. Stella ist da. Welches ist jetzt das Motiv, alles laufenzulassen?

Ich ertrage keinen mehr um mich. Auch Harry geht.

»Verschwindet, verschwindet alle!« schreie ich in die Wohnung, aber da ist keiner mehr.

Dann liegt Jasmin am Fußboden. Harry erzählt mir zwei Tage später, ich hätte sie beinahe umgebracht, wenn nicht er und ein Freund mich davon abgehalten hätten. Jasmin ist fort, irgendwo im Krankenhaus. In der Hand halte ich einen Packen Briefe, die sie mir in den Wochen geschrieben hat. Manchmal fünf täglich. Ich habe sie nie gelesen, nur die der ersten Tage.

Eine Woche darauf hocke ich auf der Pritsche in einem Polizeigefängnis. Körperverletzung, Morddrohung. Bei der letzten Prügelei hole ich mir ein halbes Dutzend Kopfverletzungen. Im Rudolfskrankenhaus flicken sie mir die Kopfhaut zusammen.

»Sie werden dem Landesgericht für Strafsachen I Wien überstellt«, sagt der Polizeioffizier, dann führt man mich in die Zelle. Es ist wieder soweit.

Wieder Landesgericht, graues Haus. Entree im Holzverschlag: »Wia haßens, wüvü Vuastrafn hams«, sagt der Beamte hinter der schmalen Öffnung.

»Wie immer«, sage ich. Er lacht, schlägt sich gegen die Stirne.

Nackt durch ein Zimmer, die übliche Durchsuchung, duschen.

»Zweiter A140«, sagt der Beamte. Mein Kopf geht eigene Wege, glüht unter dem Turban. Gestanzte Schattenlinien lassen das Düstere hervortreten. Grauschwarze Wände im Rund. Meine Tritte hallen im Zellenhaus über die Stiegen, im Kapellengang.

»Heans, jetzt sans scho wieda do«, sagt der Stockchef.

»Ja«, sage ich und ignoriere Fragen nach Warum und Weshalb. Der Hausarbeiter gibt mir neue Decken. Er kennt mich noch vom letzten Mal. Dann schließt sich die Türe der Fünfmannzelle hinter mir. Sie sitzen beim Tisch, sehen mir entgegen. Ein bißchen Gerede, dann greifen sie wieder zu den Karten. Luft von draußen hat sie gestreift, mehr nicht.

Ein scheißgrauer Nachmittag dehnt sich. Seit zwei Stunden stehe ich am Fenster. Es ist verboten, aber was ist nicht verboten in diesem Haus. Ich schaue in den Gefängnishof hinunter, zur Garage, zum Haupttor. Ein Baum will noch grün sein inmitten der Schatten und des Betons. Ich weiß nicht, ob er grün oder braun ist, er scheint mir beengt, bedrückt. Später, abends wird er schwarz, dann paßt die Farbe. Reihen vergitterter Fenster, manche mit engmaschigem Sicherheitsdraht zusätzlich versehen, der E-Trakt gegenüber.

Es regnet kaum merklich. Der Posten steht unten, winkt.

»Gengans owe vom Fensta«, ruft er.

Ich gehe einen Schritt zurück, warte. Nach einiger Zeit ist er weitergegangen in einen anderen Hof. Es ist halb zwei Uhr. Ein Tag geschieht. Ich denke nicht, will nichts wahrhaben. Das Warten, die Leere genügen mir. Ob du da bist, was bedeutet es. Das Morgen ist nichts anderes, das Gestern war es auch nicht.

Ich drehe mir eine Zigarette, blase den Rauch gegen die Gitter. Eine Frau geht über den Hof. Von anderen Fenstern wird gerufen:

»Los di pudan, kumm blosn.« Nichts Feines, wozu auch? Man ist im Gefängnis, die Männer sind gierig, die Frau weiß das. Sie ist hier

angestellt. Als Aufseherin in der Frauenabteilung. Ihr ist das Schreien egal, sie ist es gewohnt.

»Deck auf a bissl«, schreit einer vom dritten E, der wegen Raubes sechs Jahre hat. Ich kenne ihn zufällig. Er schreit seine Angst hinaus. Nicht seine Gier. Sein Elend, die sechs Jahre, er hat sie vor sich, hat Scheißangst davor. Nicht vor den einzelnen Tagen; vor der Gesamtheit der dreihundertzwölf Wochen, der zweitausendeinhundertneunzig Tage. Brüllen lockert die Angst, überspielt die Nerven, das Wissen um das Unausweichliche.

Ich weiß Bescheid. Wir alle wissen Bescheid. Das Scheißmittagessen steht in fünf Jahren auch um elf Uhr am Tisch, und an einem Dienstag in vier Jahren gibt es zum Abendessen Grießkoch, wie vor zehn Jahren.

Schnauze. Ach ja, ich halt schon die Schnauze. Verdammte Monotonie, verfluchte, verschissene Gleichförmigkeit. Der Wachtposten kommt wieder aus dem anderen Hof. Er ist jung und eifrig. Mißtrauisch blickt er die Fensterreihen entlang. Jeden, den er am Fenster sieht, jagt er weg. Manchmal geht er sofort zu einem Telefon in der Wandnische bei der Garage und meldet.

»Viertes Fenster, zweiter Stock, einer mit einem hellen Pullover«, sagt er dann. Sie kommen zur Zelle. Das erstemal wird verwarnt, das nächstemal abgesondert. Ab in eine Einzelzelle in den Keller. Einziges Inventar ein stinkender, verrosteter Scheißkübel und ein kleiner Plastikkrug mit Wasser.

Zwei weibliche Häftlinge gehen über den Hof, dem Tor zu. Eine Aufseherin ist hinter ihnen. Eine der Gefangenen ist jung, die andere alt. Beide sind häßlich. Angebote prasseln auf sie nieder. Frauen, Frauen, wie in jedem Gefängnis. Jedes Gespräch endet bei ihnen, jede Diskussion heizt sich an ihnen an. Auch die Geschichte kenne ich langsam. Hier in der Erzählung, der Erinnerung, dem Wunsch, ist sie immer jung, zärtlich und atemberaubend schön. Die

passende Onanie-Vorlage. Lange Beine, pralle Brüste, volle, weiche Lippen, große, sanfte Augen, zärtliche Hände. Ach was, wichtig ist, daß es sie gibt. Nach einiger Zeit auch ohne bestimmtes Gesicht.
Sie ist dann eine oder alle Frauen, ich habe selber keine Antwort darauf.

Dann bist DU da und greifst mich an. Ich kenne dich Vertraute, Liebste, dunkle, weiche Schattenfrau, die ich liebe, liebe. Die Sehnsucht härtet die Muskeln im Rücken, im Bauch. Ich verschließe die Augen vor dem plötzlichen Ansturm. Laß mich los, geh aus meinen Händen. Später hole ich dich in den Beginn des Schlafes. Wir liegen am Meer, halten uns an den Händen, den Fingerspitzen, sind im Garten. Atmen gemeinsam, spazieren am Fluß, küssen uns. Gestochen klare, scharfe Bilder sind vor meinem Blick.

Blechschalen klappern am Gang. Einer singt irgendwo, ›Yesterday‹. Die anderen schauen, faul und ohne Blick, gehen auf und ab.

Es ist drei Uhr. Es regnet stärker. Die Zelle ist feucht und kalt. Zu Mittag habe ich gewaschen. Trikot und U-Hose, Handtuch und Socken. Es trocknet jetzt alles sehr langsam. Auch der Tabak ist feucht.

Im Hof ist es laut geworden. Strafgefangene gehen spazieren. Auf dem Garagendach ist ein enger Spazierhof, ein Betonviereck. In einer Ecke, etwas höher, der Glaskasten für den Aufsichtsbeamten. Eine Autotür wird zugeworfen. Ein Mann lacht. Das Licht sinkt in sich, fahl, diffus. Ich rauche. Einer räkelt sich am Bett, gähnt mit aufgerissenem Mund, verfaulten, braunen Zähnen. Er rülpst, dreht sich aus dem Bett, geht zum Spiegel und betrachtet sich blinzelnd. Er bohrt in der Nase, dann besieht er sich den Rotz und steckt ihn in den Mund. Er schluckt, furzt laut, dann geht er hinter den Paravent. Er pinkelt, betätigt die Spülung und hustet. Dann geht er zu seinem Wandkasten, furzt wieder, nimmt eine Flasche mit Haarwasser und

geht zum Spiegel. Er schüttet etwas von der gelben Flüssigkeit in seine Hand und massiert es dann mit beiden Händen in die Kopfhaut. Dann frisiert er sich. Seine Bewegungen sind abgezirkelt, vom Kämmen bis zum Zurechtdrücken der Stirnlocke. Ich schaue ihm zu.

Um sechzehn Uhr Abendessen. Kohlrüben, warm, braungrau und holzig. Ich streiche mir ein Schmalzbrot, dann noch eines. Drei spielen Karten, der vierte liest. Ich gehe auf und ab.

Fünf Schritte in jede Richtung.

Der Abend zieht sich. Gelbkreuzatmosphäre. Lähmende Unbewegtheit in den Gesichtern, daneben ruheloses Spiel der Hände, mit Karten, Briefen, Zigaretten, miteinander. Einer pfeift, es ist neunzehn Uhr. Er redet von seiner Haftprüfung. Ein Richtersenat überprüft die Zulässigkeit seiner Untersuchungshaft. Er ist vor neun Jahren nach Australien ausgewandert, jetzt kam er auf Urlaub. Am Flughafen wurde er verhaftet.

»Se hom domois an Führaschein gföscht«, sagte man ihm. Er rechnet mit seiner Freilassung. Ein anderer hat morgen Verhandlung. Zuhälterei, Erpressung, Raufhandel. Er rechnet mit zehn Monaten.

»Daun wa i im Summa wieda draustn«, sagt er und preßt die Fingerknöchel gegen die Tischplatte, er hofft.

Und ich, was hoffe ich? Spontan, aus dem Jetzt gefragt, hoffe ich nichts. Gewartet, ja, gewartet habe ich. Auf deinen Brief. Nun wurde alles einfach, es fiel zu Boden, ging kaputt. Der Abend ist alt, das Gespräch bei den Frauen gelandet. Ich gehe von der Türe zum Fenster. Bin müde, vielleicht nur des Gefängnisses wegen. Zweitausend Schritte, dann langt es mir. Waschen, ich lege mich auf das Bett.

Was nachher, sie sprechen wieder darüber. Einer, er war Matrose, möchte nach der Entlassung anheuern. Er erzählt eine lange

Geschichte, Rangoon, Valparaiso, zuerst von der Arbeit, dann nur mehr von den Kneipen, den Huren. Viele Seemeilen Worte, ich schlafe ein. Wenige Tage später werde ich verlegt.

E-Trakt – erster Stock, Zelle 81. Ich packe meine Sachen, ziehe um. In der Gemeinschaftshaft gibt es keine Schreiberlaubnis. Ich habe angesucht, jetzt wurde sie bewilligt, vom Untersuchungsrichter und vom Leiter des Gefangenenhauses. E-Trakt – sieben Quadratmeter Zelle – drei Leute leben aneinander, übereinander, gegeneinander – nebeneinander ist nicht durchführbar, ich versuche es täglich, es ist unmöglich. Drei Betten sind im Raum. Eines unter dem Fenster. Das zweite, ein Klappbett, an der Längswand. Das dritte, ein Campingbett, untertags zwischen Heizung und Türe deponiert. An der zweiten Längswand ein Klapptisch, groß wie eine Aktenmappe, darunter ein Klappbrett als Hocker. Einer kann auf diesem nicht bequem essen, zwei sollten es, nein, drei müssen es. Laut Gesetz ist die Benutzung der Lagerstätten untertags nicht gestattet. Wo die beiden anderen essen, bleibt ihnen überlassen, am Boden. Rechts, neben dem Eingang, ist die Klosettmuschel, daneben das winzige Waschbecken. Das Fenster ist schmal und in zwei Meter Höhe. Ein offenes Brettergestell hängt an der Wand, für Lebensmittel, Toilettesachen, Bücher und dergleichen. Ein Hocker vervollständigt die Einrichtung.

Eine schrille Glocke bohrt sich in meinen Schlaf. Sechs Uhr früh. ›Ihr könnt mich mal‹, ich drehe mich wieder zur Wand. Georg kriecht aus dem Campingbett, beugt sich über meines und gibt dem Fenster einen Stoß. Es ist eiskalt. Dann klappt er seine Freizeitliege zusammen und verstaut sie hinter den drei Heizungsrippen. Er legt Decken und Leintücher zusammen und wäscht sich. Walter steht als zweiter auf, baut sein Bett und klappt es hoch. Jetzt können sich die beiden einigermaßen bewegen. Ein Beamter trommelt gegen die

Türe.

»Gemma, aufstehn, da dritte do hintn«, schreit er.

»Leck uns amOasch«, sagt Walter. Der Beamte tobt und verzieht sich dann. Ich krieche aus dem Bett, falte Laken und Decken. Die Fünfundzwanzig-Watt-Funzel' streut gelbliches Licht an die Wände.

Um sieben Uhr gibt es Kaffee. Walter nimmt die drei verbeulten Blechbecher und hält sie dem Hausarbeiter hin. Der Beamte erkundigt sich, ob wir Eingabebogen oder Wunschzettel brauchen.

»Zwa Wunschzettln«, sagt Walter. Der Schreiber hinter dem Beamten notiert das auf einer Liste und gibt uns einen Kugelschreiber und zwei Zettel.

Nach dem Kaffee – mittelwarmes, bräunliches Wasser – beginnen die Turns der Spaziergänge. Bewegung im Freien; zwanzig Minuten im Betonkreis. Durchmesser fünf Meter. Mit dreißig Menschen gehe ich im Kreis.

Im Glaskasten, einen Meter über den Köpfen der Gehenden, hockt der Beamte. Jeder redet von seinem Fall, wochen-, monate-, manchmal jahrelang. Von Anwälten und Urteilen. Der Spazierhof ist die Nachrichtenbörse, kleine Geschäfte werden gemacht. Lesematerial getauscht.

Walter hat einen Bankraub. Sein Komplize sitzt einen Stock höher auf der anderen Seite des E-Traktes. Walter hat sich selbst gestellt. Er rechnet mit acht Jahren. Georg hat zwei Jahre wegen Veruntreuung. Er hat gegen das Urteil Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt.

»Ich bin unschuldig, das war eine Gemeinheit, ich kann meine Unschuld beweisen, ihr werdet sehen. Die Bestätigung, daß ich das Geld zurückgezahlt habe, muß auftauchen«, sagt er.

Georg ist zum erstenmal in Haft. Immer wieder beteuert er seine Unschuld. Wiederholt die gleichen Sätze, als wäre es ihm wichtig,

daß Walter und ich ihm glauben. Er spricht mit hoher, weinerlicher Stimme. Er ist der Älteste von uns. Er ist vierunddreißig. Gegen elf gibt es das Mittagessen. In zerbeultem Blechgeschirr.

Knast 1974, Suppe, Gemüse, Fleisch, Wurst – manchmal auch Fleisch und Salat, oder eine Mehlspeise, Grießschmarrn, z. B. mit Kompott. Das Kompott schütten sie in den Becher. Es gibt viel Ragout, viel Haschee, wenig Stückfleisch – da ist der Schwund zu auffällig. Das Fleisch hat im Gefängnis die sonderbarsten Eigenschaften, von Rindfleisch verkocht sich bis zu achtzig Prozent, ob die Kühe vielleicht aufgepumpt waren, denn, »Gstoin wird bei mia nix«, sagt der fettwangige, triefäugige Küchenchef.

Auch die Würste sind eigenartig. Sie sind schräg portioniert, ein Stück mißt vom Anfang bis zum Ende zehn und mehr Zentimeter, aber die echte Länge sind vier Zentimeter, und das ist nicht viel. Georg stochert in den Erdäpfeln, dann schüttet er den klebrigen Dreck in den ›Rettich‹, das Klosett.

»Scheiß di net an, waun di Oide fünf Tog net schreibt, wos bistn du fira Maun«, sagt Walter zu Georg.

Siebenmal hat er mir den letzten Brief seiner Frau vorgelesen und mich gefragt, was ich davon halte.

»Sie was doch, daß i des net gmocht hob. Sie muaß doch de poar Monat woatn kenna. Da Bua is so liab, hots beim Besuch da-zöht«, sagt er.

Seine Augen bitten und winseln. ›Sag, daß alles in Ordnung ist, sag es.‹ Das Kind, die Ehe, das Gemeinsame, es hält manche, andere schaffen das Getrenntsein nicht, das Warten, das Stehen im Gang vor dem Besuchsraum, stundenlang mit Huren und Gleichgültigen, die das jahrelang kennen.

Sie kommen nicht. Später schreiben sie nicht mehr, der da drinnen wird vergessen. Das Leben spült darüber, Gewissensbisse schluckt

man hinunter, zerredet sie. Es gibt viele Möglichkeiten.

»Da steht groß und deutlich, daß sie dich liebt, was willst du mehr«, sage ich.

Er strahlt auf, beruhigt für eine Stunde oder zwei, dann ist der nagende Zweifel wieder da. Es geht ihm wie den meisten, die eine Frau da draußen haben. Sie kriechen in die Briefe, zerpflücken Zeilen und Worte, deuten Interpunktionen und Anreden und Rechtschreibfehler, lesen und zweifeln, bis jeder Satz deutlich, bis er in die Träume geschleppt wird.

Georg ist mit den Nerven total herunter, stöhnt und redet. Manchmal sitzt er stundenlang in der Ecke, die Hände vor den Augen. Er ist anders – erstmalig. Er geht mir auf die Nerven.

»Hoid amoi de Goschn mit dera Raunzerei, wer is'n auf de Lidanei neigierich«, sagt Walter aufspringend. Georg sackt in seiner Ecke noch mehr in sich zusammen.

Was sollte ich ihm sagen, daß ein anderer da war, daß sie eine Karte immer hätte schreiben können, daß sie krank ist, daß sie einfach vergißt. Er würde es nicht begreifen.

Später bauen wir unsere Betten, legen uns hinein und lesen. Die Wand gegenüber ist dreckig, verschmiert. Ich lese Erzählungen aus dem Karawanserail. Wortarabesken legen sich über das Jetzt. Später brennen mir die Augen. Ich stelle einen Hocker auf mein Bett, öffne das Fenster und schaue in den Hof hinunter.

Die Ratte ist mager und ängstlich. Von hier aus erscheint sie klein. Täglich laufen abends hier die Ratten. Im Küchenhaus vis a vis finden sie genug Abfälle. Die Ratte schleicht an der Mauer entlang bis zur Schattengrenze des Scheinwerferlichtes. Sie schnuppert, pfeift leise. Im Lichtfeld taucht eine Gestalt auf. Die Ratte zuckt zurück, läuft blitzschnell zum Kanalschacht, dort verschwindet sie.

Der Wachtposten kommt. Das Licht in seinem Rücken malt seine Umrisse drohend und wuchtig gegen die Wände. Er bleibt stehen,

sieht zu den Fensterreihen herauf. Die Gebäude stehen eng aneinander. Küche, Bad, Wäscherei, Näherei. Alte, finstere Bauten.
Um siebzehn Uhr hat der Nachtdienst begonnen. In jedem der Höfe ist ein Wachtposten. Am Dach der Wäscherei in einem Postenhaus sitzt noch einer. Alle sind bewaffnet und mit Sprechfunkgeräten ausgerüstet. Regelmäßig melden sich die Posten über Funk beim Wachkommando. Grelle Scheinwerfer leuchten die Mauern und Höfe nahezu schattenlos aus.

Ich steige vom Hocker, schließe das Fenster. Das Buch liegt neben mir, die beiden lesen. Dann wird das Licht gelöscht, wir schlafen. Ich sehe Georg zu, wie er verfällt.

»Du warst schon oft eingesperrt, du verstehst das nicht«, sagt er zu mir.

Ich gebe keine Antwort. Sie würde ihm nicht helfen. Ich bin ihm fremd. Walter ebenso. Walter ist laut, sein Slang ist breit. Man hört den ›schweren Jungen‹, sein Schmäh deckt fast alle Regungen zu. Verbale Aggression, ständig lauernd auf eine scheinbare Schwäche des vermeintlichen, des ›permanenten‹ Gegners.

Meine Sprache ist Mittel. Nach Notwendigkeit, Lautstärke und Formulierung. Vielleicht Routine.

Georg lamentiert. Er hat Angst. Ich rieche sie deutlich, schal und eklig ist sie um ihn. Er weiß nichts davon. Er starrt in seine Hände, geht einige Schritte, sein Gesicht zuckt unbeherrscht. Die Zeit ist für ihn Tortur. Mit klammernden, haltsuchenden Gesten und Worten beschreibt er sein Verhältnis zu seiner Frau. Er schläft kaum, blättert ohne zu lesen in Zeitungen. Jede Stunde reiht er im endlosen Spiel des Zählens aneinander. Er raucht viel und hastig, verbrennt sich die Finger und knickt Zigaretten. Sein Gehen ist verkrampft, seine Hände ständig feucht. Er weint des nachts, ruft Namen, schnellt hoch und gräbt sich dann keuchend in die Decken. Walter sieht mich an. Ich weiß, was er sagen möchte. Georg sitzt am

Hocker, er starrt seit Stunden gegen die Wand. Um seinen Mund haben sich scharfe Falten gekerbt. Sein Gesicht wirkt grau.

Der Arzt schneidet mir die Nähte vom Kopf. Sechs übersieht er. Aber während er schneidet, erzählt er dem Beamten einen Witz. Sie lachen schallend.

»Das wär's«, sagt er zu mir.

Ich betrachte mich im Spiegel. An den rasierten Stellen stehen die Haare kerzengerade in die Höhe. Reste von getrocknetem Blut waren noch unter dem Verband. Ich wasche mir einige Male behutsam den Kopf.

»Besuch«, sagt der Beamte in der Türe. Ich greife meine Jacke, lasse mich filzen, dann gehe ich zum Sprechzimmer.

Ein breiter, grüner Tisch mit hochgestelltem Brett in der Mitte. Sechs Mann warten nebeneinander. Der Beamte geht zur Türe und ruft die Namen.

Du bist gekommen. Die grünen, unruhigen Augen, schmale, ineinandergelegte Hände. Fünfzehn Minuten fließen zwischen den Blicken, wenige Worte am Rand. – Ich liebe dich – verborgen und verbohrt, in den Dreck gezerrt, eingesperrt. – Ich liebe dich – voller Wut und Ungeduld, Grausamkeit und Sensibilität – ich liebe dich – krank und atemlos, verzweifelt und voll Angst. – Ich liebe dich – ruhig und klar, zärtlich und voll Begehren. – Ich liebe dich – brutal und feige, roh und aggressiv – ich liebe dich. Das häßliche Schnarren einer Uhr. Sie geht.

»Rauchns net am Gaung, se, homs net ghert«, schreit der Beamte.

Nein, habe ich nicht, dann trete ich die Zigarette aus. Sie brüllen und drohen und schlagen, wenn nicht mit dem Knüppel, dann eben ohne, bis zum Ende zuzuhören, einfach die Türe zu. Bast-Kusch. Ständiges Argument. »Wans net heakumma.« Achtzig Prozent sind Schließer, jedes Problem, selbst das einfachste, würde sie

überfordern.

Scheuklappen – dadurch psychischer Terror, verstärkt durch Dummheit und Ignoranz.

Walter hockt bei der Zinnwanne und spült Trikots im kalten Wasser.

»Mit dem scheißkalten Wasser wird die gaunze Wäsch grau«, sagt er.

Für Körper- und andere Wäsche, drei Leute, acht Liter warmes Wasser. Dienstag, Donnerstag, Samstag. Brausen ist alle vierzehn Tage. Der Duschraum sieht aus wie ein altes Schlachthaus. Von zwanzig Brausen fehlt bei acht der Zerstäuber. Das Wasser ist meistens lau, manchmal kochend. Nach dem Bad wird gezählt, im Hof. Bei jedem Wetter, meistens dreimal, weil sie eben dumm sind.

»Dea gaunze Staub in unsarar Zölln kummt von de Deckn«, sagt Walter. Mißmutig betrachtet der den Haufen Staub, den er zusammengekehrt hat. Decken werden nie gesäubert, oder nach einem nicht zu eruierenden Zeitplan, vielleicht olympisch, alle vier Jahre.

Walter erzählt von seiner Mutter.

»Wast, wiri von den zwarahoiba hamkumma bin, wias gwant hot und ollas heagricht ghobt hot«, sagt er.

Hier sitzt bei ihm der weiche Punkt.

»Wauns olle Wochn kummt, und so kla und hüflos hinta dera Pudl steht, vastehst, do kumm i ma maunchmoi fraunk wira Kibe vua, vü Freid hods net ghobt mit mia«, sagt er nachdenklich und dreht sich eine Zigarette.

Der ehemalige Untersuchungsrichter, bei der Sache mit meinem Vater, inzwischen Oberlandesgerichtsrat, affektiert und souverän, verurteilt mich zu fünf Monaten schweren Kerker, monatlich verschärft durch ein hartes Lager. Ich nehme mein Tagebuch, den Binkel und gehe in Strafhaft.

Erster Akt, Arbeitseinteilung.

Ein uralter Oberstleutnant hockt mißlaunig hinter einem Schreibtisch. Neben ihm steht ein geschniegelter Adjutant, groß, fett und laut.

»Ich ersuche um eine Beschäftigung, bei der ich meinen Kopf gebrauchen kann«, sage ich. Beide starren mich an.

»Mit de Vuastrofn, homs Wünsche«, sagt der Oberstleutnant. »Bei uns gengans am Transpuat«, sagt er dann.

Es hat keinen Zweck, ihnen erklären zu wollen, daß man die Schnauze voll hat, daß man einfach bereit ist nachzugeben, einen vernünftigen Job zu akzeptieren. Ich bin nicht mehr nutzbar, nicht erkennbar. Schweigend gehe ich aus dem Zimmer. Der Oberstleutnant schüttelt verärgert den Kopf.

»A intelligente Beschäftigung wülla«, sagt er zu seinem Adlatus. Der grinst ölig hinter mir her.

Zehn Wochen Haft noch vor mir, trotzdem schickt man mich in ein anderes Gefängnis. Kein Brief. Draußen stürmische, sonnenübergossene Tage, Herbst. Nachts wackeln die Türen. Heulendes Pfeifen, den Kopf tief in den raschelnden Polstern, schmecke ich die Einsamkeit.

Eine Zwölfmannzelle am dritten E, viele Menschen im selben Raum, es ist kaum Kontakt notwendig, jeder steckt in Klarsichtfolie. Es gibt viel Gerede, selten ein Gespräch. Zwei Wochen vergehen. Die Gesichter wechseln. Ich bleibe. Täglich ab siebzehn Uhr röhrt, schreit, soult, knattert der Lautsprecher. Ich liege auf dem Bett, versuche zu lesen. Die Schreiberlaubnis wurde mir wieder weggenommen. Ich bin auf Gemeinschaftshaft. Ich klaue mir Papier, einen Kugelschreiber.

Tage darauf werde ich ins Landesgericht für Zivilrecht in die Riemergasse ausgeführt.

»Gebns de Hand hea«, sagt der Beamte. Dann klicken

Stahlspangen um meine Handgelenke. Ein zweiter Beamter geht hinter mir. Eskorte wie für einen Raubmörder.

Die Menschen gaffen, besonders Frauen, schauen, wispern, tuscheln, blöken, weichen aus. Ich mache ein grimmiges Gesicht, klirre mit den Eisen. Fahrt durch den November in der Stadt. Vergangenes an Straßenecken, keine Zukunft vor Augen. Ich sehe Hast, Eile, Gleichgültigkeit. Die Stadt ist fremd, kalt. Manches wärmt, vertraut sticht es aus dem Vielen. Ich drücke die Nase gegen die Scheiben des Wagens.

Ein Strich Licht, helles Blond, weicher, gebeulter Mund, dann schluckt mich der Gittertempel, das Mutterhaus. Hocken auf den Tischen, den Bänken, den Kopf auf die Hände gestützt, dumpfes, introvertiertes Dämmern und Warten.

November. Abends rolle ich ein Stück Himmel und lege es unter die Zunge.

Besuch. Der Besuchsraum wurde umgebaut. Der breite, grüne Tisch ist verschwunden. Ein seltsames Gefühl beim Betreten des Raumes. Engmaschige Nylongitter, hellgrün überstrichen, dahinter du. Wir sehen einander, es gibt keine Fingerspitzen mehr, die sich aneinanderlegen. Kaum dringt Hautwärme durch die Maschen.

Dein Gesicht – Entfernung ist spürbar –, du hast sehr klare Augen. Bleiches Grün, können Worte überbrücken.

»Ich liebe dich«, sagt Stella.

»Ich liebe dich«, sage ich.

Einige Sätze Alltag, das Gesagte verwischt, die Verbindung liegt in den Blicken.

»Sieben Wochen – noch«, sagt sie.

Die schrille, feindliche Glocke. In der Zelle weiche ich Gesprächen aus, versuche zu vergegenwärtigen. Die Umgebung ist scharfer Kontrast, ich bin offen. Es ist, als müßte ich den Wind, der draußen

tobt, niederschreien.

Wieder wechseln die Gesichter. Junge, alte, lachende und verbitterte. Sie gehen in andere Strafhäuser. Mich hat man vergessen. Der November geht zu Ende. Abends gespanntes, aggressives Zuhören.

Zerrender Rhythmus. Die Aggression ist greifbar, unlösbar, unbefreibar. Dann sinke ich zurück in Schweigen und Schlaf: Zerfetzte Wörter liegen in der Dunkelheit.

»Sie kommen in die Bene«, sagt der Wachinspektor zu mir.

Der Strafvollzugsleiter hat mir Arbeit gegeben. Ich werde auf eine Achtzehnmannzelle verlegt. Wecken um halb sechs Uhr früh. Kurz nach sechs holen uns drei Beamte. Im Hof wartet ein Autobus, vierunddreißig Gefangene steigen ein.

Wir fahren in die Firma Bene-Büroordner – zur Arbeit. Das Radio im Bus übertönt meinen knurrenden Magen. Nach dreißig Minuten Fahrt kommen wir in die Breitenfurterstraße, dort gibt es das Frühstück. Ein Becher Tee und zwei Semmeln. Eine weitgähnende Fabrikhalle mit verschiedenen Maschinen. Milchglasfenster versperren den Blick nach außen. Gitter an den Lüftungsklappen. Die Türen sind versperrt. Zwei Beamte und vier Mann Werkspersonal kontrollieren, bewachen, teilen ein. Immer wieder zählt der Beamte die Gefangenen, bis aufs Klosett läuft er ihnen nach. Etwa zwanzig Häftlinge arbeiten an Fließbändern. Dorthin werde ich eingeteilt. Ich sehe mir die Arbeit erst einmal an.

Für alles ist ein Pensum vorgeschrieben. Jeweils nach Häufigkeit verschiedener Arbeitsvorgänge.

»Stöns ihna do dazua«, sagt der Beamte zu mir.

»Wie lange habe ich Zeit, mich einzuarbeiten?« frage ich.

»Wos haßt einoabeitn, Se mochn ihna Pensum und aus«, sagt er und geht.

Ich stehe als vierter in der Reihe. Der erste sitzt an der Maschine

und stanzt die Verschlußriegel in die Ordner. Der zweite legt die Halterungen ein. Der dritte klemmt ein Beiblatt dazu. Ich habe die Ordner jeweils zu zehn Stück, fünf und fünf, gegeneinander zu stapeln. Der fünfte packt die Ordner in Kartons. Sie arbeiten langsamer, schauen zwischendurch auf mich. Ihre Gesichter deuten Unzufriedenheit.

Gegen neun Uhr gibt es eine mit Wurstspuren belegte Semmel. Dann weiter, ich versuche automatisch zu arbeiten. Schaue in die Runde. Die Maschinen laufen auf vollen Touren. Die Häftlinge arbeiten wie verrückt, um Zigaretten. Für jedes Tausend mehr gibt es Zigaretten und Zwei-Schilling-Schokoladen. Mittags spüre ich mein Genick nicht mehr. Das Essen ist gut, Kantinenessen. Wo man es ißt, bleibt jedem überlassen. Auf dreckigen Kisten, staubigen Arbeitstischen, aus Blechgeschirren. Die Luft in der Halle ist stickig, verbraucht. Um vier ist Arbeitsschluß. Es gibt zehn Zigaretten. Der Werkmeister tänzelt wie ein Schwuler zwischen den Tischen, in der Hand den Block.

Dann ab in den ungeheizten Bus. Ich sitze ganz rückwärts. Lichter gleiten in unendlicher Folge vorbei. Der Kopf ist zerhämmert von dem Maschinenlärm. Der Chauffeur schaltet das Radio ein. Dann Filzen und ab in die Zellen, dort dröhnt der Lautsprecher.

»Die Neichn trogn in Kessl mit Essn«, sagt einer zu mir.

Ich nehme den Griff, der zweite ist um einen halben Meter kleiner. Die Energiekrise ist spürbar. Die Zelle ist kaum geheizt. Meine Finger sind klamm beim Schreiben. Die anderen liegen, lesen, hören auf die Musik. Ich sitze allein beim Tisch. Es sind hauptsächlich Ersttäter mit kurzen Haftstrafen.

»Die Neichn«, sagt derselbe wieder in der Früh.

»Du kannst dir deinen Dreck selber tragen, klar«, sage ich.

Er will etwas sagen. Die Ohrfeige hängt wie eine reife Birne über ihm. Er schweigt. Ich arbeite. Mit leerem Hirn versuche ich die

Idiotie dieser Beschäftigung nicht wirksam werden zu lassen. Das Geknatter und Geschepper der Maschinen stanzt sich in meine Nerven. Zu Mittag habe ich genug.

»Ich möchte eine sitzende Beschäftigung«, sage ich zu dem Aufsichtsführenden. Er hat eine Fahne, daß mir schlecht wird.

»Sowos hab i net«, sagt er langsam. Der dümmlich grinsende Werkmeister tänzelt.

»Na ja, wenn Sie nicht wollen«, sagt er süßlich.

»Ich will schon, mein Bester, dir eine in deine Dreckschnauze klopfen. Mit Häftlingen, die hier um S 1,30 wie die Irren arbeiten, verdienst du dir saftige Prämien, mich kannst du, klar, achtmal, ersparst du dir ein Nachtmahl.«

Dann folgt ein Wochenende. Kein Besuch.

Ich sollte lesen, etwas tun. Nur im Raum umherschauen, führt nicht aus dem Kreis, dem Kerker im Gefängnis. Die Spirale bleibt, ohne zu eskalieren. Gesprächsfetzen fordern mein Gehör.

»Jetzt hau i mi eine, i muaß weidalesn«, das sagt man, oder ähnliches.

Weiße Bahnen fallenden Schnees vor dem Fenster. Es verlockt mich zum Träumen. Nur ein weiches, In-sich-Zurückgleiten, als geräuschlose Regeneration, ein geistiges Atemholen. Die Gefangenen um mich sind kindisch, naiv. Über den Betten hängt ein Dutzend Kalender. Jeder Tag wird abgestrichen. Ernsthafte Gespräche haben bei ständiger Lautberieselung keine Chance, sich zu formen. Die Mittelwerte gelten auch hier. Man verkriecht sich hinter Erlebnisspiegelungen, ansonsten Passivität.

»Kommst du zum Aufwaschen«, sagt der Stubenälteste zu mir.

»Ja, aber dann wasche ich mit dir die Zelle auf«, sage ich vom Bett.

Am Montag ist mein Gastspiel in der Firma Bene beendet.

»Üba ihna hob i a Mödung gschriem«, sagt der Beamte.

»Das ist es mir wert«, sage ich.

Dann gehe ich wieder auf die Transportzelle zurück. Bestimme einen, der mir mein Bett macht, und setze mich in die Ecke zur Heizung, dem wärmsten Platz.

Er hat ein weiches Gesicht und schulterlanges Haar. Er steht beim Fenster und sieht zu meinem Tisch herüber. Sein Binkel liegt neben ihm. Er ist eben in die Zelle gekommen. Seine großen, dunklen Augen erinnern mich an jemanden, ich kann es aber nicht mehr festlegen. Beim Fenster ist ein zweiter Tisch. Vier Gefangene spielen dort Karten. Er steht und schaut unschlüssig. Jeder hat ihn bemerkt. Er sieht aus wie ein Mädchen. Eine greifbare Spannung ist im Raum. Die anderen sehen mich an. Was werde ich tun? Mit mir sitzen Peter, Anton, Karl und Beppo am Tisch, die Führungsgarnitur. Der Rest versucht, durch Dienstleistungen die Erlaubnis zu erlangen, auch einmal in der Nähe der Heizung zu sitzen, da es nur dort warm und angenehm ist. Wir trinken Kaffee und spielen Karten.

Anton, mittelgroß, bullig, mit Seehundschnauzer, ist mein Partner im Spiel. Er hat noch zehn Monate von seinen zwei Jahren zu sitzen, dann muß er ins Arbeitshaus. Er ist Zuhälter, Dieb und Hehler. Jetzt spielt er eine vollkommen idiotische Karte zur Mitte.

»Schau da des Gsicht aun, des deaf jo net woa sei, dea schaut aus wia a Madl«, sagt er, und seine deckelgroßen Hände knüllen Karten und klatschen gegen die Tischplatte.

Der Junge fragt die Gefangenen beim Fenstertisch, welches Bett frei ist. Man zeigt ihm das beim Fenster, in der diagonalen Ecke zur Heizung. Er wirft einen kurzen Blick zu unserem Tisch, dann spannt er die Leintücher, legt die Decken darüber, überzieht den Kopfpolster und setzt sich dann an den anderen Tisch.

Anton spielt verkehrt aus. Er ist unaufmerksam. Seine Augen wandern zu dem Jungen. Dann wirft er die Karten auf den Tisch.

»Dea Weibaschedl mocht mi wurlat«, sagt er. Seine Schultern

dehnen den Hemdstoff, Fäuste und Unterarme trommeln auf den Tisch. Die Atmosphäre ist verändert. Der Junge sieht unverwandt zu unserem Tisch.

»Mach Kaffee«, sage ich zu Wolfgang. Er steht und hat zugesehen, faltig, jung, Drahthaare; jetzt nimmt er die Becher und rührt für uns fünf aus miesem Löskaffee eine mörderische schwarze Brühe. Anton dreht sich um.

»Wüst an Kaffee«, sagt er zu dem Jungen. Der nickt.

»Nau kumm hea«, sagt Anton.

Der Junge holt seinen Becher und kommt durch die Zelle zu unserem Tisch. Er stellt den Becher in die Reihe der anderen, dann blickt er mich an.

Verflucht, ich bin doch nicht schwul, aber in diesen Mund muß ich meinen Schwanz stecken. Ich schütte den heißen, bitteren Kaffee in mich.

»Dea Bua mocht mi neavös«, sage ich. Er sieht mich noch immer an. Die Art seines Schauens dringt durch die ordinäre, gleichgültige, lautstarke Schmähfolie. Am Rande zaghaft, fast werbend. Zur Mitte sich verdichtend zu Unsicherheit, schmaler Angst.

»Ich kann wieder weggehen«, sagt er mit weicher, gebrochener Stimme, »wenn ich störe.«

»Unsinn, du kannst hierbleiben. Du kannst ja nichts dafür, daß du mich nervös machst«, sage ich.

Anton grinst aufmerksam. Gedämpft klatschen die Karten am anderen Tisch. Der Himmel hängt bleiern hinter dem Gitter.

»Setz dich da her«, sage ich und deute auf den Platz neben mir.

Die anderen lachen. Ich schaue in die Runde, das Lachen zerflattert. Ich kenne sie, jeder einzelne von ihnen ist froh, wenn nur ein Fremder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht. Sie sind dem Häkel, dem Schmäh, den Befehlen entronnen. Die

Erleichterung darob ist der Beweggrund für das Lachen und die Vorfreude. Jetzt gibt es was zu lachen, auch für uns.

Ein ›schöner Bua‹ in diesen Lebensverhältnissen ist Grund zu ständigen Reibereien. In jedem erwachen die maskulinen Instinkte Der Trieb bricht sich Bahn, lauernd, rücksichtslos, verschlagen brutal und gefährlich. Jeder versucht so ein Exemplar an sich zu binden und verwendet dafür Tricks, Geschenke und Gewalt lange Gespräche, Schutzangebot usw. Die Reihe ist lang. Ich habe einen Vorteil, jetzt, diesen Jungen betreffend. In dieser Gemeinschaft von Zuhältern, Einbrechern, Schlägern und Dieben habe ich die Führungsposition inne, und sie warten. Was werde ich tun?

»Wie lange hast du noch«, frage ich kalt und distanziert. Ein Hinweis für die anderen. Jetzt rede ich und will auch nicht unterbrochen werden.

»Zwölf Wochen«, sagt er.

Er versucht, mir in die Augen zu sehen, schafft es nicht.

»Du siehst aus wie ein Mädchen, hat dir das noch niemand gesagt«, sage ich. Meine Stimme ist nun weich, schleimig, provokant

»Ja, aber ich bin nicht warm«, sagt er gepreßt. Röte steigt aus seinem Hals, deckt das Gesicht. Einige lachen versteckt.

»Schön«, sage ich, meine Hände spielen mit einer Streichholzschachtel, »du bist also nicht warm, hör zu, wenn ich dich ansehe, wird mir das Glied hart. Glaubst du, daß ich warm bin, weil ich dich ficken will?«

Scharf getrennt fallen meine Worte auf ihn. Er blickt hoch. Momentan ist da Hilflosigkeit, die flehende Kreatur, dann arbeiten die Kiefermuskeln. Sein Gesicht ist in der Veränderung mädchenhafter als zuvor.

Er steht abrupt auf, möchte vom Tisch gehen.

»Bleib sitzn, bis a featichgredthot«, sagt einer der Umstehenden.

Der Junge strafft sich, als wolle er mit Gewalt aus dem Ring der Körper und der Einengung durch den Tisch ausbrechen. Dann läßt er in jäher Resignation die Schultern fallen und setzt sich.

»Angst – nein«, er sucht zögernd nach einer Erklärung, »aber ich mag das nicht, das Reden von den Warmen und vom Arschpudern«, sagt er.

»Am dritten E hob i eam olleweu mitn Jolly gsegn, du waßt jo eh, wia dea olleweu hinta de Buama hea is«, sagt Anton zu mir.

Ich trinke den Rest Kaffee, greife zu einer Zigarette. Der Junge gibt mir Feuer. Ich lasse mir Zeit, umständlich klopfe ich das eine Ende gegen meinen Fingernagel. Das Streichholz ist bis zu den Fingerspitzen des Jungen heruntergebrannt. Langsam sauge ich an der Flamme. Der Junge läßt das glühende Ende fallen und schlenkert mit den Fingern. Beppo grinst böse.

»Mit dem Jolly warst du beisammen«, sage ich zu dem Jungen,

»und du willst mir wahrscheinlich erzählen, daß er dich nicht ficken wollte, oder.«

»Er hat gesagt, er nimmt mich nach Kiel mit, wenn ich herauskomme, er braucht jemand, der auf die Mädln aufpaßt, und…«, sagt er.

»Dazu is am bestn a Mädl geeignet«, sagt ein blonder, junger Gefangener mit unreiner Haut. Höhnisch lehnt er am Stockbett neben dem Tisch.

»Zehn Tage machst du Stubendienst, daß du dir merkst, wann du die Schnauze zu halten hast, klar«, sage ich zu ihm.

»Aber…«, sagt er stammelnd. Die übrigen lachen unsicher.

»Ich hab’ mir am dritten E selber einen blasen lassen, mir ist schlecht geworden dabei, und umgefallen ist er mir auch«, sagt der Junge, er holt tief Atem, »und wenn mich jemand aufs Arschpudern angeredet hat, hab’ ich zugeschlagen.«

Anton lächelt breit zu mir.

»Gewoittätich is ar a, na servas,a Killa, gaunz siaß vapockt«, sagt er. Alle lachen grölend. Der Junge ist blaß. Aus der Nähe sehe ich, daß er vor Wut zittert. Gehetzt sieht er mich an, dann schaut er vor sich auf den Tisch. Ich nehme das Paket Karten, mische und teile aus.

»Du spielst mit dem Geschroppn«, sage ich zu Anton, » gegen den Karl und mich.«

Während des Spieles wird kaum gesprochen. Wir spielen ›zensern‹, neun Spiele die Partie, dann werden die Punkte summiert. Der Junge sitzt neben mir. Er spielt unaufmerksam. Oft sieht er mich an. Ich ignoriere sein Schauen, achte auf das Spiel.

»Heast, Gschropp, paß auf, wias d spüst, schau eam net dauand aun«, sagt Anton aufgebracht. Er hat zweimal mit starkem Blatt, wegen grober Schnitzer des Jungen, verloren.

»Bist du nervös, oder…«, sage ich zu Anton, langsam und freundlich, »das ist das vierte Spiel, wir führen um zweihundert Punkte – das kannst du aufholen, wenn du konzentriert spielst.«

Anton knurrt in die Haare um seinen Mund. Karl schaut mit schmalen Augen auf den Jungen.

»Mia rutschn de Augn a olleweu von de Koatn weg«, sagt er. »Du redest ja nur ihm nach«, versucht der Junge abzuschwächen, und deutet zu mir.

»Halts Maul, Gschropp, und du Karl, paß auf das Spiel auf«, sage ich knapp und kalt.

Alle in der Zelle haben auf das Spiel geachtet, die Wortwechsel gehört. Es gibt keinen Zweifel, der Junge gehört mir.

Anton spannt das Gesicht. Er flucht über die Karten, nicht über den Partner. Karl kratzt sich am Hinterkopf und schaut zum Fenster. Der Junge hat noch nichts mitbekommen. Das Gespräch erschien ihm wahrscheinlich so harmlos, wie Reden am Kartentisch eben sind. Nach zwei Stunden haben Anton und der Junge sechs

Partien verloren und nicht eine gewonnen. Anton steht verärgert auf. Er kocht.

»Heit hob i kane Koartn, i geh lesn«, sagt er und geht zu seinem Bett. Der Junge geht zum Tisch beim Fenster. Ich sehe ihm nach. Sein Gang ist rund. Die Hüften, die Gesäßkugeln wiegen auf und ab wie bei einer Frau. Er holt Zigaretten, will zu dem Platz neben mir zurück. Er fängt den auf sich gerichteten Blick auf, stockt im Schritt und beginnt hastig mit Karl ein Gespräch. Sie gehen auf und ab, vom Klosett zum Fenster. Sieben Schritte in jeder Richtung. Karl signalisiert mir hinter dem Rücken des Jungen, daß sie von mir sprechen. Ich hebe die Schultern, es ist mir egal. Dann blättere ich in einer Tageszeitung. Wolfgang setzt sich zum Tisch.

»Jedes Foch nah i in ana aundan Foab«, sagt er und zeigt mir die Plastiktüte. Ich habe eine Toilettetasche bei ihm bestellt. Er ist geschickt und flink, die meiste Zeit hat er nur Unsinn im Kopf, dann bekommt er von mir Aufträge. Meine Schachtel für die Briefe mit buntem Papier auskleben, Rahmen für Fotos basteln, Messer schleifen und ähnliches.

Beppo kommt zum Tisch, setzt sich mir gegenüber. Er dreht den Kopf zu Karl und dem Jungen, dann zu mir.

»A wundaschena Bua, oba frank, den muaßt a weu brodn, bis dea hoit «, sagt er und lacht lauernd.

»Oda haust eahm am Schedl und pudast eahm nieda?«

Beppo ist dreißig, klein, breitschultrig, Muskelstränge spielen entlang der Arme. Er hält den Kopf meist gesenkt. Der Blick kommt aus schwarzen, stechenden Augen von unten her. Vorläufig hat er zehn Monate und das Arbeitshaus. Aber er hat noch ein zusätzliches Verfahren ausständig. Er hat einen Mann, während der mit seinem Komplizen raufte, zweimal angeschossen.

Mir ist er widerlich. Zweimal schon habe ich versucht, ihn zu provozieren, doch er zog sich mit kriecherischem Lächeln zurück.

Ich kann seine Gier nach dem Jungen fast greifen, deutlich steht sie in seinem Gesicht. Die Augen flackern, die Finger kneten knackend gegeneinander. Karl geht pinkeln. Der Junge zögert, dann setzt er sich neben mich.

Sein Blick streift Beppo, der ihn offen und freundlich anlächelt. Beppo sieht blitzschnell zu mir. Meiner Miene ist nichts zu entnehmen.

»Oiso, Gschropp, du ghearst eahm, waßt übahaupt, wos des haßt«, sagt er.

Die Worte triefen aus seinem Mund.

»Was heißt, ich gehöre«, sagt der Junge plötzlich wütend, »ich gehöre mir, das ist doch klar.«

Der Zorn rötet sein Gesicht. Das Mädchenhafte ist ausgeprägt und deutlich.

»Na jo, freilich gherst du dir a, des was eh jeda, oba«, hinterhältig lachend weist Beppo mit der Hand auf mich, »nua waun ear wü.«

»Das ist doch Blödsinn, er will doch nichts von mir«, sagt der Junge rasch und sieht zu mir, »du kannst doch sagen, daß das alles Blödsinn ist und daß sie damit aufhören sollen.«

Beppos Grinsen vertieft sich. Der Junge ruft meinen Schutz an, ohne zu denken, als natürliche Reaktion.

Meine Hand schiebt die Zeitung zur Seite.

»Er möchte Ruhe haben, möchte nicht mehr darüber reden«, sage ich leise. Beppo geht.

Ein Gerede entsteht, zerfällt. Karten werden hin und her geschoben. Abendessen. Karotten. Die Türe wird verriegelt. Um siebzehn Uhr beginnt die Musikberieselung aus dem Lautsprecher. Peter sitzt, den Kopf in die Hände vergraben. Seine Frau ist ohne Geld, die Schulden drängen. Er hat noch fünf Monate.

»Wia i in Göllasdurf bin, vaschwind i«, sagt er, »bis duathin, zwa, drei Wochn hoit di Oide no durch, aundas gehts net.«

Er nimmt die Teebeutel und hängt sie in den Krug mit heißem Wasser.

»Hoi sein Becha, oba wosch eam aus«, sagt er zu dem Jungen.

Der nimmt meinen Becher aus dem Wandkasten, spült ihn an der Wasserleitung und bringt ihn zum Tisch. Peter löffelt Zucker in die Becher, dann schiebt er meinen zu mir über den Tisch. Der Junge rührt um.

»Möchtest du Zitrone dazu«, sagt er. Auf mein Nicken geht er zu seiner Schachtel und holt eine. Er zerteilt sie mit dem Messer, das ich ihm gebe, und preßt den Saft in meinen Becher.

Der Abend ist ein freudloser Krater. Haß und Ungeduld, Gleichmut und Hoffnung, Angst und Aggression filtern sich zu Streit und Gejohle, trübes Schauen und ein aufkommendes Reden. Stimmungsbrei in einer Gefängniszelle. Ich liege auf dem Bett, das Gelblicht flackert. Meine Gedanken schwimmen ruhig im Strom, reglos liege ich und rauche. Der Junge bringt mir einen Aschenbecher zum Bett. Es ist sieben Uhr. Einer klopft irgendwo gegen die Mauer.

»Wos is«, schreit Wolfgang aus dem Fenster.

»Kemma eahna die Zeidung schickn«, sagt er dann zu mir.

»Ja«, sage ich.

Er hält den Arm beim Fenster hinaus. Dann bindet er die Zeitung an die Schnur, die man ihm von der Nebenzelle zugeworfen hat

Ich schaue zu dem Jungen. Er sitzt beim Tisch, liest, dann schaut er auf mich. Wenn ich ihn nehme, dann gibt es keine Probleme, wenn nicht, werden sie in einigen Tagen ein Spiel machen wollen. Ein böses Spiel, und er, der Junge, wird mitspielen, und er wird nicht wissen, daß er der Einsatz ist. Beppo kann ich auf Distanz halten. Die übrigen zählen nicht, wenn sie keinen haben, der sie anführt. Und Anton, ich weiß es nicht, er ist voller Muskeln und lebt auch schon jahrelang im Milieu, er kennt die kleinen

Dreckeinlagen so gut wie ich. Morgen kommst du und verlangst mich sensibilisiert und offen, ohne Brutalität und Gemeinheit. Deine Augen werden über mein Gesicht tasten, aufmerksam und wissend. ›Deine Augen sind böse und abweisend‹, wirst du sagen, ich werde lügen. Diese fünfzehn Minuten Zärtlichkeit stehlen, mitnehmen in den Dreck und zu dem Fetzen Himmel unter die Zunge legen. Das Später, Haut, Lippen, jede Berührung, bleibt verschüttet, verbannt.

»Zehn Tage Hausarrest«, sagt der Hauptmann zu mir. Er hat mich für die Bedrohung eines Mitgefangenen bestraft. Das Zwischenspiel bei der Bene.

»Sie können dagegen Beschwerde einlegen«, sagt er und schaut beim Fenster hinaus.

Ich stehe im Direktionszimmer, es ist gut geheizt. Er ist klein, haargesichtig, mit leicht fliehendem Kinn.

»Ich verzichte darauf«, sage ich. Es wäre zwecklos. Das Urteil ist Humbug, aber es ist nicht anzufechten. Der breitarschige Major von Stein wischt durch meine Erinnerung. Angeekelt gehe ich aus dem Zimmer.

Die grünen Maschen. Du weißt, daß ich anschließend in den Keller gehe, sag nichts, es ist nicht schlimm. Ich liebe dich. Warum fragst du, weil ich nicht am Fließband arbeiten wollte, im Lärm, in der Sinnlosigkeit abstumpfen. Weil ich schreiben muß. Einiges aufschreiben muß, Liebste, ich habe den Fetzen Himmel bei mir…

»Ich liebe dich«, sagt sie.

Ruhig gehe ich durch den Hof, über Gänge, neben dem Beamten zu meiner Zelle.

Der Junge hat meine Toilettsachen gepackt. Seine Augen sind blanke Spiegel.

»In zehn Tagen«, sage ich.

»Ausziehen«, sagt der Stockbeamte. Der Kleiderbinkel wird zur

Seite getragen, dann bringt der Hausarbeiter alte, verschlissene Klamotten.

Es ist dasselbe, immer, nach Jahren, ich steige in die Kleider. Zwei Beamte führen mich hinüberin den E-Trakt. Parterre E. Der rothaarige Ladestock mustert mich grinsend. Er geht mit mir und den beiden Beamten die Zellenreihe entlang. Bei der Nummer 49 hält er an.

Eine dick mit Schaumgummi gepolsterte Türe, dahinter eine dicke, mit Stahlblech verkleidete Türe, dahinter eine Gittertüre, in einer Gitterwand. Er filzt mich sorgfältig, dann werden die Türen geschlossen. Ich bin alleine. Rauher Betonfußboden. Das Klosett ist glatt aufbetoniert, ohne Spülung, alte Scheiße fault darin, stinkt bestialisch. Ein zerbeultes, dreckiges Zinklavoir, ein gelblicher Plastikkrug mit Wasser. Die Wände, ehemals weiß, vielleicht weiß gekalkt, mit Scheiße beschmiert. Sätze sind eingeritzt; ›ob sie dich lieben oder hassen, einmal müssen sie dich entlassen‹, ›Robert S. verbrachte hier die acht wichtigsten Tage seines Lebens‹.

Beschimpfungen, Zeitmarkierungen, jede Stunde ein Strich. Jeder Tag ein Kreuz. Vierzehn massive Stahlstäbe durchziehen den Raum vom Plafond zum Fußboden. Acht daumendicke Querleisten von Wand zu Wand. Eine matte Birne, eingemauert und vergittert, außerhalb des Käfigs, zeichnet Lichtsprossen gegen die Wände. Das Fenster hoch oben, klein, mit Stahlplatten und Gitterstäben und engmaschigem Gitter gesichert. Zwei Meter vierzig lang, einen Meter achtzig breit. Ich stehe beim Gitter, dem Heizkörper zugewandt: Drei Heizungsrippen hängen außerhalb des Gitterraumes neben der Tür. Ich warte in die zweihundertvierzig Stunden hinein.

Es ist der 13. Dezember. Um vier ein Blechgeschirr mit Kraut und dem Plastiklöffel, anschließend eine dünne Schaumgummimatratze

und drei Decken. Die Kälte dringt vom eiskalten Stein durch. Ich liege gegen die Wand. Frierend, die Zeit krallt in mein Gehirn. Das Licht brennt die ganze Nacht. Um sieben Uhr früh holen sie die Matratze und die Decken. Den Kaffee schiebt man mir durch das Gitter. Jeden zweiten Tag ist eine Stunde Bewegung im Freien vorgeschrieben. Meine Kleidung besteht aus Hemd, Hose, Socken, Schuhen; Hose und Rock sind aus dünnem Tuch.

In einem separierten Hof drehe ich die Runden. Zwei Beamte in Mänteln beobachten aus dem geheizten Glaskasten meine Kreise. Mein Ersuchen um einen Überrock wird überhört. Der Wind schneidet messerscharf durch die Kleidung. Nach einer Stunde bin ich steifgefroren. In der Zelle schlage ich die Hände gegen den Körper, langsam weicht die Erstarrung.

Du kennst doch das alles, es berührt dich doch nur am Rande, an der Haut. Dein Hirn bleibt doch gelockert, klar und in positivem Denken. Du spürst keinen Haß, du stehst, wartest. Es ist doch so, mein Junge, oder quillt da etwas in dir auf, wächst und flammt und strahlt, reißt dich aus dem gleichgültigen Dämmer. Aggression glüht auf, du willst dem da draußen am Gitter an die Gurgel, töten, morden. Für Sekunden fetzt es durch das Denken. Augenblicke ohne Atemzug. Du alterst, wartest, mit gekrampften Händen, irren Augen, fliegendem Puls. Dann schlaffst du weg, schleppst dich durch Watte und Nebel, Kälte und kahle Wandflächen, eisige Gitterstäbe entlang, zurück in deine Höhle.

Ich liege eine halbe Handbreit über dem Beton, die Kälte höhlt aus. ›Rilke‹, schreibe ich mit den Fingernägeln in die Mauer, ›ihm ist, als ob es nur noch Stäbe gäbe und hinter tausend Stäben keine Welt‹, ›Der Panther‹, schwarzgrün schimmerndes Fell, ein Blitz aus glühendem Auge, im Raubtierzwinger, tausende Schritte, Sekunden fließen unter meine Sohlen. Essen, Hände reichen Blechschalen durch Metall. Matratzen, die eisigen Kreise unter den wachsamen

Augen, Tage vergehen.

Müde und dreckig stehe ich seit zwei Stunden vor demselben Schreibtisch im gutgeheizten Direktionszimmer. Man hat mich aus der Absonderung geholt. Der Himmel ist weißlich, dann schmutzig blaßblau, dünnfarbig, wie der Alterssaft eines müden Mannes. Der Blick durch die Gitter, meine Gedanken scheuern an der harten Kante der Rechtecke.

Vor dem Hauptmann liegt ein ›Neues Forum‹, eine Zeitschrift. Er blättert darin.

»Haben Sie das geschrieben«, sagt er. Er zeigt auf einen Artikel. ›Aus der Schlangengrube‹, steht da, drei Episoden aus dem Zuchthaus.

»Ja«, sage ich.

»Stimmt das, was Sie da über den Ungarn, der mit der Peitsche verprügelt wurde, geschrieben haben«, sagt er. Die Bestrafung ist ihm unangenehm. Er wetzt unruhig auf dem bequemen Sessel.
Ob es stimmt, will er wissen. Ein kleines Steinchen ist in ein zähflüssiges Meer geplumpst. Meine Erinnerungsscheiße fiel in die Betstühle ihrer Rechtschaffenheit, ihrer nie kritisierten Etabliertheit. Jauche rinnt stinkend aus den Kulissen auf die Bühne.

»Ja, es stimmt«, sage ich.

»Das war in einer österreichischen Strafanstalt, einiges in dem Artikel deutet darauf hin. Ich wurde aufgefordert, der Sache nachzugehen, ich muß ein Protokoll aufnehmen«, sagt er mit Pausen.

Die Wärme macht mich schlaff und unaufmerksam.
Eine Sekretärin erscheint. Der Hauptmann plaudert in leichtem Ton.

»Sind Sie Idealist oder Fantast«, fragt er mich, »oder schreiben Sie nur, weil sich solche Geschichten gut verkaufen?«

»Erinnern Sie sich an die diversen Gefängnisreports verschiedener

Journalisten. Fassadenberichte, gutgewürzte Emotionssüppchen. Ich wollte es einmal mit der Wahrheit versuchen, vielleicht kommt es in die Hände der richtigen Leute«, sage ich. Er schüttelt mißbilligend den Kopf.

Dann entsteht ein Protokoll. Weitere Auskünfte behalte ich mir bis nach meiner Entlassung vor.

Ach ja, begnadigt werde ich auch, der Hauptmann rechnet mit den Fingern der rechten Hand. Fünf Tage sind sie schon unten, sechs… ja, der Rest ist ihnen erlassen, hmmm, man ist ja nicht so… usw.

»Danke«, sage ich pflichtschuldig und schließe hinter mir die Tür. Der Gestank in meinem Käfig ist frische Luft gegen den Geruch in gutgeheizten Direktionszimmern.

Auf der Zelle holen sie mir heißes Wasser. Der Junge rührt Kaffee. Hohlwangig schaue ich mir nach dem Rasieren entgegen. Tief sauge ich den Rauch der ersten Zigarette in die Lungen. Den Schwindel spüle ich mit Kaffee fort.

»Haben Sie das Manuskript hinausschmuggeln lassen?«, fragt mich ein Beamter.

»Ja, mit einer Brieftaube«, sage ich. Er lacht, klopft mir auf die Schultern. Ich schaue ihn an. Das Lachen klappt weg.

»Es ist komisch, aber wie du weg warst, sind sie alle herumgesessen wie die Oktoberfliegen«, sagt der Junge.

Er drückt meine Handtücher gegen die Heizung. Ich wasche mir die Füße. Beppo lächelt angestrengt in meine Richtung. Anton sträubt den Bart. Wärme fließt durch den Körper. Träge lehne ich an der Heizung. Reden plätschern gegen mich. Gesammelte Nichtigkeiten. Das blaurote Kältestigma weicht aus meinen Händen. Gehirneis wird zu lauer Unaufmerksamkeit. Flockenwirbel hinter den Scheiben, den Stäben. Ich schaue in das Weiß. Es deckt Geräusche und meine Sehnsucht. Weihnachtskarten

trudeln ein.

»Magst du ein Bonbon, ein Stück Schinken, eine Scheibe Wurst, Zigaretten und Bäckereien?« Sie sind friedlich und kauen und rülpsen und schenken sich gegenseitig. Anton möchte mit der Faust dreinschlagen.

»Der scheißsentimentale Dreck«, sagt er und legt sich mit einem Kriminalroman auf das Bett.

Sie schichten eine Torte aus Keksen, Milch, Kakao und Margarine, Illusionen und der Erinnerungen an eine angstlose Kindheit. Hinter dem Paravent, eingedicktes Spülungsgeplätscher, einer sitzt, die Weihnacht im Scheißhaus. Karl ist zynisch. Peter verschwindet bedrückt unter den Decken. Der Junge liest mir Briefe seiner Mutter und seiner Schwester vor. Später sitze ich allein beim Tisch und blase den Rauch in die Dunkelheit. Der Junge bringt mir zum Frühstück Kaffee und Kuchen zum Bett. Anton flucht über seine Frau. Er hat kein Paket bekommen. Karl sekkiert mich um Informationen. Wenn er entlassen wird, möchte er sich als Heiratsschwindler etablieren. Ich krame in Helmut-Erinnerungen, er lauscht fasziniert.

»Sechs Jahre geben sie dir bei deinen Vorstrafen, das ist dir bewußt«, sage ich. Er nickt strahlend.

Ich quäle mich an den Tagen vorüber.

»Berührt dich das alles nicht, du bist so ruhig«, sagt der Junge, und Peter nickt.

»Nein«, sage ich, »es berührt mich nicht.«

»Waßt, de Menscha, liab sans scho, oba do umanaundaschmusn und wach sei, auf des scheiß i«, sagt der mit der unreinen Haut. Er ist neunzehn.

»Ficken, was brauchst du dich da noch um sie kümmern«, sagt der Junge, auch er ist neunzehn. Ich höre nicht mehr zu. Bin zu alt, weich, ich will Zärtlichkeit. In dicken Wänden versickern stumme

Schreie.

Auf Psi-Ebenen begegnest du mir. In einer unbestimmten Landschaft, auf weichem dunklen Gras. Es sind keine Geräusche in diesem Land und keine Menschen neben uns. Du berührst mit den Fingerspitzen mein Gesicht, ohne zu atmen, erwarte ich dich. Du legst deinen Körper an mich, unsere Gesichter sind bewegungslos im Schauen zueinander. Ich liebe dich, das Gras zwischen den Händen, Erde an den Lippen. Harte Gesichter am Tisch im direkten Licht. Falten und Kanten von morgen und später.

Worte, sinnlose Wortspermen aus stinkenden Maulorgasmen. Ich lebe fort, hinaus aus den Gesprächen, den Fragen, der abstrusen Gedankenscheiße.

»Wüst den Buam nimma«, sagt Beppo von weither. Ich sitze in der Ecke bei der Heizung, lese, warte vor mich her.

»Eine Flasche Rum zu Silvester, und ihr könnt ihn haben«, sage ich.

Er kneift die Augen zusammen, dann geht er zu Anton. Sie flüstern. Über den Hausarbeiter besorgen sie mir zwei Tage später den Rum. Der letzte Tag des Jahres. Peitschende Rhythmen aus dem Lautsprecher. Ich liege im Bett, trinke. Gleichgültige Nebel decken das Geschehen vor mir.

Anton packt die Trickkiste aus, sie spielen Stockschlagen. Einer sitzt auf der Bank in der Mitte der Zelle, ein zweiter hat den Kopf in seinen Händen, die anderen schlagen mit der Handfläche auf den gespannten Hintern des Gebeugten, wen er errät, der tauscht mit ihm Platz. Dann zeigt Beppo eine Übung. Alle johlen, sind ausgelassen. Er nimmt sich den Jungen zum Vorzeigen.

Der Junge sitzt am Boden, seine Beine in den Knien angezogen, die Hände um die Waden gelegt, dort mit einem Hosenriemen verschnürt. Über die Arme, unter den Kniekehlen durch, schiebt ihm Beppo eine Schrubberstange. Der Junge kann sich nun nicht

mehr aufrichten oder selbst befreien. Anton und Beppo heben links und rechts die Stange mit dem Jungen hoch.

»Zieh ihm die Hose runter«, sagt Anton zu Karl.

»Na freulich, jetzt homan«, schreit der.

Er zieht ihm unter allgemeinem Gelächter die Hose und die Unterhose herunter. Anton nickt zu mir her. Ich zucke mit den Schultern. Wolf gang und Karl stopfen dem Jungen ein Handtuch in den Mund, binden es mit einem zweiten fest. Anton und Beppo tragen ihn auf der Stange zum Bett neben der Heizung. Vom Spion sieht man dort nicht hin. Der Junge spannt seine Muskeln, doch das Leder des Gürtels hält. Sie legen ihn nieder. Anton greift in die Spalte, fingert am Arschloch. Sie brüllen und lachen.

»Schau da des aun, du muaßt eahm ois easta schuastan«, mit blutunterlaufenen Augen packt mich Beppo am Arm.

»Geh scheißen«, sage ich. Die Nebel sind stark und warm und dicht, ich trinke. Wolfgang bringt eine Niveadose. Anton massiert sein entblößtes Glied. Karl schmiert dem Jungen einen Batzen Creme auf den Anus. Anton bohrt mit zwei Fingern in das Loch. Der Körper des Jungen bäumt sich auf. Hals und Rücken sind brennend rot. Anton setzt sein Glied an und dringt mit einem Stoß bis zur Wurzel hin. Er greift dem Körper um die Hüften und fickt mit offenem Mund keuchend in den Enddarm des Gebundenen.

»Fester, fick eahm festa«, schreit Wolfgang hysterisch. Er hat drei Finger in den Mund geschoben und kaut daran fieberhaft. Antons Stöße werden schneller, sein Gesicht rötet sich, dann reckt er sich steif zur Höhe, und grunzend wirft er sich über den Rücken. Schwer liegt er einige Augenblicke, dann richtet er sich auf und zieht sein Glied aus dem Loch. Scheiße klebt am Eichelkranz. In plötzlicher Wut schlägt er mit der Faust in die freiliegende Nierenpartie des Gekrümmten. Der Junge zuckt zusammen, wimmert dumpf unter dem Knebel, dann erschlafft er in den

Fäusten, die ihn niederhalten.

Beppo hat inzwischen seinen Schwanz eingefettet. Sein Schwanz ist um vieles dicker als der von Anton. Seine Mundwinkel hängen, seine Hände sind zu Fäusten gekrampft. Er schiebt den Schwanz in den Schließmuskel. Ein dünner Blutfaden rinnt über den Hodensack und die Schenkel des Jungen. Beppo wirft einen kurzen Blick nach unten, dann schwingen seine Hüften im Rhythmus der Stöße. Die Blutung wird stärker. Der Muskel ist eingerissen. Der Körper windet sich, doch die anderen halten ihn nieder. Beppo steigert sich in Raserei, dann, ein zerrissener Schrei, er krallt die Finger in den Rücken des Liegenden, der Kopf fliegt zurück, aus tiefeingeführtem Glied spritzt er. Blut und Scheiße kleben an seinem Schwanz, als er keuchend zurücktritt.

»A Traum, dea Oarsch von dem Buam«, sagt er zu mir, dann geht er zur Wasserleitung.

»De Drecksau«, schreit Wolfgang.

Der Schließmuskel des Jungen hat seinen Dienst versagt, in einem Schub dringt Scheiße aus dem After, vermischt sich mit dem Blut und rinnt über die Oberschenkel auf das Bett und den Zellenboden. Die Umstehenden sind perplex.

»Nimm die Mistschaufel und räume den Dreckhaufen weg«, sage ich zu dem Blonden mit der unreinen Haut. Er geht.

»Mach das Fenster auf«, sage ich zu Karl.

Sie drehen den Jungen zur Seite und lösen den Lederriemen. Ein Roboter bewegt sich mit steifen, marionettenhaften Bewegungen, leerem, starrem Gesicht, erloschenen Augen.

Er geht zur Wasserleitung, wäscht sich, die Decke, kleidet sich an, hockt dann gekrümmt auf seinem Bett, das Gesicht zur Wand gekehrt.

»Manst, daß a aunläut«, sagt Beppo leise. Die Geräusche sind verstummt. Sie sitzen schweigend bei den Tischen. Anton gibt sich

sorglos. Er pfeift leise.

»Glaub i net und waun, stich i in o«, sagt er und zieht sein Messer aus der Tasche.

Ist es eingedrungen in mich? Hat der Schnaps es möglich gemacht, oder wäre es in jedem Fall passiert? Der Junge erhängt sich um drei Uhr morgens. Kurze Zeit später entdeckt ihn der Beamte bei der Kontrolle. An einem dünnen Lederriemen hängt er am Fenster, niemand hat etwas gehört, niemand etwas gesehen. Hausarbeiter holen den Körper, nachdem wir ihn heruntergenommen haben. Sie legen eine graue Decke über sein Gesicht, über die stummen Schreie in seinen aus den Höhlen gequollenen Augen.

Ein Nachthemd ist Statussymbol. Meine Karriere vom Kellersträfling zum Bibliothekar. Tischtücher auf den Schreibtischen. Eine Fünfmannzelle im ersten B. Vier der Mitgefangenen sind Ministranten.

Jeden Morgen holt sie der Gefangenenhausgeistliche zur Messe. Zehntausend Bände, die Gefängnisbibliothek. Dreißig Ausgaben der ›comedia divina‹, vom Taschenbuch bis zum hundert Jahre alten Wälzer im Goldschnitt. Die Klassiker in tausend Bänden. Moderne Literatur in Spuren. Der Chef ist ein Oberkontrolleur, den nur seine Pension interessiert.

»A Joa no, daun is soweid«, sagt er zu mir, und blättert begeistert in Wald-und-Wiesen-Romanen. Ich kann nicht einmal lachen über ihn. Es ist nicht zu ändern, ist es nicht zu ändern?

»Würden Sie mir einen Artikel für die Hauszeitung schreiben«, sagt der Mensch im gutgeheizten Direktionszimmer zu mir. Der Geistliche hat eine Hauszeitung gegründet. Nach zwei Seiten der ersten Nummer lege ich das Blatt schweigend in den Mistkübel. Die Ministranten sind entsetzt. Es darf keine kritische Stellungnahme geben, keinen Sex, keine offene Diskussion über die Verwahrung, nichts. Traktätchen, redigiert von salbungsvollen, mildgesichtigen,

katholischen Anstaltsgeistlichen. Einen Englischkurs möchte er durchführen. Siebzig Prozent können ihre Briefe und Eingaben nicht ohne Dutzende von Rechtschreibfehlern schreiben. Haben nur ihre, die hefenidiomatische Pariasprache. Solange eure Reformen das bringen, scheiße ich euch immer vollen Bauches darauf…

Nach einer Woche habe ich die Schnauze voll.

Noch vier Wochen. Ich sitze in der Zelle, verschlossen und unzugänglich. Ich will es nicht mehr wahrhaben, ein traniger Himmel, Satzfetzen und schlaffe Stunden.

…und kann dem Gefangenen vor seiner Entlassung ein Ausgang von drei Tagen gewährt werden, wenn er in dieser Zeit wichtige, sein Fortkommen in Freiheit betreffende Dinge zu erledigen hat…

So lautet der Gesetzestext. Im nach wie vor gut geheizten Direktionszimmer wird mir mitgeteilt, daß mein Ansuchen um Ausgang genehmigt ist.

»Ich hole dich ab«, sagt sie zu mir beim Besuch. Drei Tage später um neun Uhr früh. Der Beamte sperrt das Gitter, die Stahltüre. Ich gehe den langen Gang, düstere Birnen leuchten matt. Auf Holzbänken sitzen wartende Besucher.

Ich bin beklommen, finde sie beim Eingang. Stumm tastet sie mit den Blicken über mich. Das Vorjahr schwemmt ins Bewußtsein, zeigt Grenzen auf. Über das erste helfen Auto und Verkehr. Ich zünde mir eine Zigarette an. Sie fährt konzentriert. Ihre Hände liegen flach und ruhig am Lenkrad.

»Möchtest du baden?«, sagt sie und weiß im selben Augenblick um die Wiederholung. Meine Hände stören mich. Ich bin eingedrungen in die Räume, und ich spüre es. Sie sieht es. Richtet ein Frühstück. Ich bade, wechsle die Kleider. Beim Essen sitzen wir entfernt. Die Situation ist dicht und kläglich.

»Wie bist du, wie finde ich dich«, sagt sie leise. Ich hole die kleinen blauen Hefte mit den numerierten Seiten. Das Tagebuch aus

dem Gefängnis.

»Willst du zuhören?«, sage ich.

»Ja«, sagt sie, und ich schaue auf langgliedrige Hände, geklammert auf den Lehnen des Stuhles.

Sie hört, sucht die Kraft hinter den Worten, das erkennbare Ziel. Ich habe keines, aber ich kann das verbergen, die Routine des Lügners gegen sich selbst, ihre Bereitschaft, glauben zu wollen.

»Solltest du diesen Dreck, diesen Irrsinn, diese Brutalität, solltest du das alles verarbeitet haben, sollte es möglich sein«, sagt sie in ihre Hände und legt sie vor das Gesicht.

Ich habe es geschafft, und brausende Freude und Dankbarkeit sind da. Ich küsse über ihre Hände, ihre Haut duftet, und die Kälte ist fort. In das Jetzt gezwungene Träume. Stunden außerhalb der Zeit. Zärtlichkeit in weichste Nachgiebigkeit, atemloses Fließen ineinander, der eine blasse, zarte, geliebte, einzig mögliche Körper, vertrauter Atem und Ausschließlichkeit…

»Nur nachts, nur in Bruchstücken habe ich zu hoffen gewagt, darum habe ich gewartet«, sagt sie.

Verworrenheit und Lüge, Haß und in Papiertaschentücher gespritztes Begehren, es zerbricht. Ihr Schauen, es ist Liebe und verletzlich.

Das ist es, das, du verbohrter, verrammelter Zuchthäusler, und es geschieht dir, dir. Spring nicht zurück in die Höhle und beginne Fragen zu stellen. Falle hinein, es ist Liebe. Das angstlose Lachen. Drei Tage, drei Tage… Es ist Glück, spürbar in Zärtlichkeit und Begehren, was weiß ich von Liebe? Ich wehre mich nicht mehr. Jede Stunde dieser Tage ist es fraglos und selbstverständlich.

»Es ist mir nicht selbstverständlich, ich weiß, was es bedeutet, wieviel«, sagt sie.

Drei Tage. Vergiß es. Es ist ein Diebstahl an der Wahrheit. Eine selige Erfindung, aber es ist Lüge.

Ein schlafzerdrücktes Gesicht, weiche, warme Lippen.

»Ich liebe dich…«, sagt Stella.

»Ich liebe dich«, sage ich. Das Taxi wartet. Ich will nicht, daß sie mich begleitet. Die schwarzgraue Fassade taucht auf.

Ihr Lächeln war vertraut und zärtlich wie der eigene Atem.

»Hebns die Hand«, schreit der Beamte, der Geschniegelte, Fette, Laute. Es darf mich nicht berühren, darf es nicht zerstören, es, die Gralsschale am Misthaufen, im Dreckbunker. Es darf nicht berührt werden. Es stinkt. Alles stinkt. Die Decken, die Zelle, die Mithäftlinge.

»Host di uandlich auspudat?« fragt einer.

Du weißt doch, daß es nichts zu bedeuten hat, so reden sie. Immer reden sie so. Immer waren ihre Worte so deutlich, so ordinär. Du hast es doch sonst immer überhört. Aber es ist nicht zu überhören, es gellt und schreit und frißt.

Der Himmel ist grau. Metallisch hängt er gegen die Gitter.

»De Scheißoide hot net gschriebn, de Scheißdreckfliagn. Heinzl, host wenigstens de Weiba fest auf de Goschn ghaut, wiast draußn woast«, sagt einer und lacht mit zynisch verzogenen Lippen.

Meine Sprache. Ist das, war das meine Sprache? Jahrelang, meine Worte und Gesten und Gedanken. ›Ja‹, sagt die Stimme, und ich höre hin. Aber dann waren diese drei Tage Irrtum, waren Lüge und Beherrschung, ein verzweifelter Versuch. Und jetzt, jedes Wort in der Zelle tropft glühend in mein Hirn. Schwemmt und spült Scheiße hoch. Quellende Gesichter, fleischige, krumme, zerschlagene Nasen. Schiefe, graue, rattige, schwarze, zerbrochene, nikotinzerfressene, reißende Zähne. Stumpfe, gierige, gefirnißte, wieselnde, leere, glitzernde, tote, rauchige, alte, spiegelnde Augen. Und Schreie, aus geworfenem Mund, und zerhackte, böse, verdrängte Worte.

Und dann schlage ich mit der Faust in einen Mund, gegen Nasen

und Augen. Ich schaue auf meine Hände, sie sind blutig. Einer liegt am Boden, der andere taumelt in der Zelle. Blut fließt ihm aus Mund und Nase, aus einem Auge.

Du hast es verarbeitet, analysiert und bewältigt. Das waren doch ihre Worte…? Keine Brutalität in den Händen, im Gehen, der Körperhaltung. Ich könnte es nicht mehr ertragen. Und nun, Blut auf Haut und Angst in den Gesichtern, wo bleibt deine Antwort?

Ich sitze bei der Heizung. Es ist still. Sie liegen auf den Betten, lesen und schlafen. Ein Samstagnachmittag. Papier liegt vor mir. Ich schreibe den letzten Brief. Vier Blätter liegen zerknüllt am Boden. Mein Gehirn weigert sich, vermag die Gedanken nicht in Worte umzusetzen, läßt mich in starrem Schauen und einem bitteren, stummen Monolog.

Schweigend und schlaflos warte ich in die Dunkelheit.

»Ihr Entlassungsgeld«, sagt der Beamte. S. 81,-, dann gehe ich. Sie wartet. Das Tor im Rücken, ihre Hände tasten über mein Gesicht.

»Du bist da«, sagt Stella. Eine Straßenbahn bimmelt an der Kreuzung. Eine Kolonne staut sich vor dem Landgericht. Es ist der 12. Februar 1974.

Die Bar ist am Hafen. Eine breite Straße trennt mich vom Wasser. Der Calvados ist ölig in meinem Mund, riecht sympathisch. Die Schnapsflasche wird zum Apfelbaum, Kindheit dahinter. Die Spitze der Kirche am Felsen, Notre Dame de la Garde, blinkt wie Gold im späten Licht. Marseille – der faszinierende Dreckhaufen am Golfe de Lyon. Stadt der Heroinhändler und Huren. Gestank, Dreck, Korruption und Schönheit. Glitzernd, heiß und ohne Erbarmen. Menschenströme am Tag und um Mitternacht und die kleinen Nutten auf der Place d'Opera. Night-Clubs, Dancings, Killer, Zuhälter, Diebe und wieder Nuttenschwärme. Weiße, gelbe, braune

und blauschwarze Djibutiweiber. Stehen, warten, geilen in die Gegend. »Allez, vien avec moi cherie.«

Korsen und Araber, Sizilianer, Neger und Indochinesen, Legionäre und Chilenen von den Schiffen draußen in den Hafenbecken. Sprachengewirr und Lachen, Pistolen in den Jacketts und Messer in den Ärmeln. Hunderte Bars und Restaurants. Rockergruppen und Spieler, Transvestiten und die Heilsarmee. Plärrende Musikboxen und lastende Hitze über den Booten.

Menschen gegenüber an der Anlegestelle der Fähre. Langsam wuchtet das Boot über den Wasserstreifen. Ein alter Mann mit verwaschener Mütze kassiert den Fahrpreis. Dann verläßt die Fähre das Ufer hinüber zum Quai des Belges auf der anderen Seite. Die Bucht ist ein enger, langgezogener Halbkreis. Boot liegt an Boot gedrängt, leise schwappt das Wasser an die Planken.

Ein greller Sonnentag ist geschehen, noch sind die Schattenkanten hart. Ich rauche. Der Qualm hängt wie Dampf im Licht, einen Schritt von mir. Meine Hand liegt locker um das Glas, die Stuhllehne. Vierzehn Jahre ist es her, seit ich hier war. Ich schaue zur Sandsteinkaserne hinüber. Von den gelben Mauern blättert der Verputz. Alles ist schäbig. Die Legion ist nach Aubagne umgezogen, nur ein Detachement ist noch in Marseille stationiert. Eine Legion im Frieden ist sinnwidrig. Aus dem Bistro schaue ich dann in die ersten Lampen und warte auf die Nacht. Ich bin allein hier mit dem Auto und meiner Pistole. Ich schlendere am Vieux Port, kein Morgen, keine Erinnerung, frühere Leben hängen nicht mehr an mir. Ein junges Mädchen streift mich. Ein helles Gesicht, die Augen glatt wie Kiesel, plötzlich bin ich alt in dem Gewühl der Leiber und Gerüche.

Ein Mann sitzt am Kairand. Er hat die Schuhe ausgezogen. Seine Füße sind rot. Er spuckt ins Wasser, wendet ohne Eile den Kopf, dann spuckt er wieder. Der Himmel im Westen ist blutig, die Sonne

fort. Ich kreuze die Straße, gehe der Canabiere zu. Gleich links in einer schmalen Seitengasse, gegenüber der Börse, liegt das Hotel Geneve. Seit zwei Tagen wohne ich da. Gestern, gegen zehn Uhr abends, verließ ich das Hotel.

»Geben Sie acht, Monsieur, jeden Tag zehn Raubüberfälle in dieser Gegend«, sagt der glattgesichtige Mann mit den tiefliegenden Augen hinter der Rezeption zu mir. Ich nicke ihm zu. Er schließt müdgesichtig die Türe sorgfältig hinter mir.

Ich gehe bis zum Boulevard Dugommier. Im Cafe an der Ecke angle ich mir einen Stuhl, sitze mit dem Gesicht der Straße zu. Ein Schwall Menschen treibt vorbei. Scharf, langanhaltend perlt ein Lachen an mein Ohr. Zähne blitzen aus einem braunen Gesicht. Schwarzes Haar weht um ihre Schultern wie eine Fahne. Weich und biegsam gleitet sie in einen Stuhl mir gegenüber. Der Mann, mit ihr, ist farblos, schlaff. Brüste stechen spitz durch eine dünne Bluse. Unter dem glockigen Rock schmale, braune Beine, sattschwarze Augen streifen mich flüchtig, wandern im Rund, kehren dann zu mir zurück. Glänzende Fragen, Antworten schon; oder das Gewohnte, das Nichts? Ich trinke Calvados. Sie schweigt. Der Mann spricht drängend auf sie ein. Sie schüttelt den Kopf, mit schmalen Augen. Ein roter Neonkreis blinkt über den Köpfen der Gehenden. Er färbt die Abendschatten der anderen Straßenseite dichter. Ich sehe zu der Frau. Am Kopf des Mannes vorbei blickt sie zu mir. Sie trinkt Gelbfarbiges. Ihre Hände flattern über dem Glas. Die Bewegung des Adamsapfels, kaum merkbar am schmalen Hals. Mein Mund ist trocken. Aufstehen, ihre Kehle küssen.

Der Mann wendet sich um. Sein Gesicht verzieht sich. Farblose Augen in einem verwischten Gesicht. Seine Schultern zucken. Er ruft den Kellner, bezahlt, geht mit der Frau. Sie nickt in mein Lächeln. Die Stadt ist nicht mehr fremd. Sie gehen, verschwinden in

bleichen Lichtzungen.

Das Nicken – Anzahlung auf einen Abend. Vielleicht, egal, den nächsten Schnaps trinke ich doppelt. Er ist bitter auf der Zunge. Der Calvados unterspült meine Aufmerksamkeit. Ein flockiger Nebel umhüllt mein Gehirn. Ich bezahle, gehe. Nichts lockt mein Interesse. Wieder am alten Hafen, schweigt mir das Meer entgegen. Der Kai ist nahezu leer. Die Bars in ununterbrochener Kette beiderseits der Bucht werfen grüne, rote und blaue Lichtlanzen ins Wasser. Linien vermengen sich mit der Fläche zu einem unifarbenen Brei.

Ich gehe in die Dunkelheit des Quartiers rechts am Hafen. Trübe Cafes kleben aneinander, schmierige Figuren lehnen an den Ecken, flüstern. Aus einem der rotdunklen Lokale ruft mir ein Mädchen nach. Ich gehe weiter, ohne zu reagieren. Tiefer, hinein in die schmalen, düsteren Gassen. Im Cafe Opera sitzt eine Gruppe Huren und lärmt. An der Theke bestelle ich einen Calvados. Eines der Mädchen kommt vom Tisch an die Bar. Ich achte kaum darauf, was sie sagt, dann greift sie meinen Arm. Im Spiegel betrachte ich sie. Langes, gelbes Haar fließt um harte Linien. Schwarze Brauenstriche, der Mund, blutrot unter der stumpfen, leichtsinnigen Nase. Breite Brüste, ein runder, hoher Arsch, kurze, schmale Beine. Sie ist klein, trotz hoher Plateausohlen. Das Licht, grell und gleißend, zeichnet böse Linien und Schatten in Gesichter und Umgebung. Ich lege den Arm um ihre Schultern, ziehe sie für einen Moment an mich.

»Ich kann nicht mehr, verstehst du? Mir haben sie den Schwanz weggeschossen«, sage ich. Sie starrt entgeistert, dann kreischt ihr Lachen an meinen Ohren. Ehe sie etwas sagt, bin ich in der Nacht. Später, ein Bistro an der Place General de Gaulle. Am Nachmittag waren hier Zuhälter, jetzt kümmern sie sich um ihr Gestüt. Der Kaffee ist schwach. Ein übereifriger Kellner leert während einer Zigarettenlänge dreimal den Aschenbecher. In der Mitte des Platzes

ist ein kleiner Platz mit staubigen Blumen, Bänken und niederen Steinmauern. Langhaarige Burschen sitzen dort in endlosen Diskussionen. Die Joints gehen von Mund zu Mund. Mädchen bilden daneben einen Kreis. Keiner bewegt sich schnell. Träge, zeitlos sitzen sie, reden, schweigen und reden.

Wieder die Canabiere. Ein lichtbestreuter Tausendfüßler. Ich treibe durch Gestalten, Kinos, Auslagen, Menschenketten, ein langsam sich kühlender Abend ist um mich. Der Kreis schließt sich dann im Bistro, in dem ich einige Stunden zuvor war. Der Kellner erkennt mich.

Mit übereinandergelegten Fingern bedeute ich ihm ›doppelt‹. Er nickt. Zahllose Spitzen hämmern leicht hinter meiner Stirne. Ein vergessenes Gestern schwemmt ins Heute, ist grausam und deutlich. Schmerz drückt die Schultern vor, Atmen ist mühsam. Mit geschlossenen Augen versuche ich die Unmittelbarkeit zu lindern.

Nein, es ist zu Ende. Da ist nichts mehr. Ich weiß nichts mehr von dir. Kühl, distanziert und vernünftig war das Gespräch. Das letzte Gespräch. »Es ist nichts mehr da – nur Angst und Abscheu. Ich kann nicht mehr mit dir leben. Du bist ein Tier, grausam und brutal. Deine Zärtlichkeiten sind die eines Raubtiers. Es schaudert mich. Ich spüre deine Lust, alles zu quälen, alle, die dir begegnen. Geh, bitte. Geh fort.«

Stella hatte die Worte anderer gebraucht. Ihre schienen ihr nicht ausreichend.

Von der Türe her hatte ich sie gesehen.

»Ich werde nie aufhören, dich zu lieben«, sagte ich.

Ihre Maske zerbrach, aber sie war stolz. Nachgeben konnte sie nicht mehr. Ihr Leben, ihre Freiheit sah sie in Gefahr. Meine Art sie zu lieben, warf sie in den alten, ewigen Abgrund zwischen Körper und Geist. Seele, nannte sie es, »du, du zerstörst meine Seele… so, so kann ich dich nicht lieben.«

Sie hatte ihre Freunde. Den vertrauten Kreis.

Ich komme aus der falschen Welt. Gefängnisse und Nutten. Pistole unter dem Kopfkissen und ständig auf dem Sprung vor der Polizei. Sie konnte sich nie daran gewöhnen. Nachts zitterte sie in meinen Armen. »Warum gibt es diese ›So-könnte-es-sein-Tage‹, warum? Erträgst du es denn, wenn die anderen Weiber dich berühren? Wie, wie kannst du es ertragen? – Wie? Dieser Körper ist doch mein Körper«, flüsterte sie und weinte still.

Ich streichelte ihr Haar, küßte sie auf die Schläfen. Oft sprach sie im Schlaf, ängstliche, drängende, abgerissene Worte. Ich sah in die Dunkelheit, spürte, wie sie mir entglitt.

Dann ist es da – wenn ich viel getrunken habe, lange allein war. Der Abend, die fremde Stadt, eine Klinge wühlt in mir, dann trinke ich weiter.

Trinken und träumen, sentimentaler Quatsch scheuert mir aus der Box in den Ohren. Der Abend überzieht mich wie ein Leichentuch. Der Calvados, der Freund mit dem Janusgesicht. Trink – alles geschieht nachher. Die Kanten sind bereits gerundet. In den Fragen liegt die Antwort, nicht die, aber eine ausreichende. Später ist dann keine Frage mehr, alles ist dann Antwort. Leise und verschwommen, Stimmen sprechen darüber hinweg. Der Abend holt mich ein. Das Glas ist kühl zwischen den Fingern.

Zwei Mädchen sitzen beim Nebentisch. Jung beide, dunkelhaarig, mit hellen Kleidern. Der Strom der Autos versiegt. Die breite Straße wird leer. Der Losverkäufer am Kiosk nebenan steckt seine unverkauften Lose in eine bauchige Ledertasche. Sein mürrisches Gesicht glänzt im Widerschein der Reklameleuchten. Ein Bettler wirft gierige Blicke in das Lokal. Ihm fehlen die Hände. Die Armstümpfe hat er eng an die Brust gezogen. Mädchen gehen vorbei, einander an den Händen haltend. Der Abend ist älter. Ich bin nun kaum betrunken.

Über die Canabiere biege ich in die Rue St. Ferreol ein. In den Passagen der Geschäfte liegen Unterstandslose. Ein Clochard läßt seine Füße bis auf den Gehsteig hängen. Ich stoße ihn mit dem Fuß an. Er grunzt, zieht dann, ohne sich umzusehen, die Beine dicht an den Körper.

Eine schmale Bar, Mädchen lümmeln an der Theke. Ich trinke ein Bier, dann einen Schnaps. Die Mädchen taxieren geschäftsmäßig. Im Spiegel hinter der Bar gleitet mein Blick von Gesicht zu Gesicht. Eine von ihnen lehnt sich zu mir. Haare, viel zu blond, lang fallend über schmale Schultern. Ich trinke, warte, bis der Ekel vergangen ist. Plötzlich habe ich Hunger. »Willst du mit mir essen?« sage ich.

Braune Augen hat sie, goldene Flecken darin. Wir gehen.

Ein verstecktes Restaurant unter blauem Licht. Erste Etage, wir sind allein. Ich schaue dem Servierding auf die Beine. Schwarze Strümpfe, ein kurzer Rock. Himmelarsch, ich muß ein Weib haben. Eine scharfriechende, glitschige Fut, ein Ficktier. Das Ding lacht,
die Nutte sagt etwas. Bestelle. Salade Nicoise, Crevettes, ein Steak - aber keinen der jämmerlichen Fleischlappen, die sie hier allgemein servieren. Das Ding nickt. Dann Käse und Obst, dazu eine Flasche Beaujolais, Monique heißt meine Nutte. Sie lacht, kleine, weiße Zähne dahinter. Sie redet, legt ihre Hand auf meine Finger, zeigt auf eine Tätowierung. Drei Punkte zwischen Zeigefinger und Daumen. »Hier in Frankreich bedeutet das, daß du im Gefängnis warst«, sagt sie und streicht darüber, als wollte sie die blauen Punkte wegwischen – diese Tätowierung ist aus dem Gefängnis vor vielen Jahren mit der Tusche in die Haut geritzt. Später habe ich die Punkte mit einer Nadel gehoben und keilförmig aus der Haut geschnitten. Entweder waren die Punkte zu tief gestochen, oder ich habe nicht tief genug geschnitten, die Punkte sind noch heute sichtbar. Sie stören mich nicht mehr. – Wir essen schweigend. Das

Ding hat ein Tonband eingeschaltet. Lieder von Charles Aznavour, sandiges Timbre, weiches Licht.

»Das Hotel ist nicht weit von hier«, sagt sie und sieht fragend aus.

»Du kommst mit mir, mein Hotel ist gleich in der Nähe«, sage ich und den Namen des Hotels dazu.

»Und wenn ich abgeladen habe, trete ich dich in den Arsch, klar, Püppchen«, sage ich auf Deutsch und sie nickt, eifrig und lieb.

Dann trinke ich Kaffee, und wir gehen zum Hotel. Der Glattgesichtige blinzelt verschlafen aus seiner Loge. Er grüßt und verschwindet im Halbdämmer der Rezeption. Im Aufzug drückt sich das Mädchen an mich. Ich bleibe starr gegen die Wand gelehnt. Ich schließe das Zimmer auf. Sie geht vor. Ich gehe durch das Zimmer, öffne die Türe zum Balkon.

Sie steht neben dem Eingang, umklammert ihre Handtasche. »Du bleibst die Nacht hier, egal, was es kostet«, sage ich in ihre Unsicherheit.

»Cinquante mille Franc – fünfhundert«, sagt sie und sieht geradeaus. Preise hat die Süße, dafür könnte ich vier haben, aber…

»Okay«, sage ich. Aus einem Packen Noten suche ich einen Fünfhunderter heraus, gebe ihn ihr. Sie sieht den Geldschein genau an, als könnte sie es nicht glauben. Sie steckt ihn in die Handtasche, stellt diese auf den Nachttisch.

Sie wird zutraulich. Setzt sich auf das Bett, nennt mich zehnmal ›cherie‹, küßt mich auf den Mund. Ich möchte sie in die Schnauze schlagen.

Sie spreizt die Beine, legt sich zurück. Ich greife hinein, die Spalte ist überraschend feucht. Dann dreht sie sich vom Bett. »Einen Moment«, sagt sie und geht ins Bad. Ich nehme den Geldschein aus ihrer Handtasche und lege ihn mit dem übrigen Geld unter den Bettvorleger. Sie kauert über dem Bidet, wie ich ins Bad komme. Ich verschließe die Wanne, drehe die Wasserhähne auf, dann steige ich

ins Wasser. Sie seift mich ein. Die Bewegungen sind langsam, ihr Gesicht ist müde im bleichen Licht. Ich steife mich in ihre Hände, dränge sie dann von mir. Sie spült mich ab. Aus dem Kühlboy holt sie mir ein Bier, dann reibt sie mich trocken. Ich greife in ihr Haar, drücke sie in die Knie. Sie saugt an meinem Schwanz, ihre Finger kneten den Hoden. Ich schiebe sie zur Seite, gehe ins Zimmer und lege mich auf das Bett. Ihre Zunge rutscht um die Eichel. Der Spiegel gegenüber zeigt ihren runden, aufgefalteten Arsch. Sie lutscht rasch an der Eichel. Blut klopft an meinen Ohren, die Flamme zuckt in die Stirne, tief bin ich in ihrem Schlund; Lippen bleiben, saugen die Sehnsucht weg.

Das Gesicht der Dirne ist leer. Sperma tropft aus dem Mundwinkel. Mit dem Knie schiebe ich ihr Gesicht zur Seite, greife zu einer Zigarette. Sie geht ins Bad, spült den Mund aus. Dann liegt sie neben mir. Große Brüste mit braunroten Warzen. Gedankenlos berühre ich die Haut ihres Rückens. Fremde Haut, fremder Geruch. Durch die offene Balkontüre klingen vereinzelte Fahrgeräusche. »Cherie, cherie…«, flüstert es irgendwo an meinem Körper. Mit beiden Händen streichelt sie die Innenseiten meiner Schenkel entlang, wirft kleine Küsse gegen meinen Schwanz. Sie erregt mich. Ich ziehe sie auf mich, dringe tief in sie ein. Sie kreist aus den Hüften, hockt sich und wippt in der Kniebeuge. Dann liegen ihre Füße über meiner Schulter. Ihr Becken rotiert unaufhörlich. Die Brustwarzen sind hart unter den Händen. Ihr Kopf ist zurückgeworfen, die Lippen verzerrt, die Zähne entblößt. Ihre Bewegungen werden heftiger, dann krampfen ihre Hände an mich. Sie ist aufgerichtet, reitet schnell, und die Augen sind geschlossen. Sie kommt in einem langgezogenen Stöhnen. Ich drehe ihren Körper, dringe von hinten in sie ein. Sitze auf ihrem Arsch und stoße in sie. Sie stöhnt laut, schreit auf, reißt das Polster weg, darunter liegt meine zweite Pistole. Mit einem kurzen Keuchen

fährt sie hoch, starrt auf die Waffe. Ich bleibe in ihr. Dann beuge ich mich vor, lege die Waffe, eine STAR Kal. 6,35, auf den Nachttisch, ficke weiter. Sie liegt reglos. Ich spritze ohne Flamme. Sie möchte aus dem Bett, will gehen. Ich schlage sie mit dem Handrücken gegen die Nase. Blut tropft ihr über den Mund.

»Bitte, laß mich gehen«, sagt sie mit winziger Stimme. Ich streichle ihr Haar, küsse das Blut vom Mund.

»Später… ma petite singe«, sage ich – ›kleiner Affe‹ –, zärtlich halte ich sie fest, küsse Hals, Brust, die Lippenränder. Ihre Lippen falten sich, weich, nachgiebig.

»Wozu brauchst du das?« fragt sie und zeigt mit der Hand auf die Waffe.

»Kümmere dich nicht darum«, sage ich.

»Bist du ein Gangster?« fragt sie und spielt mit den Haaren auf meiner Brust.

»Nein – ich habe bloß Angst«, sage ich.

»Wovor?«

»Es geht dich nichts an«, sage ich.

»Sucht die Polizei nach dir?« fragt sie.

»Nein.«

»Was tust du hier, arbeitest du mit dem da…«, sagt sie und zeigt wieder auf die Waffe. Die Pistole liegt in Griffweite. Mattschwarz der Lauf, braun der Plastikkolben.

»Nein. Außerdem ist dieses Ding nicht sehr gefährlich, es ist zu klein«, sage ich und drehe das Gesicht in das Polster.

»Was machst du dann? Wovon lebst du?« sagt sie und kauert auf den Ellbogen.

»Das geht dich auch nichts an«, sage ich. Sie nickt ohne Überzeugung. Plötzlich küßt sie mich wild auf den Mund. Mit der Hand öffne ich ihre Schamlippen, lege meine Zunge dazwischen. Ich ziehe sie auseinander und küsse sie auf den noch versteckten

Punkt. Mit der Zungenspitze kreise ich um die empfindliche Stelle. Ihre Hände trommeln gegen das Leintuch, die Flanken zittern – später kommt sie, in meinen Mund.

»Du bist wunderbar zärtlich«, sagt sie mit satten, weiten Augen. Sie schläft, die Arme um mein Bein geschlungen, den Kopf neben meinem Glied. Ohne sie zu wecken, ziehe ich mich aus der Umschlingung. Eine Zigarette, ein Bier, dann gehe ich auf den Balkon. Ein heller Streifen läßt den Tag ahnen. Die frühe Luft fächelt angenehm auf der Haut. Ich habe das Mädchen vergessen. Die Stadt schweigt, nur vom Fischerhafen dringen undeutliche Geräusche.

Viel Sinnloses liegt hinter mir. Neunundzwanzig Jahre – noch kein Beruf, oder nie einer. Aber es gibt auch niemanden, der danach fragt, oder etwas erwartet. Ich gehe wieder in den Raum. Das Mädchen murmelt, ihre Hände tasten am Bett, dann wird ihr Atem gleichmäßig. Jetzt ist es kein Hurengesicht. Ich sitze am Bettrand, schaue auf schlafweiche Linien.

Dann, eine kalte Dusche im Bad, das Wasser prickelt auf der Haut, als würden kleine, scharfe Steine dagegen geworfen. Die Rastlosigkeit geht. Ich nehme ein Buch aus dem Koffer, rolle das Mädchen zur Seite, lese: Meine Jugend hat spät begonnen – Miller - das Resümee. Die Angst kann ihn nicht mehr erreichen. Er hat sie zerlebt, zerschrieben. June – Mona. Ich habe keinen Ausdruck für meine June. Ich lecke Wunden, pervers, voller Selbstmitleid. Bequemes Planschen in lauen Erinnerungsteichen. Immer diesseits, ohne Verpflichtung für ein zu lebendes Morgen. Immer im Abstieg, und die Exkremente durften wuchern. Bin ich jung, habe ich bloß Zeit zu verbringen, brauche keine Eile zu haben – kann freudlos sein. Kein Lachen mehr im Getto, die Leichen liegen in den Kühlfächern, unendliche Gänge, eine Box hinter der anderen. Die Träume blau etikettiert, die Wünsche grün, die Enttäuschungen

leuchten rot von den Verschlußkappen, das Versagermausoleum. Angesiedelt im Hinterzimmer des Kopfes zwischen Gehirnmüll und Resignation.

Ich bin müde. Das Mädchen stöhnt im Schlaf. Ihr Haar liegt, wie fremdes Gras, auf dem Polster.

Geräusche klopfen beharrlich. Aufgewacht, ist es Geplätscher im Badezimmer. Von der Straße her klingt Stadtlärm. Das Mädchen kommt nackt aus dem Bad. Ihr Körper fließt kühl in meine Schlafwärme, die Vereinigung ist kurz, wild. Ihre Zähne wühlen in meinen Lippen. Sie liegt an meinem Gesicht. Ihre Hände unruhig auf meiner Haut. Ich streife ihre Schulterblätter entlang, ziehe sie eng an mich. Das ist nicht mehr die Barvisage; der Mund groß, weich, sehr rot. Sanft schiebe ich sie von mir. »Affe, kleiner… ich habe Hunger, besorge uns ein riesiges Frühstück«, sage ich. Sie rollt zur Seite, greift zum Hörer. Beim Rasieren steht sie hinter mir, küßt meinen Rücken. Ihr Körper ist eng an mich gepreßt, dann jage ich sie hinaus, manchmal scheiße ich gerne solo.

»Mußt du gehen?« frage ich. Ihr Kopf ist unten. Sie taucht ein Croissant in den Kaffee.

»Nein, ich muß nicht gehen, nur wenn du mich wegschickst«, sagt sie leise.

»Was sagt da dein Mac dazu?« frage ich.

Sie hat sicher einen Zuhälter. Auf diesem Platz, in der Bar, kann sie nur arbeiten, wenn sie einen Rückhalt hat… in dieser Gegend, um die Place d'Opera, regieren die Korsen und Sizilianer…

»Ich habe keinen Zuhälter«, sagt sie und sieht mich voll an. Warum sie wohl lügt? Möchte sie mehr Geld verdienen, sie hat den Geldpacken mit heißen Augen angesehen.

»Du lügst… warum lügst du?« sage ich.

»Ich lüge nicht, ich habe keinen Maquerot«, sagt sie wieder.

Sie greift nach einer Zigarette, und dann zündet sie auch für mich eine an.

»Ich hoffe, du hast nicht gelogen«, sage ich.

Sie schüttelt den Kopf, trinkt. Was soll dieses Lügen? Hm, Huren lügen, von Amsterdam bis New York, von Tanger bis Tokio, also warum diese nicht? Ihre Augen sind klar und ruhig.

»Ich habe Zeit, möchte ans Meer«, sage ich.

»Bringst du mich zu meinem Hotel, ich hole nur mein Badezeug«, sagt sie.

Wir ziehen uns an, auf der Straße, vor meinem Auto, bleibt sie überrascht stehen.

»Du bist Österreicher?« sagt sie.

Im Wagen nimmt sie meine Hand vom Lenkrad, legt sie gegen ihre Wange, dann sagt sie mir den Weg. Ihr Hotel ist nahe. Ich warte im Auto. Nach wenigen Minuten kommt sie, hängender Kopf, Schultern gesenkt. Sie ist allein. Ich stecke die Pistole wieder in die Türtasche zurück. Nur zur Vorsicht – falls der Mac angebraust wäre –, wegen des verschwundenen Geldes.

»Warum hast du mir das Geld weggenommen?« sagt sie.

»Ich zahle nie fürs Ficken, auch nicht, wenn eine Hure so nett ist wie du«, sage ich.

Schmale Hände liegen schlaff im Schoß. Sie trägt ein kurzes, weißes Kleid, weiße Sandalen mit Plateausohlen. Eine gelbe Haarflut und Sonnenbrille verbergen das Gesicht. Ich fahre an St. Jean vorüber zur Corniche J. F. Kennedy. Die Straße klebt zwischen Felsen und dem Meer. Das Chateau d'If in der Mitte der Bucht. Mauern, Wälle und Türme schimmern golden über dem blaugrünen Wasser. Weiß leuchtend dahinter, die Berge von Estaque.

In breiten Windungen zieht sich die Fahrbahn hinunter zum Strand. Haufenweise liegt Dreck – Glasscherben, Papierfetzen und

leere Bierdosen – herum. Über allem hängt ein säuerlicher Dunst. Die etwa halbmeterhohen Wellen, die da in grauer Gischt zerlaufen, sind trübe und wenig einladend.

»Fahren wir zum Kap«, sage ich. Sie nickt nur. Am Point Rouge vorbei, fahre ich die Serpentinen zum Kap hoch. An einigen Zelten vorüber gehen wir auf nacktem Fels zum Wasser hinunter. Hier draußen ist der Seegang doch merklich höher, das Wasser ist kristallklar. Zur Sonne hin blendet ein breiter Streifen grelles Silber. In eine glatte Mulde lege ich die Decke, dann ziehe ich mich aus. Das Mädchen kauert am Deckenrand. Sie sieht zum Kap hinüber. Der schwarze Felsen liegt einen Steinwurf weit. Ich klettere ein Stück höher. Eine schmale Felskanzel hängt über das Wasser. Ich springe weit hinaus in den blendend türkisen Spiegel. Das Wasser ist kalt. Ich öffne die Augen – durchsichtig bis ins Dämmer der Tiefe hin – seitlich, graugrün bis tiefschwarz der Felsen. Beim Auftauchen sehe ich das Mädchen winken. Ich versuche, gegen die Strömung zu schwimmen. Der eisige Strom vom offenen Wasser her drückt mich nahe an das steinige Ufer. Ich schwimme einen weiten Bogen ins freie Wasser, dann in die Strömung. Nahe an der dunklen, grobporigen Wand zieht mich der Sog vorbei, einer glatten Felszunge entgegen. Der Stein ist scharfkantig. Ich ziehe mich hoch, die Muskeln zittern. Über eine steile Rinne klettere ich zu dem Mädchen hinüber. Sie liegt ausgestreckt auf dem Rücken. Naß lege ich mich neben sie, schließe die Augen. Durch den Schatten der Lider malt die Sonne Bilder, Fingerspitzen streichen tastend meinen Körper entlang.

»Willst du hierbleiben?« fragt sie und küßt meine Brust bis zum Bauch, dann decken ihre Haare mein Gesicht.

»Möchtest du?« sage ich, ohne die Augen zu öffnen.

»Ich möchte dich, richtig mit Liebe, verstehst du. Ich kenn dich ja nicht, aber das ist mir egal«, sagt sie stockend.

»Und das Geld? Du mußt doch verdienen, dein Mac verprügelt dich«, sage ich. Die Haare bleiben an meinem Gesicht. Ihr Mund spricht an meinen Lippen.

»Vor sechs Wochen haben Araber versucht, mir Geld wegzunehmen. Einer hat sich eingemischt, er hat mir helfen wollen. Sie haben ihn niedergeschlagen, jetzt sehe ich ihn manchmal. Ich gebe ihm nie Geld, wenn du das meinst«, sagt sie. Ein edler Mensch.

»Er heißt Christian. Wenn du ihn sehen willst, hole ich ihn heute abend«, sagt sie. Die bleichhaarige Hure, Felsen, Wasser und Sonne. Wollte ich nicht in einer kleinen Bucht hocken und fischen, schwimmen und schreiben? Habe ich noch immer nicht die Schnauze voll von der anderen Seite? Wenn ich dem Mac die Kleine wegnehme, gibt es Stunk, wie das Amen nach dem Gebet.

Der Körper neben mir ist schlank und heiß und zärtlich und willig. Es ist mühsam. Das Andere ist mühsam, dieses hier nicht. Hineinsteigen in ausgetretene Spuren, dieselben Worte, das gleiche Ritual, Gesten, ohne Unterschied.

Das Mädchen lügt, Huren lügen. Es ist Schutz vor der Umwelt. Abwehr gegen die Verachtung, die Isolierung, das Ausgenütztwerden. Doch es bringt keine Erleichterung, keinen Vorteil, denn sie belügen sich auch selber, damit schließt sich dieser unsinnige Kreis.

Die zerfickte Votze, das ausgeleierte Arschloch einer Hure ist mir lieber als das gepflegte, empörte Gesicht der geachteten Frau von ›drüben‹. Oder ist es nur deshalb, weil ich am ›Drüben‹ gescheitert bin?

Ich mag sie aber, die glasharten, dummen, sentimentalen, schamlosen, prüden, duldsamen, abgebrühten, versoffenen, vitalen, leichtsinnigen, treuen Verdienerinnen. Sie sind da und schweigen und bringen Geld, sind anspruchslos und glücklich über jede

Zärtlichkeit.

»Ich wollte schon einige Male aufhören«, sagt sie.

Welche nicht? Welche hat keine Illusionen? Warum sie gerade nicht? Das Kaffeehaus, das Häuschen, die Wohnung, eine Reise - irgend etwas zum Träumen für die langen Stunden, wo sie stehen und warten, taxieren und rechnen oder einfach müde sind, weil der Zuhälter gesagt hat, »heute arbeitest du rund um die Uhr«.

Manches Mal ist es dann ganz nahe, das ›kleine Glück‹, und erreichbar. Dann schafft sie es eine Zeitlang ohne Zuhälter, spart und sieht sich frei vom Pflaster – dann kommt der nächste, und sie bietet sich, ihr Geld und – steht wieder an der Ecke.

»Früher war ich Krankenschwester, vielleicht sollte ich wieder…«, sagt sie und bricht ab, weiß, daß es zwecklos ist. Sie stellen sich alle nur auf die Zehenspitzen und schauen über den Zaun. Zwischen Leichtsinn und Depressionen schleppen sie ein Bündel Hoffnungen mit sich. Keine erfüllt sich. Sie schaffen kaum den Sprung von der Straßen- oder Bardirne ins eigene Appartement. Wenn, dann durch Zufall oder – mit einem cleveren Zuhälter.

Weit offene Augen sehen mich an. Einen Teil des Berges spiegelt sich darin, rauchig und nahe.

»Eine Hure wie mich… in jeder Stadt kannst du eine haben. Brauchst nur mit einem Geldschein zu winken, sagen, komm mit, und ich komme mit. Aber ich will nicht mehr. Ich will nicht mehr. Seit einigen Wochen bin ich jeden Abend betrunken, dann gehts leichter. Alles, die Scheiße, verstehst du mich«, sagt sie hastig und drängend. »Sie kotzen mich an. Alle. Ich will ihre halbweichen Schwänze nicht mehr sehen, nicht mehr in den Mund nehmen. Ihre wühlenden Finger in meiner Fut spüren. Nie mehr sagen müssen… ›du fickst wunderbar‹ zu diesen Schlappschwänzen, diesen halbwarmen Hunden, diesen vergammelten Arschfickern, hörst du… nie mehr. Wenn sie sagen, krall fester, tiefer ins Arschloch,

schneid mich ein bißchen in den Sack, scheiß mir auf die Brust, den Bauch, pinkel mich an. Ich will sie nie mehr sehen, nie mehr, nie mehr…«, heult sie stoßweise. Schluchzend, halb erstickt kommen die Worte. Vor mir sind ihre zuckenden Schultern, ihr Körper vibriert, stammelnd redet sie weiter.

»…wie du gestern gekommen bist, so ganz ruhig, ohne Gier, als, als wäre ich dein Mädchen. Ich habe mich gefreut, du brauchst das nicht zu begreifen, trotzdem hast du mich geschlagen, als wäre ich dein Eigentum«, sie zerknüllt ein Taschentuch im Gesicht.

»Ich bin allein, begreifst du, allein, wie ein verlaufener Hund. Am Abend kann ich trinken, dann wird es egal, es zählt nicht mehr, aber so etwas wie mit dir darf nicht geschehen«, zögernd spricht sie gegen den Windhauch, der vom Land her über die Felsen streicht. Seltsam, gedankenlose Berührungen haben einen Damm unterwaschen. Wie oft saß, stand, lag ich daneben, wenn die Härte brach? Sei ist jung, da lebt noch so vieles. Der Schatten vor meinem Gesicht verschwindet, ich höre sie in der Handtasche kramen. Fotos. Neben einer Steinmauer ein alter Mann. Streng faltiges Gesicht, weißes, gerade gescheiteltes Haar, der Vater; daneben, verarbeitet, verhärmt, im dunklen Kostüm: die Mutter.

Blumen und Gras, Berge dahinter.

»Notre Jardin«, sagt sie leise. Unser Garten. Versonnen schaut sie auf das Bild, scheint zu suchen – das andere Leben? Aus einem Nebenfach der Tasche zieht sie ein blaues Lederetui. Kinderbilder. Ihr Junge, dreijährig, blond, mit rotem Ball, auf einem grellbemalten Schaukelpferd.

»Er ist bei meinen Eltern. Ich habe ihn schon lange nicht gesehen. Zu Weihnachten und zu Ostern habe ich Spielzeug geschickt, vielleicht haben sie es ihm gegeben. Sie lassen mich nicht zu ihm, wissen, wie ich lebe, was ich tue. Sie wohnen in der Nähe von Montauban, in den Bergen. Einer aus dem Dorf hat mich hier

gesehen, er wollte umsonst ficken, sonst würde er alles erzählen. Er hätte es auf jeden Fall erzählt. Ich habe ihn ausgelacht, weggeschickt. Er hat es erzählt, allen.«

Sie starrt in das silbriggraue Licht, der Sonnenspur im Wasser nach. Die Hände streichen in fahrigen Gesten durch die Luft.

Es gibt nichts zu sagen, gibt nie etwas zu sagen. Wir schweigen lange, dann – lächelt sie.

»Ich möchte dich zum Essen einladen. Ich möchte, daß du nie fortgehst. Ich bin so dumm. Du bist nicht böse?« sagt sie.

»Nein«, sage ich. Sie legt ihre Hand gegen mein Gesicht.

»Die Zeit, welche du hier bleibst, möchte ich mit dir sein. Darf ich es? Du hast mich deinen kleinen Affen genannt, wie viele andere davor wohl auch, aber, laß ihn mich für ein paar Tage sein – ist doch egal, wer es ist«, sagt sie und ist leise, kaum mehr verständlich.

»Wenn es dir Spaß macht, aber ich zahle nie für Frauen, das ist dir wohl klar«, sage ich. »Ich habe Geld, und ich kann welches verdienen, wenn du es brauchst«, sagt sie und faltet die Decke.

Also ist das einzige Problem – wenn ich hier bleibe – der Mac. Später sitzen wir in einem Restaurant in Callelonque. Wir essen Langusten, sie lacht und plaudert glücklich. Schmale Sonnenstreifen wandern über das Tischtuch. Ein dicker, schwitziger Wirt zerlegt uns hernach Fische. Das Mädchen träufelt eine scharfe Sauce darüber. Der Wein fließt spröde, etwas herb über den Gaumen. Der Nachmittag wird unmerklich später. Verlaufene Stunden ohne Gewicht. Ich trinke wieder Calvados und schaue aus dem offenen Fenster. Boote und Jachten wiegen sich in dem engen Hafen. Zwei Fischer sitzen da, auf den Stufen zum Wasser, der Sonne zu. Flink fädeln ihre Finger die Schiffchen durch Netzmaschen. Sie flicken schadhafte Stellen. Wenige Kilometer von hier kocht der Asphalt. Die Stadt krümmt sich unter der Hitze.

Autokolonnen kriechen durch die Straßen, zu dem Tunnel am Hafen. Menschen hetzen. Eisstücke klirren in Gläser auf den Tischen der Bistros am Rand der sonnenheißen Boulevards. Farben und Bewegung, Lärm und Gestank, Aggression und Trägheit.

Das Mädchen löffelt an einem sehr bunten Eis, die Farben stechen grell von den dunkelgetäfelten Wänden ab. Ich schnuppere an meinem Glas – ein Apfelbaum im Garten des Großvaters. Alte Gedanken hängen herum, bleiben liegen, nichts geschieht. Es ist Sommer. In einem anderen Land.

Spät, die Sonne ist ein feuriger Kranz weit im Westen, fahren wir in die Stadt zurück.

»Wenn ich abends arbeiten soll, muß ich zum Coiffeur«, sagt sie und sieht mich an.

»Dann geh. Ich bin im Hotel«, sage ich. Sie küßt mich, steigt aus dem Wagen. Ich stelle das Auto vor dem Hotel ab. An der Rezeption werde ich aufgehalten. Post. Ich blättere die Umschläge durch, nichts von Stella. Dann bestelle ich eine Flasche Calvados.

Lange bleibe ich unter der Dusche, das Wasser rinnt lau. Ich binde mir ein Handtuch um die Hüften, dann kommt das Mädchen mit dem Schnaps. Mit einer Zigarette, dem Schnaps und den Briefen lege ich mich auf das Bett.

Helga aus Koblenz.

Anja – aus Wien.

Nein. Ihr braucht mich nicht und ich euch nicht. Ihr lebt in Geleisen, spurtreu, mit viel Sicherheit. Morgens und abends und immer die Frage, ist auch noch alles vorhanden, greifbar und verständlich. Ihr kennt kein hungriges Morgen, kein totes, vergessenes Gestern. Ihr hängt mir zum Hals heraus. Die Vergangenheit, oder besser, die noch eben existente Gegenwart klopft an. Gesichter schwimmen vorbei. Gesten, Worte oder mehr? Ich will nichts mehr erinnern. Da ist der Schmerz, hat ihren

Namen… Stella. Wie oft in den Wind gebrüllt, in den Sand geschrieben? Sie ist in einem nebelfernen Land geblieben. Sie lebt in ihren glatten Tagen.

Die Briefe gleiten zu Boden, der Calvados ist warm in meiner Kehle, der schwarze Tabak brennt leicht auf der Zunge.

Ich nehme die Pistole aus dem Halfter. Es ist eine Mauser, Kaliber 7,64. Ich schiebe sie unter den Kopfpolster, dann lege ich mich wieder auf das Bett. Trinke, rauche, warte.

Eine knappe Stunde, es klopft. Getürmt und verschlungen liegt die gelbe Flut um den Kopf. Ein blauer Mini, gleichfarbige, hohe Stiefel.

Ein toller Kampfanzug. Dahinter der Mac.

Gedrungen, dunkel, im Hemd. Wache, lackschwarze Augen im breiten Gesicht. Zähne blitzen. Er streckt mir die Hand entgegen, ist mir unsympathisch. »Da ist Christian. Ich habe ihn drüben im Bistro auf der Place de Gaulle getroffen. Ich habe ihn mitgebracht, weil… ich glaube, daß du ihn sprechen wolltest«, sagt sie.

Seine Augen wieseln über mich. Wir schütteln uns die Hände. Die Pistole hinter dem Polster drückt in meinen Rücken. Ich bin groß und nicht schmal, aber er ist breit, die Muskeln dehnen das Hemd.

Hinter meiner Stirn klopft ein Alarm. Das Mädchen lächelt, dumm und lieb. Sie sitzt neben mir am Bett. Der Mac bleibt kalt.

»Was willst du?« frage ich.

»Sie hat mir von dir erzählt, und ich dachte…«, er zögert.

»Was?« sage ich.

»Du bist Ausländer, trägst eine Waffe, vielleicht hast du Schwierigkeiten«, sagt er und setzt sich dann auf den Sessel neben der Balkontüre.

»Nein«, sage ich. Das Mädchen fingert unter dem Handtuch an meinem Schwanz.

»Du willst hierbleiben?« sagt er und zündet eine Zigarette an. Das

Mädchen küßt meine Brust, den Bauch.
Der Mac verzieht keinen Muskel.
»Christian kann dir hier vieles zeigen. Er kennt auch ein paar gute Leute«, sagt das Mädchen und schmust meinen Schenkel entlang.
Was – sollte mich interessieren?
Was will der Mac?
»Ich weiß nicht, ob ich hierbleibe, aber, jetzt möchte ich mich anziehen«, sage ich.
»Wir warten auf der Place de Gaulle«, sagt er und drückt die Zigarette aus. Dann steht er neben der Türe.
»Du brauchst nicht zu warten«, sage ich langsam, »und sie bleibt hier.«
Für einen Pulsschlag sinkt sein Lächeln, dann nickt er mit kalten Augen.
»Wir können uns auch später treffen«, sagt er. Leise schließt er die Türe.
»Komm her!« sage ich zu ihr. Wiegend kommt sie. Ich beuge sie über den Tisch.
»Cherie, ja«, sie stößt den Hintern gegen mich. Dann ficke ich sie in den rosigen Fleischstern.
Meine Finger krallen in die hellen Halbkugeln. Sie wimmert leise, dann schreit sie auf. Mir schrumpfen die Eier. Es rinnt, und der Geruch stört mich nicht. Im Bad wäscht sie mir die Scheiße von der Eichel. »Ich dachte, du willst ihn sehen«, sagt sie unsicher.
Ich betrachte mein Gesicht im Spiegel. Hohle Wangen, breite Jochbeinbögen, die zerschlagene Nase, die Grube im Kinn.
Ruhe möchte ich haben, Ruhe.
Vom Balkon schaue ich auf die Börse hinunter. Dampfig schwer und unbeweglich ist die Luft. Monique lehnt am Türpfosten, sieht mich an.
»Wenn du willst, fahren wir sofort weg, nach Nice oder Cannes.

Nimm mich mit«, sagt sie, kommt näher.
»Nein«, sage ich, »wir bleiben hier in Marseille.«

Beklemmende Bilder, im Rauch und dahinter. Ich bin anwesend, nicht mehr. Es nagt. Es frißt. Das Mitgebrachte. Das Dreckige. Die Welt geht auf ausgetretenen Wegen, spricht ihre leichte, flatternde Sprache. Nichts Grausames, Direktes klingt an. Man tötet noch immer lächelnd, gewichtslos.

Da bin ich nun, die Dirne, der Hafen, die Straßen mit denselben Namen, die Geher, Steher, Redner und Zuhörer. Es ist doch nicht verändert gegenüber der Vergangenheit. Der Haß ist dazugekommen. Ist Atem, Herzschlag, Gedanke. Ist in den Händen, in der Stimme, im Schlucken, im Gehör.

Unter meinen Händen zerbricht wieder ein Mensch, ist zerquetscht, leblos.

Atemzüge scheuern an den Rippen, reißen blutige Höhlen. Ohne Freude halte ich einen verlaufenen Tag noch ein wenig fest. Granit mahlt im Gehirn. Keine Angst ist da und keine Geduld. Das Glück stirbt in jedem Augenblick.

Die Vergangenheit versucht ihre Spiele.

Kein Reden mehr. Ratten nagen immer in derselben Art. Was nebenher zum Teufel geht, ist schade.

Zwei Monate später schreibe ich diesen Roman-Bericht, in Marseille, im Gefängnis: Maison de Arret des Baumettes.